Furore.

Zweiter Theil.

Furore.

Geschichte eines Mönchs und einer Nonne

aus dem

Dreißigjährigen Kriege.

Ein Roman

von

Wolfgang Menzel.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Rosalie blieb in der verödeten Amtswohnung ihres Gatten. Krieg und Pest hatten auch in den übrigen Bergwerksbezirken des Harzes so viele Opfer gefordert, daß der Betrieb geraume Zeit darnieder lag und erst im Laufe des nächsten Sommers ein neuer Bergbeamter von Clausthal hergeschickt wurde, um die Arbeiten wieder einigermaßen in Gang zu bringen und wenigstens das gediegene Silber in die Münze abzuliefern. Er brachte eine junge Gattin mit, die sich Rosaliens mit Güte annahm und nicht dulden wollte, daß sie das Haus verließe, ehe ihre Angelegenheiten würden in bessere Ordnung gekommen sein.

Zwei Briefe, die Rosalie, sobald der Postenlauf wieder sicher war, den einen an ihre sächsische Freun-

din Apollonia, den andern an ihre fränkische Muhme Gertrud geschrieben und oft mit ihren Thränen benetzt hatte, wurden ihr auf eine wahrhaft trostlose Weise beantwortet und vermehrten ihren ohnehin so schweren Kummer. In Sachsen hatte die Pest ebenfalls schonungslos gewüthet und Apollonia hatte alle ihre Kinder wieder bis auf eines verloren. Zudem war ihr Dorf durch die Schweden ausgeplündert worden, als Banner Torgau erstürmte. Aus Franken aber schrieb Gertrud, sowol das Lichtenberg'sche als Wildeck'sche Erbe seien noch immer confiscirt und sie selbst lebe kümmerlich in der Miethe. Rosalie, einst in Wildeck so reich, hätte gern den beiden Freundinnen geholfen, aber sie selbst besaß jetzt fast nichts mehr und die Pension, die sie anzusprechen hatte, wurde ihr im Drange der Zeiten nicht ausgezahlt.

Das allgemeine Elend gereichte ihr zu einigem Troste. Eine Unglückliche mehr oder weniger fiel damals nicht auf. Auch war ihre Natur zu edel, als daß sie sich mit ihrem eigenen Unglück allein hätte beschäftigen können. Sie blieb fortwährend die Helferin und Trösterin Derer, die noch ärmer, noch elender waren als sie, und genoß deshalb einer allgemeinen Verehrung und Liebe.

Aber das reichte nicht hin, die fürchterliche Leere in ihrem Herzen auszufüllen und ihren namenlosen Schmerz zu lindern.

Stundenlang versank sie in die süße Erinnerung ihres Liebesglückes, versetzte sich in lieblichen Träumen nach Wildeck zurück und glaubte die freundlichen Gesichtszüge ihres Gatten wieder vor sich zu sehen so lebendig, so nahe, so lächelnd froh — da war es wieder plötzlich kalte leere Nacht um sie und ein brennender Schmerz schloß ihre schönen Augen mit quellenden Thränen.

Der Demiurg ließ sich nicht mehr bei ihr blicken. Er irrte als völlig Wahnsinniger in der Gegend umher, ein Gegenstand des Mitleids und des Abscheus. Aber was er einst Rosalien von seiner finstern wunderbaren Gnosis offenbart hatte, das glaubte sie erst jetzt recht zu verstehen. Das Gefühl der schrecklichsten Verlassenheit, welches dem Wesen angedichtet wurde, von dem alles Wehe der Menschen gekommen sein sollte, war auch ihr Erbtheil geworden. Wie die Mutter aller Seelen, verstoßen aus dem Himmel, in der unermeßlichen Oede der Welt mit ihrem Gram allein war, so fand Rosalie ihre eigene Seele und in ihre Seufzer mischte sich der Name der Achamoth.

Gab ihr der bessere christliche Glaube, gab ihr die ewige Verheißung des Evangeliums keinen Trost? Sie betete viel, sie wandte sich an Gott mit der Andacht, die im Unglück immer die wahrste und innigste ist. Aber der lutherische Glaube hatte nicht tief genug in ihr Wurzel geschlagen. Unwillkürlich gerieth

sie in die katholischen Nonnengefühle zurück und fiel nur in tiefere Schwermuth, indem sie sich, trotz alles Sträubens ihrer Seele, des Gedankens nicht erwehren konnte, der Verlust ihres Geliebten und die traurige Wendung ihres Schicksals, ihr Sturz aus dem höchsten irdischen Glück ins tiefste Unglück sei die Strafe dafür, daß sie ihre klösterlichen Gelübde gebrochen habe.

Aber sie wurde solcher schwermüthiger Gedanken immer wieder Meister durch das starke und unüberwindliche Gefühl ihrer Liebe, die sich vollkommener Reinheit und eines solchen innern Adels bewußt war, daß sie ihr Recht vor Gott und Menschen behaupten durfte. Sie hatte zu lange mit Bernhard gelebt, zu gut seinen hohen Werth erkannt, zu tief seine Liebenswürdigkeit empfunden, als daß sie ihre Klostererinnerungen hätten bewegen können, auf sein Bild auch nur den leisesten Schatten zu werfen. Sie gerieth in schönen Unmuth, als sie überlegte, wie unedel es wäre, von der Liebe, durch die sie beide nicht nur so glücklich geworden waren, sondern sich auch höher gehoben und veredelt hatten, jetzt kleinlicher zu denken, weil der Tod sie getrennt hatte.

Darum klammerte sie sich an die Hoffnung des Wiedersehens in einer bessern Welt. Sie träumte davon und spiegelte die schönsten Erinnerungen ihrer Vergangenheit in der Zukunft ab, welche sie sich mit Bernhard wieder vereinigt im Elysium ausmalte. Sie

dachte nur an den Tod und wünschte ihn aufs sehnlichste herbei. Sie begriff kaum, warum der Tod, der ihr in vielfacher Gestalt doch so nahe gewesen, sie verschont habe. Sie zürnte dem Grame, nicht daß er sie quäle, sondern daß er sie nicht tödte. Ihre blühende Gesundheit wurde ihr zur Last, sie machte sich heimlich einen Vorwurf daraus.

So brachte sie in schwarzer Trauertracht ihre Tage hin, halb dem Grabe zugewandt, halb dem freudelosen Leben, ohne Ruhe, ohne Frieden, in immerwährender innerer Spannung, ohne Hinblick auf irgend einen festen Punkt der irdischen Zukunft, die wie ein undurchdringlicher Nebel vor ihr lag, und ohne Hoffnung, daß der Tod so bald ihre Wünsche erhören und sie mit Bernhard wieder vereinigen werde.

Zweites Capitel.

So war schon über ein Jahr ihres Witwenstandes vergangen, als Rosalie unerwartet eine Einladung nach Stolberg erhielt. Die Gemahlin des regierenden Grafen daselbst, eine geborene Gräfin von Barby, war eine sehr gebildete und menschenfreundliche Dame, die

zufällig von Rosaliens traurigem Schicksale gehört hatte und es für ihre Pflicht hielt, sich der schönen Unglücklichen anzunehmen. Ihren Gemahl, den Grafen Johann Martin, interessirte es besonders, daß, wie er gehört hatte, Rosalie eine entführte und zum Protestantismus übergetretene Nonne sei. Er war nämlich ein überaus eifriger und feuriger Protestant, der für die Sache seiner Glaubensgenossen schon die größten Opfer gebracht hatte, denn bei der tapfern Vertheidigung von Magdeburg war er schwer verwundet und gefangen worden und hielt auch nach seiner Befreiung trotz allen Anfechtungen zur protestantischen Partei.

Die Einladung war so herzlich, daß Rosalie sie als einen Wink des Himmels annahm. Nachdem sie sich noch einmal in das Bergwerk hatte bringen lassen, um vom Grabe ihres Gatten den letzten Abschied zu nehmen, schied sie auch von den Lebenden, die sie alle lieb gewonnen hatten und bei ihrer Abreise ihr reichlich Gottes Segen nachwünschten.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, einer von denen, an welchen die Sonne mit ihrer allesbelebenden Wärme den steifgefrorenen Erdenkloß in die Lerche verwandelt, die sich frei zum Himmel aufschwingt. Aber Rosaliens Auge drückte noch ein zu tiefer Schmerz nieder. Die Erinnerung an Das, was sie in der traurigen Bergstadt des Harzes zurückließ, vergönnte ihr

nicht, auch nur von dem leisesten Glücke zu träumen, das sie vielleicht erwarten könne.

In Stolberg wurde sie aufs liebreichste empfangen. Die Gräfin Agnes Elisabeth gab ihr in ihrem sehr geräumigen Schlosse eine nette Wohnung und der Graf selbst widmete ihr eine ebenso herzliche, als galante Aufmerksamkeit. Ihre Schönheit und der Adel ihres Wesens verfehlten nicht auch auf ihn einen tiefen Eindruck zu machen, wie es allen Männern geschah, die in ihre Nähe kamen. Da er in ziemlich enger Verbindung mit dem kursächsischen Hofe stand, so nahm er den alten Plan Heldrungen's wieder auf, der schönen Witwe zu ihrem doppelten fränkischen Erbe zu verhelfen; allein wegen des damals noch bestehenden Bundes zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Kaiser und bei der tiefen Zerrüttung aller Rechtsverhältnisse blieb auch seine warme Verwendung erfolglos.

Seine Gastfreundschaft und die Milde seines ganzen Wesens wirkten auf Rosalien äußerst wohlthätig. Obgleich er schon älter war, erinnerte er sich doch immer an Heldrungen. Solche ehrenhafte Männer, solche gebieterische und doch sanfte Naturen sterben zum Glück in Deutschland nie aus. Man fand sie zu allen Zeiten, man findet sie noch unter allen Ständen. Von ihnen hat die Tugend selbst den Namen erhalten, denn ursprünglich bezeichnet dieser Begriff in der deut-

schen Sprache nur die männliche Kraft, Treue und Güte.

Der Graf war nicht nur wegen seines patriarchalischen Regimentes ungemein beliebt bei seinen Unterthanen, sondern auch auswärts wegen seiner Bildung geachtet. Er war Mitglied des nach dem Muster der italienischen Akademien im Jahre 1617 durch Caspar von Teutleben in Weimar gestifteten Palmenordens, der sogenannten Fruchtbringenden Gesellschaft, und führte darin den Ehrennamen des „Bestehenden". Rosalie fand in seiner Büchersammlung Alles, was der damalige Geschmack in Deutschland für poetische Meisterwerke zu halten pflegte. Sie überzeugte sich dadurch von der Wahrheit der Urtheile, die sie so oft aus dem Munde ihres alten Freundes Tinius vernommen hatte und die alle darauf hinaus liefen, daß man ausschließlich dem Antiken nachstrebe, ohne es erreichen zu können. Es fiel ihr unmöglich, den steifen Alexandrinern, welche damals in die Mode gekommen waren, und der breiten und schwülstigen Ausdrucksweise der deutschen Dichter Geschmack abzugewinnen. An Opitz, der allgemeiner und ungetheilter Bewunderung genoß, miskannte sie zwar nicht ein schönes Streben nach Natürlichkeit und Leichtigkeit, allein weit entfernt, das Ziel dieses Strebens zu erreichen, hatte er sich kaum einigermaßen von der allgemeinen Unnatur, Pedanterei und Affectation losgewickelt und

hing in seinen meisten Dichtungen noch eng mit ihnen zusammen. Wenn auch den italienischen Originalen der damaligen Schäferpoesie eine gewisse Oberflächlichkeit und Manierirtheit vorgeworfen werden mußte, so bewegten sich die italienischen Dichter doch in diesen Charaktermasken wie auf einem Carneval leicht und bequem; wogegen ihre deutschen Nachahmer nur viereckig, täppisch und barbarisch auftraten.

Das gastliche Schloß des hochgräflichen Ehepaares war ein Sammelplatz für die Gebildeten der Umgegend. Es fehlte daher den Damen nicht an Cavalieren, welche theils Clienten und Vasallen des Hauses, theils gute Nachbarn, theils fremde Strichvögel waren, die der Krieg aufgejagt hatte oder die in Geschäften reisten. Natürlicherweise mußte gar manchem unter ihnen die Schönheit Rosaliens, der damals kaum sechsundzwanzigjährigen Witwe, nicht wenig in die Augen stechen. Aber die Galanterien dieser Herren misfielen Rosalien. Die Gräfin meinte zwar, sie solle es nicht verschwören, daß sie niemals wieder heirathen werde; in dieser sturmbewegten Zeit, deren Beruhigung noch in unabsehlicher Ferne liege, sei der Schutz eines Mannes doch außerordentlich viel werth, und wenn sich ein Bewerber um sie fände, der ihrer würdig genug wäre, so würde sie ihr lebhaft zureden, die ihr dargebotene Hand nicht zu verschmähen. Aber Rosalie

schüttelte den Kopf, seufzte tief und sang zu ihrer Harfe:

Ich sehne mich zu sterben,
Zu erben ein andres Glück.
Was man hier kann erwerben,
Wie bald läßt man's zurück!
Nichts dauert ja, nichts dauert
Auf diesem Erdenrund,
Hinter der Wonne lauert
Der Schmerz, der Tod zur Stund.

Ich sehne mich zu wandern
Durch aller Sterne Pracht.
Vielleicht auf einem andern
Ein besser Glück mir lacht,
Ein Glück, das dauert und währet
Und nicht so bald verraucht,
Wo kein Winter den Lenz verheeret,
Kein Tod die Lieb' anhaucht.

Ich sehne mich zu stillen
Der ewigen Liebe Drang,
Muß ich durch Gottes Willen
Auch irren noch so lang,
In tiefe Gräber nieder
Und Finsternisse gehn,
Doch Liebe weckt mich wieder
Und macht mich auferstehn.

Drittes Capitel.

Im Jahre 1639 ging ein neuer Hoffnungsstrahl für die Protestanten auf. Die Schweden unter General Königsmark drangen durch Thüringen in Franken ein und brandschatzten das Bisthum Würzburg. Noch weit bedeutendere Erfolge errang Herzog Bernhard von Weimar am Oberrhein. Wenn es in diesem günstigen Zeitpunkte gelang, die beiden nordischen Kurfürsten wieder vom kaiserlichen Bündniß loszureißen, so konnte der endliche Sieg der protestantischen Sache nicht mehr zweifelhaft sein. Dann mußten auch Rosaliens schöne Güter der rechtmäßigen Besitzerin wieder anheim fallen. Diese Aussichten machten dem Grafen Stolberg fast mehr Freude als Rosalien selbst, die eigentlich nicht wußte, was sie ohne Gatten, ohne Kind, ohne Bruder mit dem Erbe hätte machen sollen, wenn es ihr wirklich wieder zu Theil geworden wäre.

Um diese Zeit kam Schenk von Tanne, aus dem Lager des Herzogs Bernhard von Weimar nach Sachsen abgesandt, auch auf das Schloß Stolberg, und verweilte hier einen Tag, um den Grafen, was nicht nöthig war, in der schwedischen Freundschaft zu bestärken und über die Stimmung, sowie über die noch

vorhandenen Streitkräfte des protestantischen Harzes Erkundigungen einzuziehen.

Bei diesem Anlaß sah er Rosalien und wurde von ihrer Schönheit und der beinahe heiligen Anmuth ihrer Erscheinung so ergriffen, daß er überlegte, ob er sich ihr nicht auf der Stelle zum Ritter anbieten solle. Aber eine Menge Hindernisse thürmten sich dem in ihm aufsteigenden Wunsche entgegen. Im vollen Bewußtsein seines Werthes, in hartem Kampfe erprobt, hochgeachtet in seiner Partei und ein Edelmann von Geburt, war er dennoch zarten Damen gegenüber etwas unbehülflich, was theils in einer zufällig vernachlässigten Erziehung, theils in seinen bisher ausschließlich politischen Leidenschaften und in der Verwilderung des Lagerlebens, theils auch in seiner zwar kräftigen, aber von Natur ungefälligen Gestalt seinen Grund hatte. Sodann stand er in einem Dienste, der ihm keine Zeit übrig ließ, sich einer Frau zu widmen, und der fast jeden Tag sei Leben gefährdete. Endlich lag sein Gut in Schwaben verödet und ausgestorben und Ruhe und Sicherheit waren dort weniger als in irgend einer andern deutschen Provinz wieder hergestellt. Er entschloß sich daher, die warmen Gefühle, die in seinem Herzen aufgequollen waren, stoisch wieder zu unterdrücken, konnte jedoch nicht umhin, der schönen Frau seine rauhen Huldigungen darzubringen, und ihr wenigstens anzudeuten, welche

Wunde im Herzen er unter seinem Küraß mit sich nehme.

Aber ehe er noch das Schloß Stolberg verlassen hatte, kam die erschreckende Nachricht, Herzog Bernhard von Weimar sei plötzlich gestorben und zwar, wie man damals allgemein glaubte, an französischem Gift, weil er immer mehr im deutschen, als französischen Interesse gehandelt hatte und sich Frankreich nie unbedingt unterwerfen wollte, der Cardinal Richelieu aber die Hoffnung hegte, wenn Bernhard erst beseitigt wäre, dessen hinterlassenes schönes Heer in französischem Solde und unter einem französischen Führer zu allen seinen Zwecken verwenden zu können. Schenk kannte die schlimme Stellung, welche Bernhard gehabt hatte, genau, und wußte nur zu gut, daß nach seinem Tode sein Heer nicht mehr für den protestantischen Glauben, noch viel weniger für die deutsche Einheit unter einem protestantischen Kaiser, sondern nur noch für eine Eroberung des katholischen Frankreich auf Kosten der Protestanten im südwestlichen Deutschland kämpfen würde. Zu kräftig und wild, um zu klagen, brach er in Verwünschungen aus.

Graf Stolberg machte ihn darauf aufmerksam, daß der Tod des edlen Herzogs Bernhard der protestantischen Partei und der deutschen Einheit dennoch insofern förderlich sein könne, als von nun an die neidische Erbitterung des Kurfürsten von Sachsen von

selbst aufhören müsse und dieser einflußreiche Herr sich nunmehr wol eher geneigt zeigen werde, dem prager Frieden zu entsagen und wieder mit seinen natürlichen Verbündeten und Glaubensgenossen, den Schweden, gemeinsam gegen die katholische Partei aufzutreten.

Schenk aber glaubte nicht daran. Je tiefer und reiner sein eigener Protestantismus war, um so größern Aerger nahm er an der Politik der Genossen des ehemaligen Leipziger Fürstenvereines, deren protestantischer Eifer nur eine Maske war, welche sie je nach ihrem dynastischen Interesse bald vornahmen, bald wieder ablegten.

Bernhard, rief er, der herrliche Bernhard, wurde von seinem Vetter, dem Kurfürsten, nicht minder gehaßt und verrathen, wie der pfälzer Friedrich von seinem Vetter in München. Maximilian von Baiern aber hatte als Haupt der katholischen Liga einen guten Grund, den Calvinisten Friedrich zu bekämpfen, während Johann Georg in Sachsen nicht den mindesten Grund hatte, gegen Bernhard feindlich zu handeln, da einer ein so guter Lutheraner war, wie der andere. Nichts bewegte diesen Kurfürsten, als die Furcht, wenn die protestantische Sache siege, werde sein glorreicher Vetter vielleicht noch Kaiser, wenigstens mehr als er werden. Und um so erbärmlichen Neides willen mußten Millionen protestantische Herzen brechen, mußten Lutheraner auf katholischer Seite gegen Lutheraner

fechten, die Länder der eigenen Glaubensgenossen verheeren und das schöne Vaterland zur immer menschenleerern Wüste machen.

Er ritt im tiefsten Unmuthe und Kummer von dannen in der traurigen Gewißheit, seinen großen und heißgeliebten Feldherrn im Lager nicht wieder anzutreffen und in Stolberg die Ruhe seines Herzens zurückgelassen zu haben.

Auch Rosalie war betrübt, denn es hatte ihr nicht entgehen können, welche sehnsuchtsvolle Blicke der schwäbische Ritter auf sie geworfen und wie gewaltsam er seine Empfindungen unterdrückt hatte. Daß sie, selbst unglücklich, nun noch durch ihre unschuldige Schönheit Andere unglücklich machen sollte, erregte ihr ein peinliches Gefühl. Uebrigens hatte seine Persönlichkeit, welche Achtung sie ihm auch schuldig zu sein glaubte, keinen Eindruck auf sie gemacht. Wie es scheint, lag es in ihrer angeborenen italienischen Natur, einer gewissen Eckigkeit der Deutschen keinen Geschmack abgewinnen zu können, auch wenn sie mit hohen Tugenden gepaart erscheint.

Viertes Capitel.

Eines Tages saß Rosalie gedankenvoll in ihrem Zimmer, indem sie sich mit Schreiben beschäftigte und weil sie nicht damit zurecht kommen konnte, die Feder niedergelegt hatte. Sie schrieb nämlich Apollonien und wollte in einem ausführlichen Briefe einmal so recht ihr Herz vor derselben ausschütten; aber mitten im Schreiben fiel ihr das Unnütze und Trostlose solcher Witwencorrespondenzen und die ganze Leere ihres Daseins dergestalt auf, daß sie nicht weiter schreiben konnte. Ist es nicht genug, dachte sie unwillkürlich, das Glück verloren zu haben, soll man ewig und ewig noch Worte davon machen? Ist es am Jammer nicht genug, soll man ihn auch noch beschreiben müssen?

Sie ließ Arme und Kopf sinken und befand sich in der, wir möchten sagen wollüstigen Stimmung einer gänzlichen Trostlosigkeit und Theilnahmlosigkeit, in der man sich dem Nichts so nahe fühlt, wie im süßen Schlummer; denn auch der Gram hat sein dolce far niente.

Das Wetter war seit vielen Tagen klar, windstill, heiß und trocken gewesen. Da unterbrach die Grabesstille des Mittags ein warmes Wehen von Westen her und mit einem leisen wunderbaren Klageton strich die

Zugluft durch das verschlossene Fenster. Rosalie fuhr zusammen. Es war ihr, als riefe sie eine Geisterstimme und ein unaussprechlich süßes Wehe durchzitterte sie.

Solche Naturstimmen, obgleich sie nur den Wechsel der Witterung anzeigen, wurden von jeher auch für Vorbedeutungen menschlicher Schicksale genommen.

Wie erschrak daher Rosalie, als ihr noch an demselben Abend in der Gesellschaft der Gräfin ein alter Bekannter aus Dresden vorgestellt wurde, der schöne Liancourt, der, ohne daß sie es gewußt hatte, des Nachmittags eingetroffen war.

Der Graf hatte richtig geurtheilt, als er dem Ritter Schenk die veränderte Stimmung des Kurfürsten von Sachsen voraussagte. Sobald der Kurfürst die bestimmte Nachricht vom Tode seines Nebenbuhlers, des Herzogs Bernhard, erhalten hatte, war er geneigt, die Unterhandlungen mit den Schweden wieder aufzunehmen, wozu übrigens auch der tapfere Degen des schwedischen Generals Banner beitrug, der dem armen Sachsenlande so grausam zusetzte, daß es der Kurfürst am Ende gerathen finden mußte, Versöhnungsversuche zu machen. Aber noch stand man einander zu feindselig entgegen und traute einander nicht. Es mußte mit großer Vorsicht gehandelt werden, insbesondere mußte man die Absichten Frankreichs kennen. Daher die Mission Liancourt's von Dresden nach Paris.

Liancourt war ungeheuer überrascht, die fränkische Edelfrau, für die er in Dresden entbrannt war, so unerwartet in Stolberg wieder zu finden, schöner als jemals und im Witwenstande. Sein ganzes Wesen wurde dadurch elektrisirt, die kühnste Hoffnung trat sichtbar auf seine Stirne und er hatte Mühe, die Worte des Entzückens, die auf seinen Lippen schwebten, in Ausdrücke des conventionellen Beileids zu verwandeln.

Was ihn in Rosaliens Erscheinung so unwiderstehlich bezauberte, war nicht ihre ideale Schönheit allein, sondern vorzüglich auch die bei ihr so höchst eigenthümlich ausgeprägte Mischung des italienischen Grundcharakters mit der deutschen Bildung, die wunderbare Vereinigung der deutschen Milde und naiven Anspruchslosigkeit mit der vollen Macht des südlichen Auges, der süßen Bescheidenheit ihrer Rede mit der antiken Göttlichkeit ihrer Lippen.

Die tiefe Trauer, in der er Rosalien fand, schreckte ihn nicht. Er glaubte nicht an die Ewigkeit des Witwenschmerzes, obgleich er den vollen Werth des Mannes anerkannte, um den Rosalie trauerte. Sie war noch jung, sie konnte wieder frei über ihre Hand verfügen. Er durfte es daher wagen, ihr liebenswürdig zu erscheinen. Die Gaben dazu besaß er in nicht geringem Grade. Man hatte ihn von Jugend auf nur den Schönen genannt, aber er hatte nicht,

wie so Viele, sein Kapital von Schönheit verschwendet, sondern es mit Verstand zu conserviren und durch geistige Vorzüge zu erhöhen gestrebt. Deutschland war eine gute Schule für ihn gewesen. Indem er sich hier, roheren Manieren gegenüber, der vollen Ueberlegenheit seiner feinern Erziehung nur um so bewußter geworden war, hatte er doch die Oberflächlichkeit der französischen Gesellschaft verlernen und sich an deutsche Tiefe und deutschen Ernst gewöhnen müssen. Nichts war ihm unerträglicher, als die Geringschätzung, mit der man damals in Deutschland noch ziemlich allgemein die Franzosen ansah. Deshalb machte er es sich zur Pflicht, seine Nation nur auf eine würdige Weise zu vertreten und solche sittliche und geistige Vorzüge zu zeigen, die von den Deutschen anerkannt werden mußten, weil sie dieselben theilten. Dies kam ihm in seiner diplomatischen Stellung nicht wenig zu statten und machte ihn dem Cardinal bei den verschiedenartigsten geheimen Unterhandlungen mit deutschen Größen unentbehrlich.

So war denn Liancourt in der That geeignet, der jungen Witwe gefährlich zu werden, und ihre erste Empfindung des Schreckens, als sie ihn wiedersah, kam aus sehr aufrichtigem Herzen.

Er begnügte sich, den Eindruck, den er auf sie machte, beobachtet zu haben, benahm sich gegen sie auf das verbindlichste und ehrerbietigste, überließ aber

alles Weitere der Zukunft, weil er nur eine Nacht in Stolberg verweilen konnte und schon am nächsten Morgen forteilen mußte nach Frankreich.

Fünftes Capitel.

Rosalie athmete erst wieder frei, als sie ihn weit hinweg wußte. Woher kam es denn, daß sie ihn mehr als andere Männer fürchtete, da es doch in ihrem freien Willen stand, ihn mit der größten Gleichgültigkeit von der Welt zu behandeln, wenn er ihr je wieder nahte, und ihn zu vergessen, wenn er abwesend war? Daß es nicht Liebe sei, was sie bewege, wußte sie so gewiß, daß sie darauf hätte schwören wollen, denn nichts konnte Heldrungen's theures Bild aus ihrem Herzen verdrängen.

Warum also fürchtet sich dieses thörichte Herz? frug sie sich selber und lächelte.

Sie wußte nicht, welche geheime Macht das männliche Geschlecht auch da über das weibliche ausübt, wo dieses sich noch so frei wähnt. Sie kannte das schreckliche Recht der Männer noch nicht, die Liebe der Weiber abzulenken von einem Ziele, das ihnen unverrückbar schien.

Sie beruhigte sich wieder, bis nach einigen Mo-

naten Liancourt zurückkehrte. Diesmal blieb er einige Tage und wandte diese Zeit ausschließlich dazu an, das geängstigte aber verschlossene Herz der Witwe zu belagern. Die Schwierigkeiten, die er dabei fand, waren um so größer, als er es vermeiden mußte, das gräfliche Paar ins Vertrauen zu ziehen, ja dasselbe nur seine Absicht durchschauen zu lassen. So gut er von Dresden her bei dem Grafen angeschrieben war, fürchtete er doch als Katholik dessen protestantischen Eifer zu sehr, als daß er hätte hoffen können, derselbe werde die Verbindung Rosaliens mit einem katholischen Edelmanne billigen.

Wie geflissentlich es Rosalie auch vermied, mit ihm allein zu sein, so gelang es doch dem gewandten Liebhaber, eine Gelegenheit dazu abzusehen. Rosalie wollte sich entfernen, aber Liancourt warf sich ihr zu Füßen, umfaßte ihre Knie und flehte sie an, ihn zu hören.

Lassen Sie mich, rief Rosalie entrüstet, stehen Sie auf! Ich kann und will Sie nicht hören.

Ehe Sie mir den Korb geben, sagte Liancourt, indem er sich rasch emporschwang, müssen Sie doch erst die Blumen herausnehmen. Komme ich Ihnen denn so abscheulich oder so gefährlich vor, daß Sie mich nicht einmal hören wollen? Ich bin ein französischer Edelmann von gutem Ruf und eine deutsche Dame darf darauf eingehen, mich zu hören, wenn

sie am Ende auch zu Allem, was ich vorbringe, nein sagt.

Nun so reden Sie, sagte Rosalie und setzte sich seufzend nieder, indem sie das schöne Haupt wie gelangweilt von ihm abwandte.

Liancourt nahm eine Stellung ein, wie er sie nur vor Königen einzunehmen pflegte, und sagte ihr mit der ehrerbietigsten Miene: Gnädige Frau, ich bin von altem Adel, Offizier Sr. Majestät des allerchristlichsten Königs, reich und von heiterer Gemüthsbeschaffenheit. Ich liebe Sie und würde der glücklichste Mensch von der Welt sein, wenn Sie mich der Ehre würdigten, meine Gemahlin zu werden.

Mein Herr, antwortete Rosalie, indem sie auf seinen höflichen Ton einzugehen versuchte, aber doch dabei leise zitterte, ich weiß die Ehre zu schätzen, die für mich in den Gesinnungen liegt, welche Sie soeben ausgesprochen haben; aber ich bedaure zugleich, durch Pflichten, deren Wesen auseinanderzusetzen Sie mir erlassen wollen, verhindert zu sein, die mir zugedachte Auszeichnung anzunehmen.

Es wäre ein geringer Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Liebe, erwiderte Liancourt, wenn ich in das zarte Geheimniß dieser Pflichten eindringen wollte. Ich vermuthe, daß sie sich auf eine Person beziehen, die Ihrer Liebe einst so würdig war, so lange sie unter den Lebendigen wandelte. Ich bescheide mich,

der ersten Liebe Heiligthum nicht anzutasten. Ich würde mich jeder eifersüchtigen Regung schämen, welche fähig wäre, hier aus Eigennutz zu sündigen und Ihre edelste Empfindung miskennend Ihr engelreines Herz zu kränken. Aber die wehmüthige Erinnerung, die wir dem Todten widmen, erscheint als Uebertreibung, wenn sie in einen lebenslänglichen Todtendienst sich verwandeln will. Das kann der Todte selbst nicht wünschen, da er Sie liebte. Er hat Sie nicht mit sich gezogen in sein Grab, er hat Sie unter den Lebenden zurückgelassen, darf ich hinzufügen, ziemlich hülflos. Sie haben Ansprüche an das Leben, das Leben hat Ansprüche an Sie. Beide lassen sich bei Ihrer blühenden Jugend nur durch eine zweite Ehe in vollkommenem Maße befriedigen. Es handelt sich nicht darum, daß ich glücklich sein möchte auf Kosten eines Andern, sondern nur darum, daß Ihnen ein schmerzlicher Verlust wenigstens einigermaßen ersetzt und Ihre Zukunft gesichert werde. Ich spreche von der Zukunft, meine gnädige Frau, weil bei der Fortdauer des entsetzlichen Krieges, der in diesem Lande wüthet, auch Ihr gegenwärtiger Aufenthalt wieder gefährdet werden kann und Ihnen keine volle Sicherheit bietet. Folgen Sie mir nach Frankreich, nach dem schönen Frankreich, wo tiefe Ruhe waltet, wo Sie erst des Lebens froh werden können in einem gebildeten Kreise, der Sie anbeten wird.

Rosalie hatte unwillkürlich seiner lebhaften Rede folgen und ihn dabei ansehen müssen. Als er zu Ende war, wußte sie aber nicht mehr, was er gesagt hatte und was sie ihm erwidern sollte. Völlig unfähig, sich auf Erörterungen einzulassen, wie er sie, indem seine Liebe der Leitung der Vernunft folgte, mit siegreicher Beredtsamkeit vorbrachte, befand sie sich allein unter der Herrschaft eines unbezwinglichen Gefühles, warf blos einen tödtlichen Blick auf den armen Redner und verließ stumm das Zimmer.

Liancourt blieb ein wenig verblüfft zurück. Er hatte sich in ihr getäuscht, wie sie sich in ihm täuschte. Er faßte ihr Wesen nach männlichen Begriffen und Voraussetzungen auf und glaubte daher, sie müsse Gründen folgen und sich durch die Macht der Wahrheit überzeugen lassen. Sie aber täuschte sich, indem sie die Stärke ihres augenblicklichen Gefühles, dem sie nur unterlag, für einen Ausdruck ihres freien Willens hielt und nicht ahnte, welchem vielleicht andern Gefühle sie in einem andern Augenblicke unterliegen würde.

Liancourt mußte unverrichteter Dinge abreisen; es war ihm aber zu ernst mit seiner Liebe, als daß er von Rosalien hätte lassen können. Er schrieb ihr von Dresden aus, mehre Male, immer inniger und glühender, aber ohne je eine Antwort von ihr zu erhalten.

Sechstes Capitel.

Die gehoffte Vereinigung des unter Bernhard von Weimar siegreich gewesenen Heeres am Oberrhein mit dem schwedischen unter General Banner an der Elbe, die den Abfall Sachsens vom kaiserlichen Bündniß zur Folge haben sollte, kam damals noch nicht zu Stande. Mit außerordentlicher Kühnheit war Banner durch Sachsen, das er grausam verheerte, in Böhmen eingedrungen; allein er konnte sich daselbst nicht halten, da Kaiser Ferdinand III. im Frühjahre 1640 ein neues großes Heer unter seinem frommen Bruder, dem Deutschmeister Erzherzog Leopold, dem der kriegserfahrene Octavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, zur Seite stand, gegen ihn aussandte.

Banner zog sich mit seiner ausgehungerten Armee unter greulichen Plünderungen und Verheerungen nach Sachsen und Thüringen zurück. Um die prager Bundesgenossen Lutherischer Confession für ihr Bündniß mit den Katholiken zu züchtigen, war es sein System, nichts zu schonen und auf seinem Wege Alles niederzumorden und niederzubrennen. So wälzte sich der gräßliche Heereszug der Schweden bis in den Süden des Harzes, um sich mit den Hessen unter Melander von Holzapfel zu vereinigen und wo mög-

lich auch eine Vereinigung mit dem hinterlassenen Heere Bernhard's von Weimar zu bewerkstelligen. Das kaiserliche Heer aber war ihm dicht auf den Fersen.

Damals flüchtete aus der goldenen Aue und der südlichen Umgegend des Harzes aller Adel nach Stolberg. Das feste Schloß mit seinen weitläufigen Räumen wurde überfüllt von Gästen, die der wackere Graf aufs uneigennützigste beherbergte. Auch Rosalie opferte dem Zudrange der Flüchtlinge ihre Zimmer auf und nahm mit einer der obersten Kammern in dem dicken runden Thurme vorlieb, von wo aus sie die umfassendste Aussicht in zwei von den drei Thälern hatte, die das malerische Schloß noch heute beherrscht.

Was man von beiden Heeren hörte, die einander in Thüringen gegenüber lagerten und nach allen Seiten ihre Streifcorps entsandten, so überbot immer eins das andere an Unbarmherzigkeit. Gleichviel ob die Einwohner katholisch oder protestantisch, kaiserlich oder schwedisch waren, der Mangel an Lebensmitteln, an Sold und Erfordernissen aller Art zwang die Soldaten beider Armeen, sich mit Gewalt zuzueignen, was sie bedurften, und es war den Führern, auch wenn es ihnen ernst gewesen wäre, nicht mehr möglich, die zügellosen Rotten zu bändigen, oder auch nur die unnützen und muthwilligen Zerstörungen zu

verhüten. Wie losgelassene Teufel wüthete die Soldateska gegen alles Leben und Eigenthum. Das Ruiniren alles Bestehenden war ihnen zum Handwerk, zur andern Natur geworden. Aber sie würzten noch in einem ganz eigenthümlichen Humor den Mord mit Hohn, die raffinirteste Grausamkeit mit Entehrung und trugen insbesondere gegen das schöne Geschlecht eine Unritterlichkeit zur Schau, die mehr als alles Andere die tiefe Versunkenheit einer durch ihre Keuschheit berühmten Nation beurkundete. Der panische Schrecken der Gemishandelten und Geflüchteten entsprach dem ebenso endemischen Dämonismus der Soldaten. Alles war besessen, hier von Furcht, dort von teuflischer Begierde.

Die Geflüchteten hatten nicht nur ihre Habe, sondern auch ihre Angst von Hause mitgebracht. Wenn der Feind ins Thal eingedrungen wäre und einen ernsthaften Angriff gemacht hätte, so würde sich das mit Weibern und Kindern und Gepäck überfüllte und mit einer schon halb entmuthigten Mannschaft besetzte Schloß nicht lange haben halten können. Der Feind konnte wissen, wie viele Schätze nach Stolberg gerettet worden waren, die reiche Beute konnte ihn locken; daher wuchs die Angst mit jeder Stunde.

Jede Nacht erblickte Rosalie von ihrem hohen Fenster aus ferne Feuerröthen im Süden. Jeder Tag brachte neue Nachrichten von den Greueln des Krieges

und von dem Herannahen feindlicher Scharen. Man vernahm, daß die Heere einander bei Saalfeld in festen Lagern gegenüber standen, wie acht Jahre früher Gustav Adolf und Wallenstein bei Nürnberg, viele Wochen lang, ohne einander anzugreifen. Für so viele Menschen waren keine Lebensmittel vorhanden. Man mußte diese aus weiter Ferne her in allen Richtungen suchen, wobei es zwischen den ausgesandten Streifparteien oft zu blutigen Begegnungen kam und eine der andern den Raub wieder abjagte. Dennoch starben in beiden Lagern viele Soldaten an Hunger oder am Genuß widernatürlicher Nahrung, weshalb die Gegend jener Lager bei Saalfeld noch heute das Hungerloch genannt wird.

Die, welche das Elend mit Augen gesehen hatten und den ganz in der Nähe streifenden Soldaten kaum entronnen waren, machten auf Schloß Stolberg so fürchterliche Schilderungen, daß manche Dame vor Furcht in Blödsinn fiel und Andere, die das Schloß nicht mehr für sicher genug hielten, zu Fuße das Weite suchten und zum Theil gerade in die Gefahr stürzten, die sie hatten fliehen wollen. Vergebens mahnte der würdige und tapfere Graf zur Ruhe und Besonnenheit; Alles hatte den Kopf verloren und rannte in sinnloser Angst durcheinander.

Rosalie wußte bereits, was es mit dem Eindringen bewaffneter Banden in diesem Kriege für eine Be-

wandtniß habe, und ihr innerstes Herz erbebte, wenn sie nur an die Möglichkeit dachte, je wieder in die Gewalt von menschlichen Ungeheuern fallen zu können, wie sie ihr einst aus der Genossenschaft des Hauptmannes Geyer entgegengegrinzt und mit gierigen Krallen nach ihr gegriffen hatten. Daher bemächtigte sich auch ihrer Seele, je länger die Ungewißheit dauerte, die peinigendste Sorge. Mehr als einmal war sie vom Schrecken schlimmer Nachrichten so betäubt, daß sie sich aus ihrem hohen Fenster herabgestürzt haben würde, wenn der erste Schuß auf das Schloß gefallen wäre.

Siebentes Capitel.

In diesen Schreckenstagen kam Herr von Liancourt plötzlich und unerwartet in Stolberg an, um sich als Ritter seiner auserwählten Dame zu bewähren und dieselbe auf dem deutschen Boden, der eine deutsche Frau nicht mehr schützen zu können schien, mit dem Schilde der drei Lilien zu bedecken. Als er mühsam unter dem Gedränge der Flüchtlinge ihre Kammer ausgekundschaftet hatte und zu ihr hereintrat, fand er sie knieend im Gebete. Bei dem Ge-

räusch, das der Eintretende machte, wandte sie sich um und stieß, indem sie ihn erkannte, einen Schrei der Ueberraschung aus.

Eilends erhob sie sich, wollte den kühnen Franzosen zurückdrängen, vermochte es aber nicht, fühlte, daß ihr die hellen Thränen hervorstürzten, bedeckte ihre Augen mit dem Tuche und stand unentschlossen von ihm abgewandt, mit heftig arbeitendem Busen.

Theure Rosalie, rief er, ich komme Sie zu retten. Sie müssen um jeden Preis diesen Boden des Unglücks, diese Atmosphäre des ewigen Entsetzens verlassen. Ich reise nach Frankreich, meine Päße schützen uns mitten unter beiden feindlichen Armeen. Ich führe Sie in ein Land des Friedens, unter einen glücklichern Himmelsstrich, unter frohe und ruhige Menschen. Weisen Sie mich diesmal nicht ab, edle, herrliche Frau! Ich werde nicht mehr von Ihrer Seite weichen. Zwingen Sie mich nicht, hier mit Ihnen zu Grunde zu gehen. Es wäre nicht zu rechtfertigen, wenn Sie diesmal nicht dem Rufe der Vernunft und der treuesten Liebe folgen wollten.

O wahrlich, sagte Rosalie, Sie haben Ihre Zeit gut gewählt, um meine Schwäche, meine Angst zu misbrauchen.

Ich verdiene diesen Vorwurf nicht, erwiderte Liancourt, faßte sanft ihre Hand und drückte sie an seine Lippen: mich selbst trieb nur die Angst um Sie hier-

her. Ich fühlte, ich mußte Sie der in diesem Unglückslande losgelassenen Hölle entreißen. Ich will Sie nur schützen. Ich will Sie hinbringen, wohin Sie wollen. Aber wir können nicht zusammen reisen, ohne dem höchsten Anstande zu genügen und es gibt keinen andern Titel, als den meiner Gemahlin, unter dem es Ihrer würdig wäre, sich von mir begleiten zu lassen.

Sie handeln ehrenwerth, sagte Rosalie, es ist nicht zu leugnen. Ich muß Ihnen dieses Zeugniß geben. Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe. Gott, Gott! schrie sie laut auf und sank ohnmächtig um.

Liancourt brachte sie mit einiger Mühe wieder zur Besinnung. Sie sah ihn groß an und blieb lange stumm. Dann ergriff sie mit beiden Händen seine Hand und sagte tonlos: Liancourt, Sie haben Recht, ich muß Ihnen folgen, ich will es thun. Ich werde mich bemühen, Ihnen als Gattin zu gehorchen.

Wozu diese tiefe Erschütterung, sagte Liancourt, diese qualvolle Aengstlichkeit, Rosalie, indem Sie sich einem Manne in die Hände geben, der Sie ja nur glücklich machen, nur neuer Lebenslust entgegenführen will? Ach, an mir ist es, ängstlich zu werden, denn ich fürchte wol nach Allem, was ich längst von Ihnen erfahren habe und was ich heute wieder sehe, Sie lieben mich nicht.

Rosalie ermannte sich und sagte stolz: Wenn ich nicht die Möglichkeit erkannt hätte, Ihnen einst die Liebe zuzuwenden, die ich für meinen seligen Gatten hegte, glauben Sie, daß ich jemals Ihre Hand würde ergriffen haben? Nein, Liancourt, es lebt ein Gefühl in mir, das Sie hochschätzt, und wenn ich Sie vielleicht zu sehr gefürchtet habe, so ist das nicht unschmeichelhaft für Sie.

Sie sind ein Engel, sagte Liancourt frohlockend und küßte sie, ohne daß sie sich gesträubt hätte.

Sie wurden durch einen großen Lärmen und lautes Wehklagen unterbrochen. Es waren neue Flüchtlinge, welche immer schlimmere Nachrichten mitbrachten. Ein feindlicher Heerhaufen sollte gerade auf das Schloß losrücken und sich schon in der Nähe befinden. Viele der schon eingewohnten Gäste verließen Stolberg, um tiefer in die Gebirge zu flüchten. Neue Ankömmlinge ersetzten sie. Der so besonnene Graf konnte des Gedränges, des Durcheinanderrennens nicht mehr Meister werden und Liancourt und seine Diener vermochten nur mit Mühe ihre Pferde zu retten.

Es war indeß immer nur ein blinder Lärm, der jede Stunde erwartete Feind blieb immer noch aus. Die Angst pflegt die Menschen dumm zu machen, daß sie sich im Glauben und im Handeln überstürzen. Gleichwol erblickte man, als es dunkel geworden war, eine ungleich nähere Brandröthe, als in den vorigen Nächten.

Rosalie packte die wenigen Kostbarkeiten und Kleider, die ihr noch von ihrem frühern Reichthum geblieben waren, zusammen und kündigte, da Alles in dieser Schreckensnacht aufgeblieben war, dem gräflichen Paare ihre Abreise an, die schon mit dem nächsten Tagesgrauen erfolgen sollte. Thränen des Dankes rollten über ihre erröthenden Wangen, innige Segenswünsche flossen von ihren zitternden Lippen. Liancourt schloß seine Wünsche in die ihrigen ein und bot dem gastfreien Paare, wenn es je durch die Fackel des Krieges aus der Heimat vertrieben werden sollte, ein Asyl in Frankreich an. Die Gräfin sah Rosalien höchst ungern scheiden, weil sie sich so sehr an ihren liebenswürdigen Umgang gewöhnt hatte und hegte leise Zweifel wegen Liancourt's Zuverlässigkeit; aber der Graf, der ihn von längerher kannte, traute seinem ritterlichen Sinne, glaubte die confessionellen Gegensätze in dieser Zeit der äußersten Noth vergessen zu müssen und beglückwünschte Rosalien nicht minder herzlich, wie den Franzosen, dem er noch zum Abschiede zurief: Sie haben das schönste Erdenloos gezogen, verdienen Sie es!

Noch flimmerten die Sterne am Himmel und kaum zeigte sich das erste Grauen des Tages im Osten, als Rosalie mit zitternder Hast den ersten Tritt in Liancourt's bequemen Reisewagen that. Sanft half er ihr nach und setzte sich an ihre Seite, mitten unter zahl-

losen Unglücklichen ein überseliger Bräutigam. Er mahnte Rosalien, da es ein kühler Morgen war, sich warm zu halten und half ihr die Kapuze ihres Mantels über den Kopf ziehen, dessen Schönheit er im Dunkeln nicht sehen konnte, aber dessen süßen Athem er fühlte. Ihre Lippen begegneten sich und ließen lange nicht von einander.

Achtes Capitel.

An einem Steintische vor dem Wirthshause in Hofgeismar im nördlichsten Theile von Niederhessen saß damals Ritter Schenk von Tanne mit gesenktem Haupte in der übelsten Laune von der Welt, so daß er den Wein stehen ließ, den die freundliche Wirthstochter ihm eingeschenkt hatte.

Er konnte es nicht über das Herz bringen, sich mit den übrigen deutschen Truppen des geopferten Herzogs Bernhard von Weimar an die Franzosen verkaufen zu lassen. Der Dienst unter den Lilien schien ihm, obgleich er für den Augenblick der protestantischen Partei zu Gute kam, doch offener Verrath am Vaterlande. Er hatte sich deshalb an den Herzog

Georg von Lüneburg gewendet, der damals im engen Bündniß mit der muthigen Landgräfin Amalie von Hessen den Kern einer deutschen Partei bilden zu wollen schien, die, sobald Sachsen und Brandenburg hinzugetreten wären, stark genug gewesen sein würde, die Franzosen und Schweden in die Schranken bloßer Bundesgenossen zurückzuweisen. Allein auch diese Hoffnung war ihm fehlgeschlagen. Der Lüneburger neigte den Schweden, die Hessin den Franzosen zu, Sachsen und Brandenburg konnten sich nicht entschließen. Schenk war also im Begriffe, dem Kriegsdienste gänzlich zu entsagen und in seine schwäbische Heimat zurückzukehren, was ihm freilich so viel war, als sich ins Grab zu legen, denn Schwaben war aufs furchtbarste verheert, sein Gut längst zur Wüste geworden.

Indem er so nachdenklich da saß, rollte ein Reisewagen daher und die schnaubenden Rosse hielten vor dem Wirthshause. Ein anscheinend vornehmer Herr stieg aus, redete aber noch, ehe er ins Haus ging, mit einer Dame, die im Wagen sitzen blieb.

Schenk erkundigte sich bei einem Diener, wer der fremde Herr sei und erfuhr, es sei Herr von Liancourt, der französische Geschäftsträger. Da regte sich in Schenk die Galle, denn er hatte die Franzosen nie leiden können, sobald sie sich aber in die deutschen Angelegenheiten mischten, um so weniger. Inzwischen konnte er sich nicht enthalten, aufzustehen und sich die

Dame, deren Stimme ihm bekannt vorgekommen war, ein wenig anzusehen. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und als er ihr näher trat, erkannte er auf den ersten Blick die schöne Witwe vom Harz.

Halbentzückt, halberschrocken begrüßte er sie. Sein erster Gedanke war, sie wird entführt, sein zweiter, du mußt sie retten. Hastig und fast unbescheiden frug er sie, ob sie nicht seiner Dienste bedürfe?

Nein, antwortete sie unbefangen, ich danke Euch, edler Ritter.

Schenk fuhr zurück und schlug sich vor die Stirne: so wäret Ihr nicht entführt? So fahrt Ihr freiwillig mit dem Franzosen?

Er ist mein Gemahl, erwiderte Rosalie mit stolzer Ruhe.

So soll — schrie Schenk, hielt aber plötzlich inne und machte der Dame eine Verbeugung: Verzeiht mir, ich wünsche Euch eine glückliche Reise und befehle Euch in Gottes Schutz.

Die innere Wuth beherrschend forderte er sein Pferd, bezahlte und ritt von dannen. Aber hundertmal hielt er unterwegs inne und warf sich vor, mit seinem Zorne feig entflohen zu sein und nicht lieber dem Franzosen eine Kugel durchs Hirn gejagt zu haben. Hundertmal fluchte er über die Sitte, die ihm verbot, eine Dame zu hindern, ihrem eigenen Willen zu folgen. Du niederträchtiger Verführer! rief er,

und du vermaledeite deutsche Ehrlichkeit, die mich davonzuschleichen zwingt, während der Schurke von Franzose die Braut heimführt!

Es kochte dergestalt in ihm, daß er sich am liebsten an die Kaiserlichen angeschlossen hätte, nur um gegen die Franzosen zu fechten. Aber er schlug sich diesen Gedanken wieder aus dem Sinne, weil er ein zu guter Protestant war. Er mußte allen Muth seiner männlichen Seele zusammenraffen, um die Qualen seiner innern Zerrissenheit zu überwinden, und allen Verstand, den ihm Gott verliehen, um nicht völlig toll zu werden.

Zu welcher der damals kämpfenden Parteien er sich wenden mochte, überall fand er nur Sonderinteresse und feile Fürstendienerei, nirgends eine reine Begeisterung für das Vaterland, nirgends einen reinen und ehrlichen Willen, und wo er nur einen Schein dieses Willens vermuthen konnte, da war die Partei viel zu schwach und ihr Streben mußte erfolglos bleiben.

In der Gegend von Fulda gerieth er einem kaiserlichen Streifcorps in die Hände, dessen Anführer wegen seines ungeheuren schwarzen Bartes und Hutes nur der schwarze Hauptmann genannt wurde. Dieser hatte keine Lust ihn ziehen zu lassen, obgleich Schenk versicherte, in keines Herrn Diensten mehr zu stehen, und redete ihm lebhaft zu, in die kaiserliche Armee einzutreten. Schenk sagte nicht ja, nicht nein, um

eine Gelegenheit abzusehen, wie er mit guter Manier wieder davon kommen könnte, und wurde übrigens durch die Fröhlichkeit des schwarzen Hauptmannes, der aus der Steiermark gebürtig war, gut unterhalten und wieder ein wenig aufgeheitert.

Aber schon nach einigen Tagen fielen sie in einen schwedischen Hinterhalt und wurden gefangen. Das kecke Fähnlein, in dessen Gewalt sie geriethen, gehörte zu dem Regiment des tollen Rosen, der den Ritter Schenk kaum erblickte, als er auf ihn zustürzte und ihn mit lauter Lust umarmte. Auch Dame Courage befand sich wieder in seiner Gesellschaft und freute sich nicht weniger laut, ihren mürrischen alten Freund wiederzusehen. Der schwarze Hauptmann wurde gut behandelt und auf Schenk's Verwendung, während sie bei Nacht lustig pokulirten, heimlich entlassen, zum nicht geringen Aerger Libuschka's, die den wackern Steiermärker gern noch länger in der Gesellschaft behalten hätte, indem sein schöner schwarzer Bart einen lebhaften Eindruck auf ihre blonde Seele gemacht zu haben schien.

Es verstand sich von selbst, daß Schenk jetzt wieder in die Reihen der Weimaraner eintrat. So mußte er denn, vom Schicksal gezwungen und ganz gegen seinen Wunsch und Willen, sein Schwert doch noch einmal nicht sowol für die protestantische Sache, als für die Franzosen ziehen. Allein er lebte immer noch

der Hoffnung, durch die kühne Politik irgend eines deutschen Fürsten oder Generals werde es gelingen, die tapferen Weimaraner wieder vom französischen Solddienste loszumachen.

Neuntes Capitel.

Oberst Rosen hatte mit seinen schnellen Reitern die Aufgabe, für das vereinigte protestantische Hauptheer, welches unter dem schwedischen Obergeneral Banner und unter dem französischen General Guebriant zwar nicht mehr im Hungerloche, aber in erfolglosen Hinundherzügen, ohne eine entscheidende Schlacht zu wagen, dem kaiserlichen Heere gegenüber blieb, immer seltener gewordene, daher in immer weiterer Ferne zu suchende Lebensmittel zusammenzuschleppen. Aber auch im Fulda'schen und Hessischen waren die meisten Dörfer schon niedergebrannt, oder ausgeplündert und von den Einwohnern verlassen.

Als Rosen und Schenk eines Tages in eines dieser Dörfer einritten, fanden sie dasselbe ganz ausgestorben. Doch überraschten sie drei kaiserliche Soldaten, die unter der großen Dorflinde bei Trunk und Kartenspiel saßen und in ihr Spiel so vertieft waren, daß

sie den Feind nicht eher merkten, bis es zu spät war, sich aus dem Dorfe in den Wald zu flüchten. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich hurtig in der Nähe zu verstecken. Es waren die uns wohlbekannten Gestalten des langen Tappers, der in den hohlen Baum hinein schlüpfte, des rothen Schneiders, der sich in einem Taubenschlage versteckte, und des kurzen Troll, der sich in einem Schweinekoben eng zusammenkauerte.

Die Weimaraner ließen sich den zurückgelassenen Wein schmecken und verfehlten nicht, die vertriebenen Gäste zu suchen, die eben erst hier mußten gesessen haben. Sie fanden indeß keinen außer dem Tapper, dessen Beine im hohlen Baume allzulang herunterhingen. Man zog ihn hervor und er bat höflich und mit scheinheiliger Miene um Pardon.

Aber indem sich die Weimaraner in die einzelnen Häuser zerstreuten, um Lebensmittel zu suchen, hörten sie in einer verschlossenen Stube Jammertöne, sprengten die Thüre auf und fanden ein halbes Dutzend junge Mädchen, die hier eingesperrt waren und sich in einem kläglichen Zustande befanden. Sie erzählten, schon vor mehren Tagen hätten drei kaiserliche Soldaten den schwachen Rest der Dorfbewohner umgebracht und nur sie allein leben lassen, um sie aufs grausamste zu mishandeln. Man zog die armen Geschöpfe hervor, stillte ihren Hunger und sprach ihnen Muth ein. Der lange Tapper aber machte, als sie

ihre schwere Anklage gegen ihn vorbrachten, eine höchst erbärmliche Miene.

Oberst Rosen hielt augenblicklich Standrecht über den ruchlosen Verbrecher und erachtete ihn nicht für würdig, eines ehrlichen Soldatentodes zu sterben. Weil aber kein Profoß da war und die Soldaten sich mit dem Geschäfte des Henkers nicht befassen wollten, hatte Dame Courage den sonderbaren Einfall, die Mädchen selbst sollten den Bösewicht hängen.

Die erschreckten Mädchen zauderten zwar anfangs, aber die Lebhafteste unter ihnen machte den Anderen Muth und holte Leiter und Strick herbei. Da plötzlich von fieberhaftem Rachedurst ergriffen kletterten einige Mädchen auf den Baum, die anderen ergriffen und hielten den langen Mann von unten und in wenigen Minuten hing er an dem starken Lindenaste und hauchte seine häßliche Seele unter convulsivischen Gesichtsverzerrungen aus.

Hier ließ man ihn hängen. Rosen mußte weiter eilen und nahm die armen Mädchen, die selber nicht länger schutzlos in dem einsamen Dorfe zurückbleiben wollten, mit sich.

Unter Höllenqualen der Angst hatten die beiden anderen Gauner in ihrem Verstecke das Gericht belauscht, das über ihren Kameraden ergangen war, jeden Augenblick erwartend, auch sie würden entdeckt werden oder der Tapper würde sie verrathen. Sie

konnten nicht umhin, seiner Seelengröße im Tode den Tribut ihrer Bewunderung zu zollen.

Als sie sicher genug zu sein glaubten, krochen sie hervor und beglückwünschten sich mit einer sauern Freundlichkeit.

Kamerad, rief der Troll weinerlich.

Kamerad, antwortete der Schneider und blickte langsam bald den Lebenden, bald den Hängenden an.

Unser schönes Kleeblatt ist zerrissen, seufzte der Kurze, das bedeutet uns großes Unglück.

Es ist weiß Gott schade um den Tapper, sagte der Schneider, aber deswegen müssen wir nicht verzweifeln. Hätte er ein Amulet getragen, wie ich, so wäre ihm nichts geschehen. Er wollte immer klüger sein als wir, nun ist er auf einmal der Dümmste unter uns. Sieh nur, was er für ein dummes Gesicht macht.

Der Kurze entsetzte sich und wollte fort. Aber der Schneider rief: Warte noch, unser todter Kamerad muß uns noch einen Dienst leisten. Komm, hilf mir den Tisch daherrücken, daß ich zu ihm hinaufsteigen kann.

Was hast du vor? frug der Kurze.

Ich will ihm, antwortete der Rothe, blos die Hand abschneiden. Siehst du, mit einer vom Galgen heruntergeschnittenen Diebeshand kann man allerlei große

Dinge vollbringen, in der steckt ungeheuer viel Glück, deswegen heißt man sie auch die Glorienhand.

Schon hatte er die Hand seines alten Freundes abgeschnitten, ließ das Blut ablaufen, steckte sie auf seinen Degen und hielt sie triumphirend in die Höhe.

Ist es nicht, rief er, ein ewig langes Ding, ein ganz außerordentliches Wachsthum von einer Menschenhand? Die hat ihr Lebtag etwas gegriffen, du mein Heiland, an der klebt so viel Sünde, daß man lachen muß, warum Gott überhaupt, wenn er doch die Sünde nicht haben will, solche Hände wachsen läßt.

Weißt du was, sagte der Kurze, stecke sie ein und rede nicht mehr davon. Ich fange sonst an, weichherzig zu werden.

Zehntes Capitel.

Nachdem Schenk von Tanne mit dem Oberst Rosen und einem Transport Lebensmittel glücklich zum Hauptheere zurückgekehrt war, ließ er sich daselbst dem hessischen General Grafen Melander von Holzapfel vorstellen, mit dem er sehr bald lebhaft sympathisirte. Denn auch dieser General hatte trotz der schon ins sechszehnte Jahrhundert hineinreichenden Verundeut-

schung seines Namens eine größere Begeisterung für das deutsche Vaterland, als für den evangelischen Glauben und hielt jenes für gefährdeter als diesen. Der durch seine Tapferkeit zum Grafen erhobene Melander hieß ursprünglich Appelmann. Nirgends waren die deutschen Namen seit der Reformation so allgemein ins Griechische oder Lateinische übersetzt oder wenigstens mit einem angehängten ius ausgeschmückt worden, als in Hessen.

Melander stand damals schon im Begriffe, seiner Gebieterin, der Landgräfin Amalie, den Dienst aufzukündigen, weil es ihm unerträglich war, mit seinem Kriegsgenie den Interessen des Auslandes auf Kosten des Vaterlandes zu dienen. Er vorzüglich hatte sich schon seit Jahren bemüht, die deutschen Offiziere in allen einander feindlich entgegenstehenden Heeren in Verbindung mit einander zu bringen und durch sie eine nationale Partei herzustellen, der die Mehrheit nicht fehlen konnte und vor welcher die Ausländer hätten zurücktreten müssen. Denn das Heer, welches Guebriant anführte, war immer noch das deutsche Heer Bernhard's von Weimar und es befanden sich darunter damals erst zweihundert Franzosen. Das sogenannte schwedische Heer Banner's zählte unter seinen Tausenden damals nur noch fünfhundert echte Schweden, die übrigen waren Deutsche. Wie leicht hätte man sich also der Fremden entledigen können. Auch

im kaiserlichen Heere gab es eine Menge deutscher Offiziere, welche die Bevorzugung der welschen Generale ungern sahen. Es war mithin natürlich, daß unter den auf verschiedenen Seiten dienenden, aber sämmtlich unzufriedenen deutschen Offizieren Verständigungen angebahnt wurden. Allein das soldatische Ehrenwort und das Bedürfniß des Soldes hielt die Leute bei ihren gewohnten Fahnen und die geheimen Verabredungen führten zu keinem Ziele, da man von keiner Seite recht trauen wollte und Verrath fürchtete.

Vollmar, der den Weimaranern als Feldprediger folgte, hatte sich bestechen lassen, was er von diesen Verhandlungen erkundete, zu verrathen. Man kam dahinter. Der tolle Rosen schwur ihm den Tod und verfolgte ihn mit bloßem Degen. Vollmar flüchtete in der Angst in das Quartier Libuschka's, die ihn aus Mitleid in einen leeren Koffer verschloß. Rosen suchte ihn, glaubte ihn aber durch die Hinterthür entwischt und vergaß ihn über seiner reizenden Freundin, die ihn mit großer Zärtlichkeit empfing und sich ein Vergnügen daraus machte, den im Koffer Versteckten mit Todesangst und Eifersucht zugleich zu quälen. Als es Abend wurde, mußte sie Rosen begleiten. Vollmar sah sich eingesperrt und allein und wollte schon verzweifeln, als die Schöne, die sich unter einem Vorwande vom Obersten losgemacht hatte, wie-

der hereintrat, den Gefangenen befreite und zu rascher Flucht antrieb. Er eilte fort ohne Abschied.

Wuth und Eifersucht hatten ihn so außer sich gebracht, daß er, als er in der Nacht einer kaiserlichen Patrouille aufstieß, dieselbe aufmerksam machte, wie leicht der gefürchtete Oberst Rosen zu fangen sein würde, da er in dieser Stunde gewöhnlich trunken und seine Begleitung nur schwach sei.

Auf diese Nachricht hin unternahmen die Kaiserlichen wirklich noch in dieser Nacht einen Angriff auf das Dorf, in welchem der Oberst Quartier genommen hatte, und überfielen ihn beim nächtlichen Gelage. Aber die Trunkenheit schien seine Kraft zu verdoppeln. Er schlug sich, von der Finsterniß begünstigt, mitten durch die eindringenden Feinde und Dame Courage, die ebenso tapfer focht und nicht von seiner Seite wich, entkam mit ihm.

Ein heftiges Gewitter war ausgebrochen, in das die Fliehenden mitten hinein geriethen. Sie verloren den Weg und in der nur von Blitzen erhellten Dunkelheit sogar die Richtung, in der sie das Hauptheer aufsuchen wollten, da ihnen die Gegend unbekannt und kein Stern am Himmel zu erblicken war, durch den sie sich hätten orientiren können.

Der Blitz schlug dicht vor ihnen in einen Baum. Ein Feuermeer umgab sie und die Pferde erschraken so, daß sie beinahe zusammengestürzt wären.

Als Libuschka ihr Pferd mit kräftiger und geschickter Hand wieder zur Ruhe gebracht hatte, konnte sie nicht umhin, sich nach altkatholischer Gewohnheit zu bekreuzen und frug dann den stumm neben ihr haltenden Obersten: Waldemar, fürchtest du Gott?

Was werde ich nicht? antwortete Rosen, das muß jeder Mensch, je mehr, je weniger er die Menschen fürchtet. Aber wie steht's mit dir, Kleine? Von deiner Frömmigkeit habe ich noch wenig gespürt.

Doch, sagte Libuschka, doch pocht mir's manchmal ganz schrecklich im Herzen; dann werde ich, du magst mir's übel nehmen oder nicht, flugs wieder katholisch, beichte alle meine Sünden weg und werfe mich dann wieder mit rechter Seelenlust ins tolle Leben.

Wir thäten doch, sagte Rosen, am Ende besser, gar nicht zu sündigen. Was meinst du?

Geh, antwortete die Amazone, es ist dir nicht ernst. Du wartest mit der wirklichen Buße doch bis zum Tode. Wenn sie dich einmal erschossen haben, trittst du vor Gott hin mit Blut und Schmuz bedeckt, zeigst auf deinen Degen und sagst: Herr, ich bin ein alter Soldat, im Kriege läßt sich's nicht sauber bleiben, aber meinen Degen habe ich doch immer nur dir zu Liebe gezogen, deswegen bitte ich dich, laß mich im Himmel von meinen Strapazen endlich ausruhen und ziehe mir statt dieses blutigen Kollers eines

von den weißen Kleidern deiner Gerechten an. Wird's nicht so kommen, Rosen?

Der Oberst lachte und sagte: Du magst wol Recht haben, Kleine. Aber, mit dem weißen Kleide wird's nicht so schnell gehen.

Elftes Capitel.

Als am andern Morgen der Regen endlich wieder aufgehört hatte, stiegen die beiden Flüchtlinge von ihren dampfenden Rossen, ließen dieselben im Grase weiden und setzten sich an einem Walde auf einen großen Felsenblock hin, denn sie waren beide naß bis auf die Haut.

Libuschka schüttelte das Wasser aus ihren Stiefeln, die nach der Sitte der damaligen Zeit oben wie weite Becher ausgeschnitten waren. Rosen bewunderte ihren niedlichen Fuß, indem er ihn mit seinem Taschentuche abtrocknen half.

Allerliebstes Geschöpf, rief er aus, da haben wir uns in der Gewitternacht mit einem Stück von Theologie geplagt, und dieser kleine Fuß allein würde schon hinreichen, mich zur Sünde zu verführen. Strafe mich Gott, aber ich vergesse alle Predigten und Bet-

stunden, denen ich jemals in des seligen Herzog Bernhard's Lager habe mit anwohnen müssen, und alle meine Tugend stolpert über diese kleine rosenfarbene Zehe.

Sie freuten sich der schönen warmen Morgensonne und ihrer zärtlichen Gefühle, ohne an die Befriedigung des Hungers zu denken, der sich nach dem langen Nachtritte bei ihnen einstellte, und ohne sich vor Feinden zu fürchten, die ihnen vielleicht begegnen konnten. Der Oberst war zufrieden am Stande der Sonne die Richtung wieder erkannt zu haben, in der er die Hauptarmee aufzusuchen hatte. Noch saßen sie traulich beisammen, als sie in weiter Ferne schießen hörten. Rasch schwangen sie sich auf ihre Rosse und eilten dem muthmaßlichen Kampfplatze zu. Von einigen flüchtigen Landleuten, die ihnen entgegen kamen, erfuhren sie, drunten im Thale, wo die Waldgegend aufhöre, seien die Kaiserlichen und die Schweden hart aneinander.

Es waren von beiden Seiten zwar nur einige hundert Mann, die sich unten herumschlugen, aber sich hartnäckig in einander verbissen hatten. Als der Oberst mit seiner wilden Dame den Hügel hinunter sprengte, hatte die schwedische Partei schon die Oberhand gewonnen unter der Anführung eines Offiziers, der an Körpergröße und Tapferkeit Rosen beinah gleich kam. Denn es war Roderich, der unter Ban-

ner's Truppen diente. Der Oberst und die Amazone halfen unter lautem Jubel mit einhauen und die Feinde verfolgen.

Erst nach dem Kampfe begrüßten sich die beiden Helden, die einander vorher noch nicht gekannt hatten, und der ältere Weimaraner freute sich an dem Muthe und der Frische des jungen Schweden.

Roderich entfaltete, von Kampfeshitze und Siegeslust glühend, eine überaus schöne und, wie es schien, noch ganz neue Fahne, die er eben erobert hatte, und aller Augen hingen an dem wundervoll gemalten Bilde der Fortuna, das sich auf derselben darstellte. Die Kaiserlichen pflegten nicht selten die Glücksgöttin in ihren Fahnen zu führen, seitdem Wallenstein's Soldatenglück einen eigenen Cultus derselben in den Feldlagern eingeführt hatte. Aber die Fahne, die in Roderich's Hände gefallen war, gab sich Jedem als ein Meisterstück der Malerei zu erkennen. Gesicht und Gestalt der mit leichtem Fuß unter sich die Weltkugel rollenden Göttin waren von vollendetem Liebreiz, ihre in unzähligen Locken herabwallenden Haare blond, von der tiefsten ins Röthlichte schimmernden Goldglut, ihre Augen aber schwarz und von einem Glanze auf dem Bilde, den vielleicht der Regen über Nacht erhöht hatte und der ihrem Blicke, indem er jeden Zuschauer scharf anzusehen schien, etwas Lebendiges und Zauberisches verlieh.

Roderich war in den Blick so vertieft, daß er sich nicht davon loszureißen vermochte. Ueber den Ursprung des schönen Bildes bei einem Gefangenen nachforschend, hörte er, daß es von einem kölner Maler herrühre und dessen Geliebte darstelle, die derselbe im Ingrimme verschmähter Liebe absichtlich in die Fahne gemalt habe, um sie gleichsam der Rache aller Soldaten des großen Krieges preiszugeben.

Also lebte dieses holde Wesen? Kaum konnte Roderich, lange wie in tiefem Traume versunken, sich wieder fassen und die Verwirrung bemeistern, in die er gegen alle Gewohnheit gerathen war, denn seine Leute kannten ihn als einen festen, klaren, kurzgebundenen Führer.

Libuschka, die großes Wohlgefallen an dem Sohne des Harzgebirges fand und es sogar in Rosen's Gegenwart nicht verhehlte, lachte ihn aus und sagte ihm auf den Kopf zu, er sei in das Bild verliebt.

Er wurde zwar hochroth und sah den vorwitzigen jungen Offizier, denn wie ein solcher war Libuschka gekleidet, mit einem durchbohrenden Blicke an. Als ihm aber plötzlich einige Kennzeichen verriethen, es sei nur ein Mädchen, lächelte er und verschluckte die Worte, die er auf der Zunge gehabt hatte.

Er mußte die schöne Fahne im Lager abgeben und sah sie niemals wieder, aber das Bild Fortunens

hatte sich tief in seine Seele geprägt und begleitete ihn im Traume wie im Wachen.

Oft fiel ihm der wahnsinnige Demiurg ein, der an kein Glück glaubte und dessen Schule mehr als die des Unglücks selbst ihn verwöhnt hatte, den Kampf des Lebens durchzukämpfen, ohne auf ein Ziel der Ruhe und des Glückes zu hoffen. Seitdem er aber das Bild in der Fahne gesehen hatte, schien ihm das Leben wie von einem neuen Glanze erleuchtet.

Kind des Unglücks, sagte er zu sich selber, du hast die Göttin des Glückes erobert, ist das nicht ein sehr gutes Vorzeichen deiner Zukunft? Sie ist dir wieder entschwunden, du hast dich ihrer Erscheinung nur einen Augenblick gefreut, aber sie lebt, sie lebt, sie hat sich dir nur angekündigt, du wirst sie wiedersehen.

Aber seine stolzen Hoffnungen täuschten ihn, denn nach wenigen Tagen unterlag das Fähnlein, das er anführte, in einem Gefecht der feindlichen Uebermacht und wurde gänzlich aufgerieben oder gefangen. Je mehr er dem Glücke vertraut hatte, um so grausamer überfiel ihn das Unglück. Er verlor nicht nur seinen Kriegsruhm, sondern auch die Freiheit. Rohe Kroaten schleppten ihn gefangen mit sich fort.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Florestin war im Felde erkrankt, nicht blos in Folge körperlicher Anstrengungen und Entbehrungen, sondern auch aus Kummer über die Greuel des Krieges, die er mit ansehen mußte, ohne abhelfen zu können. Um seine leidende Gesundheit wieder herzustellen, hatte er sich nach Köln in das Kloster bringen lassen, in welchem er den schönsten Theil seiner Jugend verlebt hatte und das gewissermaßen seine Heimat geworden war. Hier traf er den hochbejahrten Pater Gideon noch unter den Lebenden an und wurde von allen seinen alten Gönnern, Freunden, Schülern und Schülerinnen aufs liebevollste empfangen. Hier erst war ihm wieder wohl.

Indem Herr und Frau von Liancourt den nächsten Weg nach Paris über Köln nahmen, hielten sie die Gelegenheit für günstig, um in dem Kloster, in welchem Florestin aufgewachsen war und man am ehesten Nachricht von ihm erhalten konnte, ihre Adresse für ihn zurück zu lassen, in der Hoffnung, sich dadurch vielleicht eine fernere Verbindung mit ihm offen zu erhalten. Wie angenehm waren sie daher überrascht, als sie erfuhren, Florestin selbst lebe schon seit ein paar Jahren wieder in Köln.

Liancourt eilte zu ihm, um ihn von seinem Verhältniß zur Schwester zu unterrichten, ihn als Bruder zu begrüßen und zu veranlassen, daß er Rosalien sehe. Die Zärtlichkeit, mit welcher Florestin sich bei der unerwarteten Begegnung vor Schmalkalden gegen die Schwester benommen hatte, ließ diese, obgleich sie das Gewissen schlug, dennoch glauben, er werde ihr verzeihen. Aber sie irrte sich. Florestin's Stirn umwölkte sich mit finsterem Unmuthe, als er erfuhr, Rosalie habe schon zum zweitenmale geheirathet. Daß sie in die Hand des Priesters, der sie in dem ersten westphälischen Dorfe auf der Reise getraut hatte, zugleich wieder das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, konnte in Florestin's Augen ihr Vergehen nicht mildern. Der Bruch ihres Klostergelübdes war dadurch nicht wieder gut gemacht. Je mehr er seine Schwester liebte, je besorgter er um das Heil

ihrer Seele war, um so schmerzlicher ergriff es ihn, sie so tief in die Weltlichkeit versunken zu wissen und ihr Männerwechsel war ihm, obgleich er in Liancourt einen Cavalier von edlen Gaben und einen Glaubensgenossen fand, doch ein großes Aergerniß und schien ihm einen seltenen Grad von Leichtsinn auszudrücken. Er hätte geglaubt, seine eigene Priesterpflicht zu verletzen, wenn er aus empfindsamer Bruderliebe das verwerfende Urtheil zurückgehalten hätte, das er über die zweite Ehe Rosaliens aussprechen mußte, wie über die erste. Es that ihm bitter wehe, aber er schlug es Liancourt ab, die Schwester zu sehen, was nur zu einer für sie Alle quälenden Scene führen müsse.

Die tiefgedemüthigte Schwester wollte indeß Köln nicht verlassen, ohne ihren Bruder zu sehen und ihn um Verzeihung und um die Fortdauer seiner Liebe angefleht zu haben. Mit Erlaubniß ihres Gatten verschleierte sie sich und suchte Florestin unerkannt im Beichtstuhle auf, wo er sie anhören mußte. Aber sie kehrte erschüttert und aufs schmerzlichste ergriffen zurück, und Liancourt vermochte in vielen Tagen nicht, ihre Thränen zu stillen.

Erst als ihr der bleiche Montmartre, von der Sonne beleuchtet, entgegenschimmerte, und hinter seinen damals noch erhaltenen Mauern das rauchende Häusermeer von Paris mit dem finstern Dome von Notre-Dame, der schönen und doch etwas unheim-

lichen Bastille und allen Kirchen und Palästen vor ihrem staunenden Auge emporstieg, schwanden die Unglücksbilder aus Deutschland in den Hintergrund ihrer Seele zurück und wurde durch das viele Neue, das ihr entgegentrat, überrascht, zerstreut und erheitert.

Rosalie mußte sich in der schönen Hauptstadt Frankreichs, die damals schon durch ihre Moden die spanischen, die bisher vorgeherrscht hatten, aus der Welt zu verdrängen begann, hofmäßig kleiden lassen und Liancourt selbst war als Liebhaber und Kenner aufs angelegentlichste bemüht, ihren Putz so zu ordnen, daß ihre natürliche Schönheit dadurch so viel als möglich erhöht wurde. Er konnte nicht satt werden, das liebliche Bild, das sie ihm als französische Dame darstellte und das Van Dyk selbst nicht so schön hätte malen können, zu bewundern. Zuletzt band er das kostbare Perlenhalsband, das er einst vom Herzog von Friedland erhalten und von dem er noch nie einen Gebrauch gemacht hatte, um ihren lilienreinen Hals.

Sie hatte die Ehre, dem alten stolzen Cardinal von Richelieu, dem besondern Gönner ihres Gatten, und sogar bei Hofe vorgestellt zu werden, wobei jedoch von ihrer und Liancourt's Seite sorgfältig vermieden wurde, ihre Abstammung aus dem Kloster auch nur ahnen zu lassen, weil sie dadurch in dem

strengkatholischen Frankreich ihre ganze Existenz würde aufs Spiel gesetzt haben. Dieses Bewußtsein quälte Rosalien mitten unter den Ehren und Freuden, die ihr zu Theil wurden, indem Alles wetteiferte, der liebenswürdigen Fremden gefällig zu sein.

Nachdem der glückliche Liancourt seiner schönen Gemahlin Paris gezeigt hatte, beeilte er sich, sie auf sein ländliches Schloß zu bringen. Er kannte nämlich Paris zu gut, um nicht fürchten zu müssen, daß die schon zu freie Sitte daselbst seiner deutschen Hausfrau misfällig erscheinen würde, zu geschweigen der Gefahren und Störungen, denen er die Ruhe seiner Ehe aussetzte, wenn er die reizende Frau im Bereiche der pariser Höflinge ließe. Sein eigenes echt französisches Bedürfniß, mit der schönen Gemahlin ein wenig zu prahlen, war befriedigt. Von da an war er nur noch darauf bedacht, sie den Augen ihrer Bewunderer wieder zu entziehen und in der Verborgenheit des Landlebens verschwinden zu lassen, wo er mit ihr nach deutscher Weise in ehelicher Zärtlichkeit und Treue leben und alle Wonnen der Schäferpoesie im Stillen genießen wollte, einer Poesie, welche damals als neueste Mode in ungemeinem Ansehen stand und wirklich auf naturgemäße Weise die Sehnsucht nach Ruhe und idyllischem Glück bezeichnete, die in einem Zeitalter so grausamer Ungerechtigkeit und blutiger Greuel sich der Herzen bemeistern mußte.

Zweites Capitel.

L'Echelle, Liancourt's Schloß und Landgut, lag unfern der Oise, wo dieselbe aus dem Ardennengebirge hervorfließt, in einer freundlichen und fruchtbaren Gegend. Obgleich etwas alterthümlich und bei weitem nicht so geräumig und schön gebaut, wie einst Wildeck, hatte dieses Schloß doch den großen Vorzug, daß es ringsum von befreundeten Nachbarn umgeben war und an den Bauern treue Unterthanen hatte, die den adeligen Stammherrn und seine schöne Gemahlin mit patriarchalischer Anhänglichkeit begrüßten und ein nicht geringes Vergnügen empfanden, das lange verwaiste Schloß endlich wieder bewohnt zu sehen.

Mit Anstand und französischer Heiterkeit brachten Frauen und Mädchen der neuen Herrin ihre Glückwünsche dar. Obgleich der Herbst schon die Wälder gelb färbte, schmückten sie die lieblich erröthende Dame doch noch mit Blumen, tanzten und sangen fröhliche Chansons dazu.

Unter Liancourt's verständiger Leitung wurde das Haus bald wieder in wohnlichen Zustand versetzt, Verdorbenes weggeschafft, Veraltetes aufgeputzt, Neues mit Geschmack eingefügt. Rosalie mußte sich gegen

den Luxus sträuben, mit dem er ihre Zimmer einrichtete. Wenn häusliche Geschäfte sie nicht in Anspruch nahmen, lasen sie zusammen, denn Liancourt hatte eine hübsche Sammlung von französischen Classikern und auch einige deutsche Bücher. Sie begleitete ihn zuweilen auf die Jagd, die bisher sehr vernachlässigt geblieben war, und brachte dann die vergnügtesten Stunden mit ihm zu, wenn die hellen Flammen im Kamine loderten, wozu bald dieser bald jener gute Nachbar sich einfand.

Wie bald wurde sie hier heimisch! Alles vereinigte sich, ihr ein Gefühl von behaglicher Sicherheit zu geben und ihr eine Seelenruhe zu gewähren, die immer seltener durch die traurige Erinnerung an Deutschland gestört wurde. Ihr Gemahl übertraf sich selbst an Güte und Liebenswürdigkeit und sie mußte ihm tausendmal in Gedanken die Scheu abbitten, die sie anfangs vor ihm gehabt hatte, und das völlig unbegründete Mistrauen in den französischen Charakter. Es ist wahr, von der hohen männlichen Würde ihres ersten Gatten ging ihm Vieles ab, es fiel bei Liancourt Alles etwas leichter ins Gewicht, aber Rosalie vermißte jene Würde nicht, weil sie von einem so gar tragischen Zuge begleitet gewesen war. Nach so vielem Unglücke, wie sie es erlebt hatte, mußten ihr so durchaus heitere Umgebungen und der Umgang mit einem Manne, dem Glück und Frohsinn aus allen

Mienen lachten, und der, wenn er auch nicht zum Erhabenen aufstrebte, doch fein und edel dachte, ein sehr willkommener sein. Jetzt erst konnte sie recht ausruhen von ihrem langen Elend. Jetzt erst konnte sie wieder an das Leben, an sich selbst glauben und die finstere Lehre des Demiurg vergessen.

Das Unklare oder Zweideutige, was in Liancourt's religiösen Ansichten lag und vielleicht eine andere Frau beunruhigt hätte, war es gerade, was Rosalien zur besondern Beruhigung gereichte, sofern sie selbst, durch ihr Schicksal hingerissen, zwischen den Confessionen schwankte, zu denen sie sich nur bekannt hatte, um sie bei der ersten Gelegenheit wieder aufzugeben. Sie warf sich innerlich diesen Leichtsinn vor, fand aber die beste Entschuldigung desselben in dem duldsamen Systeme Liancourt's, der die Vorzüge beider damals streitender Kirchen als geborener Katholik und als vieljähriger Freund der edelsten Protestanten in gleichem Maße anerkannte, dem aber wiederum keine von beiden in ihrer ausschließlichen Einseitigkeit genügte und der sich, gleich vielen anderen welt- und menschenkundigen Männern jener Zeit, zu einer Philosophie hinneigte, die freilich erst später ihre vollkommenere Ausbildung erhielt, nämlich zu der Geltendmachung des sogenannten Vernünftigen und Natürlichen gegenüber den verschiedenen rechtgläubigen Satzungen.

So wirkte denn gar Vieles zusammen, um zwi-

schen Rosalien und ihrem Erretter aus den deutschen Nöthen eine innige Sympathie hervorzurufen, von der sie nie geglaubt hätte, daß sie sich in diesem Grade einfinden würde, indem sie anfangs sich immer noch mit der schmerzlichen Erinnerung an Bernhard getäuscht und sich eingebildet hatte, Liancourt doch nicht wahrhaft lieben zu können, wie sie Jenen geliebt hatte.

Am meisten aber wurde diese eheliche Sympathie verstärkt durch eine frohe Entdeckung, welche Rosalie an sich selbst machte. Was sie in ihrer ersten Ehe so sehnlich gewünscht und tausendmal im Gebete vom Himmel erfleht hatte, ohne daß es ihr je gewährt worden wäre, dessen erfreute sie sich schon in den ersten Monaten ihrer zweiten Ehe. Sie fühlte sich Mutter, eine entzückende Ueberraschung für sie und eine Quelle der süßesten Wonnen und der liebsten, keineswegs ängstlichen Sorgen. Liancourt theilte ihr Glück und war er je zärtlich gegen sie und stolz auf ihren Besitz gewesen, so war er es jetzt noch viel feuriger.

Von nun an lebte Rosalie allein ihrer beseligenden Gegenwart und der hoffnungsreichen Zukunft, die schwarze Vergangenheit trat immer mehr in ihr zurück. Wenn sie gezwungen war, daran zu denken, so geschah es doch immer nur, um den Augenblick zu segnen, in welchem sie Deutschland verlassen hatte und in das schöne Frankreich eingezogen war.

Am häufigsten aber dachte sie an ihre kindische Himmelsreise in den Alpen von Trident. Daß sie jetzt wirklich den Himmel auf Erden erreicht habe, daran war nun nicht mehr der geringste Zweifel in ihrer Seele. Sie hatte die irdische Bestimmung des Weibes erreicht unter den günstigsten Umständen und liebevollsten Umgebungen. Konnte sie undankbar gegen Gott sein und jetzt noch auch nur die leiseste Klage laut werden lassen über früher erlittene Noth?

Drittes Capitel.

In Deutschland wüthete unterdeß der Krieg, wie das Feuer im Gebälk eines schon niedergebrannten Hauses, unablässig fort.

Der arme Roderich, von der treulosen Glücksgöttin verlassen, wußte sich in das Loos der Gefangenschaft auf keine Weise zu schicken. Von Kindheit auf ein freier Sohn der Berge und auch in den Lagern der damaligen wilden Freiheit der Soldateska allezeit froh geworden, sah er sich auf einmal in fremder Gewalt, entwaffnet, beraubt, mishandelt und sein Leben der Willkür roher Gesellen ausgesetzt. Kaum daß er sich mäßigen konnte, nicht durch unüberlegte Hitze

die Wuth der Kroaten zu reizen und sich gewissem Tode zu überliefern.

Indem er sich mäßigte, war sein ganzes Augenmerk auf die Flucht gerichtet, die er denn auch glücklich bewerkstelligte, als seine Wächter sich unterwegs nächtlicher Trunkenheit überließen. Das geschah in der Gegend von Würzburg. Allein obgleich frei, schwebte er in der Uniform eines fremden Offiziers immer noch in Gefahr, weil die Bevölkerung rings umher katholisch war und auch das benachbarte Hanau sich wieder in der Gewalt der Kaiserlichen befand. Er warf daher die Uniform von sich und trotzte der Kälte in bloßen Aermeln.

Durch das Mitleiden einiger Dorfbewohner erhielt er indessen bald einen warmen Bauernkittel und es glückte ihm, ein wenn auch ärmliches, doch nicht ganz unbehagliches Winterquartier im Spessart zu finden. Wegen seiner Größe und Körperstärke nämlich wurde er am Mainufer in einem Dorfe, welches zum Stapelplatz für den Holzhandel diente, gern unter die Holzhauer aufgenommen und lebte mit ihnen ganz kameradschaftlich, indem er so ziemlich wieder zu den einfachen Sitten des Harzgebirges zurückkehrte. Er vermißte dabei nichts, als seinen treuen, im Kampfgewühle verloren gegangenen Hund und sein altes Bärenfell. Die rohen Holzbauern waren ihm zugethan, weil er ihnen durch seine überlegene Körperkraft den

gehörigen Respekt einflößte und durch seine Treuherzigkeit und Dienstfertigkeit zugleich Jedem das Herz abgewann.

Wenn er in den finstersten Winternächten unter den wilden Gesellen des Spessart saß und die elende Bauernhütte vom Sturmwinde umgestürzt zu werden drohte, fiel ihm wol zuweilen ein, wie weit entfernt er von der Verwirklichung seiner schönen Fortunaträume sei. Aber die Wintersonne, obgleich unter der Erde verborgen, erhebt sich wieder als Sommersonne.

Roderich dachte darauf, im nächsten Frühjahre das Weite zu suchen und zur schwedischen Armee zurückzukehren; allein er gab diesen Vorsatz wieder auf. Er lernte nämlich den reichen Holzhändler van der Lüe kennen, der hier unter fremdem Namen und als ob es nur für Köln und die spanischen Niederlande geschähe, Holzaufkäufe für Holland besorgte. Dieser kräftige und weltkluge Mann, dessen gebräuntes Seegesicht wie aus Bronze gegossen schien, imponirte ihm, wie denn andererseits der Holländer auch an Roderich's frischer und stolzer Jugendlichkeit ein Wohlgefallen fand. Es konnte van der Lüe's scharfem Blicke nicht entgehen, daß in Roderich mehr stecke, als ein gemeiner Holzfäller. Es lag zu viel Adel und Gewohnheit des Befehls in seiner Miene, während ihn andererseits wieder ungemein viel Anspruchslosigkeit

und ein Sichgehenlassen zierte, wie man es so liebenswürdig wol nur unter der norddeutschen Jugend findet, wenn sie noch unverdorben ist. Van der Lüe forschte den Jüngling ein wenig aus und machte ihm den Antrag, mit ihm nach Holland zu gehen, Seemann oder wenigstens Kaufmann zu werden und sich die weite Gotteswelt auch einmal jenseits des Meeres zu besehen.

Dieser Vorschlag regte in Roderich eine Fülle von neuen und wunderbaren Vorstellungen an. Zwar gestand er dem Holländer, er sei bisher Offizier in Banner's Armee gewesen, habe sich nur rationirt, sei also eigentlich nicht verabschiedet und somit verpflichtet, zur Armee zurückzukehren. Allein man nahm es damals mit den Abschieden nicht so genau und der fast immer betrunkene Banner hatte durch seine fruchtlosen Kreuz- und Querzüge, wobei er es nie auf eine entscheidende Hauptschlacht hatte ankommen lassen, die Truppen im höchsten Grade ermüdet und abgespannt. Dazu kam, daß der Holländer Roderich darauf aufmerksam machte, wie jede gesunde Kraft, die sich für den endlosen deutschen Krieg opfere, dem Tropfen gleiche, der auf einen glühenden Stein falle, während dieselbe Kraft, den vereinigten Staaten von Holland und ihren Colonien gewidmet, auf den fruchtbarsten Boden falle, Leben und Gedeihen bringe und dadurch mittelbar auch der evangelischen Sache am besten

diene. Denn wenn die Katholiken auch im tiefen Binnenlande die Oberhand behalten sollten, das Meer und seine Ufer würden stets den Reformirten bleiben.

So ließ sich denn Roderich überreden und glaubte das goldene Glück, das ihn einmal angelächelt hatte, doch gewisser im Reichthume Hollands und seiner zauberischen Colonien, in der Fülle maritimer Thätigkeit und gleichsam am Busen vollsegelnder und mit Schätzen beladener Flotten wiederzufinden, als in den Aschenhaufen des deutschen Kriegsschauplatzes.

Sie machten zusammen die schöne Rheinfahrt.

Viertes Capitel.

Als sie zwischen Bonn und Köln sich dem Dorfe Worringen näherten, hörten sie von dort herüber fröhliche Musik und da es Sonntag Mittag war und an diesem Tage in Köln von dem Holländer kein Geschäftsbesuch mehr abgemacht werden konnte, so hielt er an, um mit seinem jungen Freunde auszusteigen und sich unter die fröhlichen Gäste des Worringer Festes zu mischen.

Man feierte das fünfzigjährige Amtsjubiläum des Pfarrers. Eine Menge Kölner und Kölnerinnen wa-

ren herausgekommen, theils um den alten wohlbekannten Herrn mit ehren zu helfen, theils um dem Vergnügen nachzugehen, wozu die ausnehmende Schönheit des klaren Frühlingstages aufforderte.

Van der Lüe fand in dem von Menschen überfüllten Dorfe unter den im großen Garten des Wirthshauses campirenden Kölnern zufällig seinen alten Handelsfreund Mander und mußte neben ihm Platz nehmen. Roderich, der als des Holländers Knecht mitreiste und demgemäß sehr schlicht gekleidet war, hielt sich in bescheidener Entfernung, ergötzte aber seine Augen an dem muntern Leben, das ihn hier rings umgab, und ging der Musik nach, welche von der Kirche herüberklang.

Auf dem weiten freien Raume vor der alten Kirche tanzten um eine majestätische Linde fröhliche Mädchen, mit Blumen bekränzt, einen Reigen. Der ehrwürdige alte Pfarrer, dem diese Mädchen am Morgen das Haus mit Blumen geschmückt und ihre Glückwünsche dargebracht hatten, und an seiner Seite ein vornehmer Domherr des kölner Stiftes, der in seinem vollen Ornate alle Anwesenden überstrahlte, sowie mehre andere jüngere und ältere Priester hatten sich unter das Volk gemischt und sahen dem muntern Tanze zu. Der Greis hatte seine herzliche Freude an der Lustbarkeit seiner Gemeinde an diesem seinem Ehrentage, denn seine Kirche verbietet kein unschul-

diges Sonntagsvergnügen und sonderlich am Rheine sind die Menschen deswegen nicht schlimmer, weil sie fröhlicher sind.

Roderich bemerkte im Reigen der Mädchen eine wohlgestaltete Blondine, welche gleich den Anderen einen Blumenkranz im Haare trug. Die außergewöhnliche Farbe dieses Haares erinnerte ihn augenblicklich an das Bild, das er so lebendig in der Seele trug. Aber sie hatte ihm den weißen Nacken zugekehrt und er vermochte lange nicht in ihr Gesicht zu sehen. Endlich wandte sie sich einmal um und — der Athem stockte ihm, alle seine Pulse flogen, er wollte darauf schwören, es sei leibhaftig seine Fortuna. Als sich der Reigen auflöste, kehrte sie ihm noch deutlicher das Vollgesicht entgegen und ließ ihm keinen Zweifel mehr über ihre sprechende Aehnlichkeit mit dem Fahnenbilde. So umwallte sie das goldene mit Blumen geschmückte Haar. So lachte das Glück aus allen ihren Mienen. So lieblicher Muthwille spielte ihr um Stirn und Lippen. Aber der Glanz ihrer lebendigen Augen war noch feuriger als der im Bilde. Er wußte sich kaum zu halten vor Freude. Er hätte am liebsten laut aufgejauchzt und wäre zu den Füßen des schönen Mädchens hingestürzt.

Aber seine Miene verfinsterte sich, als er mit ansehen mußte, wie der Domherr auf eine gnädige Weise mit der ganzen Würde seines Standes und doch zu-

gleich mit einem feinen Zuge von raffinirter Sinnlichkeit der blühenden Tänzerin sein Lob spendete, die dabei sittig die Augen niederschlug, und noch mehr wallte in Roderich die Eifersucht auf, als das Mädchen sich von dem galanten Domherrn nur losmachte, um einen jungen Mönch traulich bei der Hand zu ergreifen und mit ihm den Platz unter der Linde zu verlassen.

Sie ging auf die Seite zu, wo Roderich stand, dessen fremde und schöne Gestalt das Mädchen mit einem einzigen Seitenblick im raschen Vorüberschreiten überflog. Er war wie vom Blitz getroffen.

Noch größer war seine Ueberraschung, als er den Holländer, der bei dem alten Mander sitzen geblieben war, wieder aufsuchte und seine Fortuna und den Mönch an demselben Tische in heiterem Gespräche mit den beiden Alten begriffen sah. Aus ihren Reden erkannte er alsbald, das Mädchen sei Mander's Tochter. Van der Lüe hieß Roderich näher treten, bot ihm von dem edlen rheinischen Weine an und stellte ihn der kleinen Gesellschaft als seinen Knecht vor, ohne zu ahnen, wie viel lieber es dem Jünglinge gewesen wäre, wenn er seiner Schönen im vollen Glanze eines Offiziers hätte entgegentreten dürfen.

Allein Roderich besaß eine natürliche Klugheit und indem er bei sich überlegte, was er zu thun habe, kam ihm die unscheinbare Maske, in welcher er reiste,

äußerst gelegen. Als schwedischer Offizier hätte er sich niemals nach Köln hinein wagen dürfen, aber als Knecht eines Kaufmannes stand ihm die heilige Stadt offen. Er beschloß, Alles daran zu setzen, um bei Mander selbst in Dienst zu kommen.

Sobald er mit Van der Lüe in dessen Schiff zurückgekehrt war, vertraute er ihm Alles, was ihm begegnet war, und beschwor ihn, seinen Plan zu unterstützen. Der Holländer wollte anfangs nichts davon wissen und warnte den tollen Jüngling, sich in Acht zu nehmen. Doch gefiel ihm das Kecke des Planes und am Ende konnte Roderich in Köln ihm selber nützlich werden und seine geheimen Handelscombinationen fördern, wenn er Mander's Vertrauen und Einsicht in die ganze kölner Handelswelt erwürbe.

Sie kamen in Köln an und Alles ging nach Wunsch. Der alte Mander brauchte gerade einen tüchtigen Knecht und nahm den ihm vom Holländer empfohlenen ohne Schwierigkeit ins Haus. Roderich zweifelte nicht, daß ihn die Glücksgöttin begünstige und auch nie wieder verlassen werde, denn selbst Das, was ihm als ein Unglück erschienen war, seine Gefangennehmung, hatte ja nur dazu dienen müssen, ihn nach Köln zu bringen, wohin er sonst wol niemals gekommen wäre. Er glaubte also, daß von dem Augenblicke an, in welchem er zum erstenmal das Bild der Fortuna gesehen, ihm nichts mehr mislingen könne.

Als er in dem niedern Stande eines Knechtes in Mander's Haus einzog, war er froher wie ein König, und das Geschäft, Kisten und Fässer zu packen und auf die Schiffe zu schleppen, hatte nichts Abschreckendes für ihn, wenn er nur einmal im Tage Katharinen lächeln sah. Die Standesgenossen, mit denen er zu thun hatte, vermißten in ihm den guten Kameraden nicht, da er immer in der heitersten Laune war und sich ebenso zutraulich zu ihnen herablieߟ, wie zu den Holzbauern im Spessart.

Fünftes Capitel.

Der alte Mander war mit der Anstelligkeit und Treue seines neuen Knechtes außerordentlich zufrieden. Auch das schöne Trinchen konnte nicht umhin, ihm zuweilen mit Wohlgefallen zuzusehen, wenn er seine herkulische Stärke in der Ueberwältigung der Schwerkräfte ihrer väterlichen Waarenballen an den Tag legte.

Als er einmal im untern Raume des Hauses, der zugleich als Wagehalle diente, in seinem Lederschurz und bestäubten Aermeln fleißig handthierte, kam Katharina mit einer kleinen Schar von Freundinnen laut lachend die Treppe herab. Die muthwilligen

Mädchen wollten wissen, wie viel jede wiege, und während sich eine nach der andern auf die große Wagschale stellte, mußte Roderich die schweren Gewichte auf die andere Schale legen und den Wagemeister machen.

Da kam von ungefähr der junge Herr Laken ins Haus, Trinchen's Vetter und präsumtiver Bräutigam, ein geputztes Männchen mit einem Korbe voll der größten glänzend schwarzen Herzkirschen im Arme, um diese süße Gabe der Jahreszeit seiner schönen Base zu bringen. Die Mädchen fielen gleich über den Korb her, als aber Laken erfuhr, womit sie eben beschäftigt gewesen waren, bekam auch er Lust, sich wägen zu lassen, indem er sich rühmte, so zephyrleicht zu sein, daß auch das kleinste unter den Mädchen mehr wiegen müsse, als er.

Er schwebte bereits mit seligem Lächeln in der geschmackvollen Stellung eines Seladon auf der Wagschale, als Katharina, sie wußte selber nicht warum, ärgerlich war, vor Roderich als die Braut des windigen Männleins zu erscheinen, dem Knechte zuflüsterte, er solle noch mehr Gewichte auflegen. Es brauchte deren nicht viele, um Laken hoch bis an die Decke hinaufzuheben. In dieser Lage mußte er bleiben, während die munteren Mädchen unter lautem Gelächter Kirschkerne auf ihn schnellten, die seinen Spitzenkragen, seine gestickte und langschößige weiße Weste und seine

Manschetten trotz der lächerlichen Paraden seiner Hände mit rothen Flecken übersäeten. Er lachte anfangs mit, als es ihm aber zu arg wurde, kam er in üble Laune und befahl Roderich, die Gewichte von der andern Schale wegzunehmen und ihn herabzulassen.

Aber Katharina umfaßte lachend den rechten Arm Roderich's, ein anderes Mädchen seinen linken und so hielten sie ihn fest, damit er Laken's Befehle keine Folge leiste. Er ließ sich diese lieblichen Bande gern gefallen und stellte sich, als könne er wirklich nicht loskommen, während er, ohne auf Laken's Geschrei zu achten, die trunkenen Augen nur auf das an seiner breiten Brust lehnende Köpfchen gesenkt hielt, dessen weiches Goldhaar er noch nie so nahe gesehen hatte.

Auf Laken's unbändiges Toben kam endlich der alte Mander herbei, befahl den armen Vetter zu befreien, war sehr ungehalten über die Mädchen und warf auch einen strengen Blick auf Roderich, den jedoch die Mädchen entschuldigten. Den Vetter aber behandelte er auch nicht sonderlich liebreich, sondern sagte ihm unwillig, er solle lieber sein Haus meiden, als solche Scenen, die ihm ärgerlich seien, durch seine Gegenwart zu veranlassen.

Ehe der vor Wuth zitternde Laken das Haus verließ, überreichte ihm Trinchen noch mit einem zierlichen Knix den ausgeleerten Kirschenkorb, den er aber von sich schleuderte. Als auch der alte Mander wie-

der die Treppe hinaufgestiegen war, schüttelten die Mädchen den Zank, der über sie ergangen war, leichten Muthes wieder ab und obgleich sie nicht mehr lärmten, sondern ihr Lachen dämpften, freueten sie sich doch ihrer kleinen, an dem unleidlichen Vetter verübten Heldenthat. Katharina aber sagte in heller Lust zu Roderich: Du hast deine Sache heute gut gemacht! und steckte ihm zum Lohne die letzte noch übrige Kirsche in den Mund.

Er hatte nie etwas Süßeres gegessen.

Bald darauf war das Fronleichnamsfest. Da sah er Katharinen mit in der großen Prozession gehen, eine brennende Wachskerze in der Hand, und hörte ihre Engelsstimme singen. Ach, dachte er, ein Glaube, bei dem die Mädchen so munter und zugleich so fromm sein können, kann doch nicht so schlimm sein. Es war ihm leid, daß sie ihm keinen Blick gab, wie er gewünscht und gehofft hatte, und doch gefiel es ihm wieder, daß sie sich in ihrer Andacht nicht hatte stören lassen.

Ihr Vater verlangte einmal nach ihr und da Roderich gerade im Zimmer war, hieß er ihn das Mädchen rufen. Da betrat er zum erstenmal ihr kleines niedliches Zimmer und sah, wenn auch nur einen Augenblick, wie in ein Paradies.

Im Laufe des Sommers hielt die kölner Bürgerschaft ein Freischießen ab. Auch Mander befand sich

dabei und Roderich lud ihm den Stutzen. Nachdem aber der alte Herr mehrmals fehlgeschossen hatte und über die Abnahme seiner Augen klagte, erlaubte sich Roderich die bescheidene Anfrage, ob er nicht einmal für ihn schießen dürfe? Sein wohlwollender Herr gestattete es gern und der kecke Knecht, in dem die ganze alte Jagdlust seiner wilden Jugendzeit erwachte, that den Meisterschuß, wofür ihm unter üblichen Feierlichkeiten und Trompetengeschmetter ein silberner Ehrenpokal und die Würde des Schützenkönigs zutheil wurde. Mit den Insignien dieser Würde, einer Art Aegide von goldenen und silbernen Ehrenmedaillen, behangen wurde er unter Vortritt der Schützenmeister und schallender Musik im Triumph herumgeführt.

In der Nähe des Schützenhauses verweilten die Frauen und Kinder unter grünen Bäumen an wohlbesetzten Tischen, während die Schützen ab und zu gingen. Hier saß auch Katharina bei einigen Freundinnen ihres Hauses und wartete auf den Vater. Als nun der neue Schützenkönig vorbeigeführt wurde und sie in ihm mit nicht geringer Ueberraschung ihren Knecht Roderich erkannte, lachte des Mädchens ganzes Gesicht und als Roderich endlich sich von den Schützen losmachen konnte und mit dem alten Mander zu Katharinens Tische kam, wünschte sie ihm nicht nur Glück und faßte traulich seine Hand, sondern verfehlte auch nicht, dem glücklichen Schützen seinen

Ehrenbecher mit dem kostbarsten Rheinweine zu kredenzen. Indem sie ihm vortrank, warf sie über den goldenen Wein hinüber einen Blick auf ihn, der ebenso gut das Ziel traf, als er vorhin das seinige getroffen hatte.

Sechstes Capitel.

Als Katharina am andern Morgen in die Messe ging und bei der Nachhausekunft in der Vorhalle Roderich allein antraf, blieb sie lächelnd vor ihm stehen, hob drohend den Finger auf und sagte: Roderich, ich glaube, du bist ein großer Schelm.

Wie meint Ihr das? frug Roderich etwas verdutzt.

Du kannst unmöglich als ein Knecht aufgewachsen sein, wenn du ein so geübter Schütze bist. Ich habe schon lange gedacht, weil du so gerade gehst, du mußt ein Soldat gewesen sein, und wenn ich dir noch mehr sagen soll, so vermuthe ich sogar, du hast einmal befohlen, während du hier nur gehorchst.

Ihr thut mir zu viel Ehre an, Jungfrau Katharina, sagte Roderich verlegen und ungewiß, ob das geliebte Mädchen nicht durch ihren Vorwitz sein Incognito zerstören und Alles verderben würde.

Sage mir, bat Katharina, indem sie ihm sanft die Wangen streichelte, wer du eigentlich bist? Ich will es Niemand wieder sagen.

Roderich faßte sich kurz, sank zierlich auf ein Knie vor ihr nieder, ergriff ihre Hand, küßte sie und rief: Ich bin Euer armer Liebhaber.

So? sagte das Mädchen, und sonst nichts?

Wenn Ihr mir nicht übel nehmt, antwortete Roderich, daß ich Euch liebe, und wenn Ihr mir die Erlaubniß ertheilt, Euch ferner lieben zu dürfen, wenn Ihr —

Mich auch ein bischen liebt, nicht wahr? unterbrach sie ihn lachend.

Ja, sagte Roderich etwas kleinlaut und sah sie doch dabei durchdringend an.

Also dann, meinte sie, willst du mir sagen, wer du bist? Nun warte, ich will mich besinnen.

Hurtig lief sie die Treppe hinauf und sah sich noch einmal lachend nach ihm um.

Im Lärm des Tages fand sich keine Gelegenheit mehr für das junge Paar, sich ohne Zeugen zu sprechen. Aber der nächste Tag war ein Sonntag. Roderich mußte das Haus hüten, während Alle in der Kirche waren, und Kathrinchen wußte es einzurichten, daß sie eine halbe Stunde vor den Anderen zurückkam. Sie rief ihn ins Wohnzimmer, legte Schleier und

Rosenkranz auf den Tisch und wandte ihm das freundlichste Gesicht von der Welt zu.

Roderich, sagte sie, ich habe mich nunmehr besonnen und es will mir scheinen, als ob — ich dir wirklich gut wäre.

Dabei blickte sie ihn voll Zärtlichkeit an, legte ohne viele Umstände ihre weißen Arme auf seine Schultern, erhob sich ein wenig auf den Zehen und küßte ihn. Roderich vergaß beinah, daß er ein zerbrechliches Wesen in seinen Armen habe, so ungestüm umfaßte er die Geliebte und wollte von ihren süßen Lippen nicht lassen.

Gemach, rief sie, indem sie sich endlich wieder von ihm losriß, sei doch um Gotteswillen nicht so wild.

Vergib mir, sagte er sanft, ich will ja Alles thun, was du befiehlst.

Freuen sollst du dich, sagte das Mädchen, recht sehr freuen, aber mich nicht erdrücken.

So reiche mir nur den kleinen Finger, bat er, daß ich ihn küsse.

Da, sagte sie und gab ihm den Finger, legte aber die andere Hand zugleich vertraulich auf seinen Arm und sah ihm schalkhaft ins Gesicht: Und nun kommen wir auf die Hauptsache, wer bist du? Das will ich jetzt von dir wissen.

Roderich sagte ihr mit der größten Offenherzigkeit, wer er sei, wie er ihr Bild zuerst in der Fahne gesehen und wie es sich gefügt habe, daß er jetzt in ihrem Hause diene.

Also ein schwedischer Offizier bist du? seufzte Katharina, ließ sich auf einen Stuhl nieder und stützte ihr liebliches Köpfchen auf die Hand, das ist ja traurig, Roderich, das ist sehr traurig. Ich bin so froh gekommen und nun auf einmal so geängstigt. Mein Gott, wenn sie dich hier entdeckten!

Bist du mir böse, frug Roderich, wirst du mich von dir stoßen?

Sie stand auf, faßte seine Hand und sah ihm klar ins Auge. Nein, rief sie, du hast dich aus Liebe zu mir in so große Gefahr gestürzt. Seitdem ich das weiß, muß ich dich doch wol noch lieber haben, du mein treuer Ritter. Aber ich ängstige mich jetzt um dich, ist das nicht natürlich?

Das Glück ist mit dir, du bist Fortuna selbst, sagte Roderich, dir habe ich mich vom ersten Augenblicke an vertraut und fürchte nichts.

Ach du weißt nicht, erwiderte Katharina, was wir für böse Aufpasser und Feinde hier haben.

Laken? frug Roderich.

Du mußt Alles wissen, sagte das Mädchen. Dieser Vetter ist ein Elender, der mich nur hat heirathen wollen, um mich dem Domherrn von Falkenau in

die Arme zu liefern. O dieser Domherr! Du glaubst nicht, wie mächtig diese Leute hier sind und wie schlau sie Alles anstellen.

Ich will dich gegen eine Legion Teufel beschützen, schwur Roderich, und im Nothfalle dich entführen. Die Welt ist weit genug, in Holland finden wir Schutz. Mein Arm ist stark, mein Kopf ist hell. So wahr Gott lebt, ich bin ein Mann für dich und will dir's beweisen.

Die Hand darauf, sagte Katharina und lachte ihn wieder freundlich an. Ich glaube dir, aber wir müssen klug und vorsichtig sein. Fürs Erste wollen wir uns begnügen, den Bund geschlossen zu haben.

Fürs ewige Leben, rief Roderich und sank dem schönen Mädchen noch einmal liebetrunken in die Arme.

Siebentes Capitel.

Der Argwohn Katharina's war nur zu wohl begründet. Als der Domherr durch das sanfte Mittel ihrer Verheirathung mit einer von ihm abhängigen Creatur nichts auszurichten vermochte, wandte er schärfere Mittel an. Durch den langanhaltenden Krieg hatte der alte Mander schon bedeutende Verluste er-

litten. Die Straßen waren meistentheils gesperrt und der Verkehr stockte. Viele Waaren gingen unterwegs verloren. Verarmte, böswillige und entfernte Schuldner zahlten nicht. Die allgemeine Verwilderung machte treulose Diener. Dennoch hielt sich das alte ehrenwerthe Kaufmannshaus durch die Vergünstigungen, die ihm in Köln selbst von langen Zeiten zuerkannt waren. Jetzt aber wurden ihm diese entzogen und Lieferungen für das Erzstift, die bisher Mander besorgt hatte, Anderen überwiesen. Die Verluste drängten sich, er mußte sein Geschäft wiederholt einschränken, einen Diener nach dem andern entlassen.

Der alte Kaufmann war von seinem Unglücke tief erschüttert. Er theilte zwar das Loos der Verarmung mit den meisten seiner Standesgenossen, denn alle hatten unter der Noth des Krieges schwer gelitten. Nicht nur der Handel lag darnieder, sondern auch für die eigene Production waren seit der Vertreibung aller Protestanten aus Köln die fleißigsten Arbeitskräfte verloren gegangen. Aber Mander hielt sich noch für unglücklicher als Andere, weil er nicht blos in der allgemeinen Noth mitlitt, sondern weil er um seiner unschuldigen Tochter willen verfolgt wurde. War er nicht der frömmste Katholik gewesen von Geburt an, hatte er nicht Alles für das Erzstift und die Stadt gethan, was ein gutes kölner Kind thun konnte; und nun sollte ihn aus der heiligen Kirche

heraus der giftige Blitz der Familienschmach und ökonomischen Vernichtung zugleich treffen?

Köln hatte sich schon sehr entvölkert und noch fortwährend wanderten wohlhabende Familien aus. Die von hier vertriebenen zahlreichen Protestanten brachten Mühlheim, Düsseldorf, Solingen, Elberfeld in Flor. Die auswandernden Katholiken suchten Ruhe und Schutz ihres Erwerbes in den spanischen Niederlanden. Der Rest der ehemals so stolzen Bevölkerung Kölns bildete mehr oder weniger nur noch ein Proletariat, das von der Kirche und für die Kirche lebte. Die alte Fröhlichkeit des Volkes verleugnete sich auch mitten im Elend der Kriegszeiten nicht, aber die Ehrbarkeit der Sitten nahm ab. Vortheilhafte Ehen ließen sich immer weniger schließen, da der Nahrungsstand so tief gesunken war; desto häufiger wurden schöne junge Personen, selbst aus guten Häusern, von der reichen Geistlichkeit unterhalten und unter den niederen Klassen griff die laxe Observanz um sich, in der leichtes Sündigen und leichtes Sündenvergeben miteinander wetteiferten.

Der Domherr hoffte nun die feste Burg, die er mit List nicht erobern konnte und mit Sturm zu erobern nicht wagte, durch Aushungern zur Uebergabe nöthigen zu können. Dasselbe Verfahren war ihm schon bei einer um einige Jahre ältern Freundin Katharina's, der hübschen Barbara, gelungen, die er aus

der Armuth gezogen, ein paar Jahre wie eine Gräfin gehalten, dann aber sitzen gelassen hatte. Ueber den Verlust aber das Bärbchen zu trösten, hatte der Maler Leopold übernommen, von dessen geschickter Hand das Fortunabild in der Fahne herrührte.

Leopold war damals emsig beschäftigt, sein williges Schätzchen als heilige Barbara in ein Kirchenbild zu malen. Als sie ihm an einem schönen Morgen vor der Staffelei gegenüber saß, entspann sich zwischen ihnen ein lebhafter Streit über das Attribut des Thurmes, den die Heilige nothwendig bei sich haben mußte. Bärbchen protestirte dagegen und wollte weder in den Thurm eingesperrt sein, noch ihn neben sich dulden.

Das sähe, sagte sie, als wenn ich, um dir warm zu machen, einen Ofen brauchte, denn der Thurm sieht gerade wie ein Ofen aus.

Nicht doch, holdseliges Bärbchen, erwiderte er, denke dir vielmehr den babylonischen Thurm, bei dessen Bau die Sprachen verwirrt wurden, als ein Sinnbild der Verwirrung, die deine Schönheit unter uns Männern anrichtet.

Ach, sagte Bärbchen, am Ende sind wir's arme Weiber immer allein, bei denen die Verwirrung zurückbleibt, wenn ihr uns satt habt.

Ich werde dich nie satt haben, sagte der Maler, vielmehr will ich, wie im Schachspiel, selber als Thurm

neben dir, meiner Königin, stehen. Wenn die Königin noch einen Thurm bei sich hat, so ist sie unüberwindlich.

Und kurz und gut, fiel ihm Barbara ein, ich mag den Thurm nicht.

So kannst du auch keine Heilige sein.

Du guter Gott, bin ich es denn? Will ich es denn sein?

Wenn dein Bild in der Kirche aufgehängt wird und die Leute andächtig vor dir beten, weißt du, daß du dadurch nicht, auch gegen deinen Willen, zu einer Heiligen wirst? Das wirst du doch nicht bezweifeln, daß Bitten und Gelübde, die an dein Bild gerichtet werden, dir im Himmel zu gute kommen?

Nun so male in Gottes Namen den Thurm hin, aber bringe ihn auf eine schickliche Weise an.

Wie wäre es, Bärbchen, wenn wir ihn als Thurmkrone anbrächten, als einen Kopfputz wie die Mauerkrone der Colonia, nur ein wenig mehr zugespitzt.

Ja wahrhaftig, das wird am besten passen und mir ganz allerliebst zu Gesichte stehen.

Apropos, der Domherr läßt dich grüßen.

Sprich nicht von ihm.

Es ist wegen der kleinen Mander.

Pfui, Leopold, daß du dich dazu hergibst, aber ich weiß wohl, ihr seid beide in sie verliebt, und ich muß nur zum Nothbehelf dienen. Ihm genügte ich

nicht, er wurde zu ihr hingezogen, und du, den sie von sich stieß, willst dich blos bei mir ein wenig entschädigen. O es ist hart!

Ich lasse mich ungern darauf ein, aber wir müssen einmal von ihm leben. Er hat dir deine Ehre genommen, soll er dir auch noch deine kleine Pension nehmen?

Barbara seufzte, riß sich rasch empor und stampfte mit dem Fuße: Ich will ihm dennoch nicht gehorchen.

Achtes Capitel.

Katharina wurde durch das gutherzige Bärbchen heimlich gewarnt und vereitelte durch ihre Vorsicht jede Nachstellung. Aber es war doch ein trauriger Herbst für sie. Wie sehr auch Roderich in des alten Mander's Achtung gestiegen war, so daß er ihn zum Vertrauten seiner wichtigsten Angelegenheiten machte, so durfte er dennoch nicht wagen, dem eifrig katholischen alten Herrn seinen wahren Stand und Glauben zu verrathen. Die Liebenden konnten sich daher nur selten allein sehen und sprechen und waren darüber sehr betrübt, vertrauten aber doch der Zukunft, verloren nie den Muth und fanden in den Hindernissen und

dem Geheimniß ihrer Liebe jenen hohen Reiz, den ein bequemeres Beisammensein nie gewährt.

Mit dem Winter brachen neue Sorgen herein. Die Kaiserlichen unterlagen, ihr unfähiger General Hatzfeld kam mit dem Reste seines übelbeschaffenen Heeres nach Köln geflüchtet, während das sogenannte französische Heer, d. h. das alte deutsche Heer Bernhard's von Weimar, welches von dem Franzosen Guebriant befehligt wurde, den Fliehenden auf dem Fuße folgte. Ein anderes kaiserliches Heer, welches bisher die Niederlande gehütet hatte, rückte ihm unter General Lamboy entgegen und vereinigte sich mit Hatzfeld. Allein die Weimaraner ließen sich durch den Winter nicht abhalten, überschritten den Rhein nordwärts von Köln und griffen schon in den ersten Tagen des Jänner 1642 das kaiserliche Heer auf der Hulser Haide bei Carpen an, brachten ihm eine totale Niederlage bei und machten den Grafen Lamboy selbst zum Gefangenen.

Wie klopfte dem tapfern Roderich das Herz, als er seine alten Kameraden sich so nahe wußte. Wie schämte er sich, an ihrem Siege nicht Theil genommen zu haben.

Hatzfeld flüchtete abermals hinter die Mauern von Köln, wo die größte Angst und Bestürzung überhand nahm.

Diese Zeit allgemeiner Verwirrung aber dachte der

Domherr zu benutzen, um unbemerkt seinen Anschlag auf die schöne Katharina auszuführen. Mander's Haus war mit Einquartierung überfüllt worden und die Rohheit der Hatzfelder Völker machte es nothwendig, daß Katharina auf einige Zeit aus dem Hause entfernt wurde. Sie nahm ihr Asyl in einem Nonnenkloster, wohin sich mehre Mädchen ihres Alters aus derselben Veranlassung hatten zurückziehen müssen. Und gerade hier genoß der Domherr ein überwiegendes Ansehen.

Nichts aber kam ihm so sehr zu statten, als ein Ereigniß, das sich mit Roderich zutrug.

Roderich glaubte Katharinen im Kloster vorerst gesichert und schwankte, ob er nicht Köln heimlich verlassen und seine alten Kampfgenossen aufsuchen sollte, um mit ihnen vereinigt bald wieder siegreich in die Stadt einzuziehen. Aber die Sorge um den alten Mander hielt ihn zurück, er wollte den Vater seiner Geliebten in dieser schweren Zeit nicht allein lassen. Er blieb also, wie sehr ihn auch die Trennung von Katharina und das Getümmel der verwilderten fremden Soldaten im Hause ungeduldig machte. Da geschah es, daß, als er einmal auf der Straße am Rheinufer mit einem Bekannten redete, plötzlich Waldmann, sein großer weißer Hund, an ihm hinauf sprang und sich vor Freude, seinen alten Herrn wieder gefunden zu haben, wie toll geberdete. Ein fremder

Soldat aber, mit dem der Hund gekommen war, rief ihn zurück und sprach ihn als sein Eigenthum an. Während des Wortwechsels faßte der Soldat Roderich schärfer ins Auge und erkannte ihn als denselben schwedischen Offizier, den er einst im Gefecht die kölner Fahne mit dem Fortunabilde hatte erobern sehen. Augenblicklich rief er mehre Kameraden herbei, um Roderich zu verhaften. Vergebens stellte sich dieser, als ob er von Allem nichts wisse. Man umringte ihn und man hörte das Geschrei: Ein Schwede — ein Spion — packt ihn!

Da entriß Roderich einem Soldaten, der ihn ergreifen wollte, die Partisane und schlug damit Alles zu Boden, was ihm nahe kam. Sein treuer Hund half ihm. Aber der Feinde wurden immer mehr, schon wurde auf ihn geschossen und es blieb ihm keine Wahl, als durch einen tollkühnen Sprung in den Rhein sein Leben zu retten. Der Strom war eiskalt und von Frühlingswassern geschwollen. Die Wellen gingen hoch und bald war der muthige Schwimmer unter ihnen verschwunden. Man glaubte ihn hier und da wieder auftauchen zu sehen; Schüsse krachten ihm nach, aber Niemand wußte, ob sie getroffen hätten. Nur den Kopf des Hundes, der ihm nachgeschwommen war, sah man noch lange rheinabwärts wie einen weißen Punkt schimmern.

Da mehre unter den Umstehenden bezeugten, der

verdächtige Schwede habe als Knecht bei Mander gedient, so bewegte die Menge sich nach dessen Hause und eine halbe Stunde später saß der erschrockene alte Herr, der an Allem unschuldig war und von der ganzen Sache nichts begriff, als Hehler eines schwedischen Offiziers geheimer Verrätherei beschuldigt, in Ketten und Banden.

Sobald der Domherr von diesem Ereigniß Nachricht erhalten hatte, eilte er ins Nonnenkloster und ließ durch die ihm ergebene Aebtissin Katharinen vor sich bescheiden, um ihr unter vier Augen die Gefahr, in welcher nicht nur ihr Vater, sondern auch sie selbst als Mitwisserin der Verrätherei schwebe, in gehöriger Schwärze vorzumalen und sie sodann wieder mit der Hoffnung seiner gnädigen Fürsprache und Verwendung zu locken.

Das Mädchen war aufs heftigste erschüttert, zuerst über das Unglück des Vaters, bald aber noch mehr über den muthmaßlichen Tod des Geliebten. Sie zitterte an allen Gliedern. Sie wollte mehr wissen, wollte fragen — aber ihre Zunge stockte, denn sie mußte ihren innern Jammer verbergen und durfte sich nicht merken lassen, wie theuer ihr Roderich gewesen sei.

Der Domherr bemächtigte sich ihrer kleinen Hand, wärmte sie zwischen den seinigen, die fett und weich wie Kissen aufgequollen waren, und sprach ihr geist-

lichen Trost zu. Wie groß immer ihr Unglück sei, ja wie schwer das Verbrechen, dessen sie sich wahrscheinlich schuldig wisse, so solle sie doch auf Gottes Gnade und auf seine, des Domherrn, liebreiche Gesinnung vertrauen. Er werde sie in keiner Noth stecken lassen, denn er sei die rechte Hand des Kurfürsten und auch der Graf Hatzfeld ihm mannichfach verpflichtet. Er werde schon Mittel wissen, daß entweder die Untersuchung niedergeschlagen, oder der Kerker auf eine andere Weise dem alten Manne und ihr selbst geöffnet werde.

Wie? Auch ich soll in den Kerker? frug Katharina entrüstet.

Freilich, freilich, mein gutes Kind, sagte der Domherr, ich bin eben deshalb gekommen, dich vorzubereiten, daß du nicht zu sehr erschrickst. Fürchte dich vor den Kerkerwänden nicht, male darauf das Bild deines Retters, des Helfers in der Noth, male dir mein Bild darauf und du wirst getröstet werden.

Gerechter Gott! rief Katharina und schleuderte die Hand des listig lächelnden Teufels weit von sich weg.

Neuntes Capitel.

Das arme Trinchen wurde wirklich noch am nämlichen Abend ohne Erbarmen durch die rothgekleideten Sbirren, kölner Funken genannt, aus dem Kloster abgeholt und ins bürgerliche Gefängniß eingethürmt.

Hier saß das schöne Kind bei einer düster brennenden Ampel zwischen vier schwarzbraunen Wänden und hatte, so munter und muthig sie sonst zu sein pflegte, doch diesmal nicht Seelenstärke genug, um das so unerwartet über sie hereingebrochene Unglück gefaßt zu ertragen. Sie legte das liebliche Köpfchen auf die Arme und weinte bitterlich.

Ihr alter Vater jammerte sie unaussprechlich. Zwar konnte er sich leicht entschuldigen, daß er von Roderich's Stand nie etwas gewußt habe, und wie hätte man irgend einen Beweis auftreiben können, daß er eine Verbindung mit dem Feinde unterhalten habe? Allein der Domherr hatte die Hand im Spiele und von ihm war zu erwarten, er werde die Sache aufs äußerste treiben, und seinen ganzen Einfluß anwenden, um den Vater ins Verderben zu stürzen.

Und Roderich? Das Mädchen konnte an ihn nur mit zitternder Seelenangst denken. Sie hatte von ihm nichts erfahren können, als daß er sich in den

Rhein gestürzt und daß man hinter ihm geschossen habe. Sie flehte mit gefalteten Händen zu allen Engeln, daß sie ihn beschützt haben möchten. Sie erinnerte sich seiner erstaunlichen Leibeskraft und Gewandtheit. Sie wußte, er war schon im vorigen Sommer mehrmals über den Rhein geschwommen. Mitten im Schmerze lächelnd vertraute sie seinem Heldenmuth und seinem Glück.

Die nächste Gefahr drohte ihr selbst. War der üppige Domherr nicht zu Allem fähig? Was konnte sie, die arme Gefangene, seiner Bosheit und der Gewalt seiner Helfershelfer entgegensetzen?

Nach einer jammervoll durchwachten Nacht wurde sie des Vormittags ins Verhör geführt und sollte bekennen, der Schwede in ihres Vaters Hause sei ein Spion gewesen. Als sie beharrlich leugnete, drohte man ihr mit der scharfen Frage, d. h. mit der damals üblichen Folter, ließ es jedoch einstweilen bei der Drohung bewenden, indem man ihr ankündigte, daß die Folter morgen bei ihr angewendet werden solle, und führte sie in den Kerker zurück.

Das unglückliche Mädchen, munter von Natur, in Fülle der Gesundheit blühend und an gute Tage gewöhnt, in Wohlstand und heiterem Glück als die einzige geliebte Tochter des Hauses aufgewachsen, war durch die Androhung körperlicher Martern aufs fürchterlichste erschreckt. Ihre lebhafte Einbildungskraft

malte ihr die ärgsten Greuel aus und sie ängstigte sich nicht nur für sich allein, sondern auch für ihren alten Vater, mit dem gewiß das grausame Gericht ebenso schonungslos verfahren würde.

Und dennoch war sie darin fest und völlig mit sich im Reinen, daß sie den Rettungsweg nicht einschlagen wollte, den ihr der arglistige Domherr gewiesen hatte. Lieber wollte sie sterben, als ihrem Roderich untreu werden und dem höllischen Gelüsten des Pfaffen nachgeben.

Spät am Abend des qualvoll hingebrachten Tages wurde die Thüre ihres Gefängnisses geöffnet und Barbara trat herein. Katharina schrak bei ihrem Anblick zusammen, da sie offenbar nur eine Abgesandte des Domherrn sein konnte.

Barbara kündigte ihr wirklich an, sie sei von demselben an sie abgeschickt, um sie zu bewegen, noch in dieser Nacht den Kerker zu verlassen und sich in einer Sänfte dahin bringen zu lassen, wo sie in seinen Armen vor jeder Gefahr sicher sein werde. Das sei, lasse er ihr sagen, doch besser, als auf der Folter zu liegen.

Und ich lasse ihm sagen, erwiderte Katharina vor Entrüstung glühend, daß ich doch lieber auf der Folter liegen will.

Sei nicht thöricht, sagte Bärbchen. Was der Domherr an dich zu bringen hatte, habe ich ausge-

richtet. Nun will ich im eigenen Namen reden. Willst du wirklich in der Noth, in der du bist, dich nicht durch den Domherrn retten lassen?

Nein, so wahr Gott lebt.

Nun, das ist mir lieb, sehr lieb, und deshalb will ich dich retten. Tausche schnell mit mir die Kleider!

Katharina sah sie groß an, gehorchte ihr aber.

Es gibt nur ein Mittel, sagte Barbara unter dem Auskleiden. Jetzt gilt es rasch und muthig handeln. Drunten wartet die Sänfte. Auch der Maler ist dabei. Er hat mit seinen Leuten den Befehl, wenn du dich nicht gutwillig fortbringen lassen wolltest, dich auf ein Zeichen von mir zu überfallen, dir den Mund zuzubinden und dich mit Gewalt fortzuschleppen. Wenn wir aber beide miteinander hinunter kommen, so sehen sie daraus, daß du gutwillig mitgehen willst, und wenn ich in deinen Kleidern stecke, wird man mich für dich ansehen. Ich werde statt deiner in die Sänfte steigen und während sie mit mir beschäftigt sind, kannst du in der Dunkelheit entkommen.

Als die Mädchen mit ihrer Umkleidung fertig waren, drückte Katharina Barbara's Hand dankbar ans Herz und sagte: Ich vertraue dir, Bärbchen. Gott wolle es gelingen lassen und dir reichlich lohnen.

Ich will dir nur gestehen, sagte Barbara, daß ich lange böse auf dich gewesen bin, weil du mir das

Herz meines Liebhabers geraubt hast. Aber du warst ja unschuldig und es ist genug, daß eine von uns leidet. Da sei Gott vor, daß er auch dich in solche Schande und Schmach stürze wie mich. Wenn es mislingen sollte, sieh, hier ist ein Messer. Stecke es zu dir und komm!

Bärbchen ging in Katharinens Kleidern, das Tuch vor das Gesicht haltend, mit scheinbar furchtsamer Geberde voran und stieß klägliche Seufzer aus. Katharina zog, indem sie hinter ihr drein ging, den Schleier enger vor ihrem Gesicht zusammen. Aber es war so dunkel auf dem nur von einer fernen Lampe erhellten Gange, daß man sie auch ohne diese Vorsicht kaum erkannt haben würde.

Alles ging nach Wunsch. Der Maler war so eifrig beschäftigt, die vermeintliche Katharina sogleich in die Sänfte zu befördern, daß er auf das andere Mädchen, die er beim Schein der Blendlaterne nach der Farbe ihres Kleides und Schleiers für Niemand anders als Barbara halten konnte, erst achtete, als sie schon verschwunden war.

Wie Barbara von dem Domherrn empfangen worden ist, als sie es war, die ihm statt der sehnlichst erwarteten Katharina in die Arme fiel, hat Niemand erfahren.

Zehntes Capitel.

Wohin sollte Katharina mitten in der Nacht sich wenden in einer Stadt, wo sie sich nirgends blicken lassen durfte, ohne daß sie erkannt und verrathen worden wäre?

Aber sie faßte schnell einen Entschluß, eilte zum Franziskanerkloster und zog an der Glocke. Der Bruder Pförtner wunderte sich, was das Mädchen noch so spät am Kloster verlange. Sie aber begehrte dringend den Pater Florestin, um einem Sterbenden beizustehen. Als Florestin herabgekommen war, bat sie ihn um Schutz und Hülfe und machte ihn mit Allem bekannt, was vorgefallen war und wovon er in der Einsamkeit seines Klosters noch nichts erfahren hatte. Er schauderte, denn er kannte den Domherrn, und legte segnend seine Hand auf Katharinens Stirn, indem er sagte: Der Herr hat dich wohl behütet.

Er befahl ihr, an der Klostermauer zu warten, begab sich in seine Zelle zurück und trat bald darauf wieder heraus mit dem Allerheiligsten, einem Glöckchen, einer Blendlaterne und einem Bündel. Aus dem Bündel nahm er eine Franziskanerkutte und einen breiten Hut, worein Katharina sich verhüllen mußte und schritt sodann mit dem Sakrament und

der Laterne hinter ihr drein, die ihm mit dem Glöckchen vorangehen mußte, als wäre es ein dienender Laienbruder und als gingen sie beide zu einem Sterbelager.

So gelangten sie unangefochten durch das nächste Thor und schlugen den Weg nach Aachen ein. Katharina hatte eine rechtschaffene Base und Pathin in Brügge. Dort schien für sie der sicherste Zufluchtsort. Florestin aber war, unbekümmert um sein Kloster, fest entschlossen, die Unschuld des Mädchens zu schützen und sie nicht zu verlassen, bis er sie außer aller Gefahr wüßte.

Am andern Morgen hatten die beiden Pilger den kölner Dom schon weit hinter sich. Katharina vermochte sich kaum mehr auf den Füßen zu halten und mußte ausruhen.

Das arme Mädchen beschäftigte sich fast ausschließlich mit dem Kummer um ihren Vater, den sie unter einer fanatischen Gewaltherrschaft eines schweren Verbrechens angeklagt und überdies von einem rachsüchtigen Feinde verfolgt wußte, von dem Domherrn, von dem sie überzeugt sein konnte, daß er gewiß keine Tücke unterlassen würde, um ihren unschuldigen Vater für ihre Flucht zu bestrafen.

Indem sie das müde Haupt immer noch in demselben Vertrauen, wie sie es in früheren Jahren gethan hatte, auf den Schoos ihres Beschützers legte,

versank sie aus übergroßer Anstrengung nach mehren schlaflosen Nächten unwillkürlich in einen tiefen und gesunden Schlummer.

Florestin betrachtete sie mit innigem Mitleid, legte segnend seine Hände auf ihr Köpfchen, deckte es dann mit dem breiten Hute gegen die Sonne und die Blicke etwa vorübergehender Menschen zu und betete zu Gott, daß er sich dieses unschuldigen und lieblichen Kindes erbarmen und sie das noch weit entfernte Ziel ihrer Reise erreichen lassen möge.

Das Mädchen schlief lange. Als sie endlich erwachte, den Hut abnahm, sich aufrichtete und Florestin anblickte, lächelte sie beseligt und erzählte ihm, daß sie einen wunderbaren Traum gehabt habe. Sie hatte Roderich gesehen, in voller Uniform und Rüstung, mit einer weißen Feder auf dem Hute, in der Hand ein langes mächtiges Schwert, hochragend auf einem schneeweißen Rosse, dessen Auge, sagte sie, geflammt und dessen Huf die fette weiße Stirn des Domherrn zerschmettert hätte. Hinter Roderich aber habe ihr Vater auf den Knien gelegen und die Arme wie dankend zum Himmel emporgehoben.

Deine Wünsche, sagte Florestin, haben im Traum Gestalt angenommen.

Ach, Pater Florestin, sagte das Mädchen und küßte seine Hände, ich bin doch so froh über den Traum, als wenn es Wirklichkeit wäre. Ich täusche mich

nicht, indem mein alter Frohsinn wiederkehrt, Gott wird uns Alle retten. Wie wunderbar hat er mir geholfen durch Euch, ehrwürdiger Vater, dem ich Euch nie genug Eure aufopfernde Liebe danken kann.

Florestin antwortete nicht. Sein Auge starrte in eine fremde Welt, indem ihn Katharina schweigend betrachtete. Die liebliche Stimme des Mädchens, ihr kindliches Vertrauen hatte in seinem tiefsten Innern eine ebenso heilige, als schmerzvolle Erinnerung geweckt. Vergebens suchte er sie niederzukämpfen. Klar vor seiner Seele stand ein geliebtes Bild seiner Jugend und der Wind, der über die Haide wehend die noch unbelaubten Zweige umherbewegte, schien ihm traurig einen theuern Namen zuzuflüstern.

Laß uns aufbrechen, rief er endlich und sie gingen des Weges weiter. Das Mädchen hatte sich Sandalen an die Füße gebunden und den Kopf so in die runde Kapuze versteckt, daß ihr Geschlecht nicht leicht erkannt werden konnte. Da Florestin die großen Städte auf dem Wege mied und überall gutkatholisches Landvolk fand, das die reisenden Mönche freundlich bewirthete, vollbrachten sie die Reise ohne Hinderniß und ohne Unfall und langten glücklich in dem hellen und schönen Brügge an, das sie in den frommen Frieden seiner Mauern aufnahm.

Die Muhme, eine geborene Kölnerin, war nicht wenig verwundert, ihr Pathchen wiederzusehen und

von ihren wunderbaren und traurigen Erlebnissen zu hören. Als eine gutmüthige und kluge Frau beobachtete sie das strengste Stillschweigen gegen Andere, nahm das Mädchen zu sich ins Haus, dessen Einsamkeit, denn die Muhme war eine kinderlose Witwe, ihr die möglichste Zurückgezogenheit gewährte.

Nachdem Florestin den Zweck seiner Pilgerschaft glücklich erreicht hatte, segnete er das gerettete Mädchen noch einmal, empfahl sie dem fernern Schutze Gottes und nahm einen wehmüthigen Abschied von ihr, ahnend, daß er sie nie mehr wiedersehen würde. Katharina bedeckte seine Hände mit Küssen und Thränen des heißen Dankes. Er aber ging, wie er gekommen war, zu Fuß den nämlichen Weg zurück, um sich in seinem Kloster wegen seiner langen Abwesenheit zu entschuldigen.

Elftes Capitel.

Roderich war über den breitwogenden Rhein geschwommen, ohne von den ihm nachgesandten Kugeln irgend verletzt worden zu sein. Da er ziemlich weit unterhalb der Stadt ans Ufer gelangt war, so beachtete ihn Niemand und wenn er auch nachher mehren

Menschen begegnete, so hatte seine bürgerliche Kleidung doch nichts Auffallendes und erregte nirgends Verdacht.

Im ersten Augenblicke dankte er Gott für seine Rettung, da ihn zehnfacher Tod umdroht hatte. Bald darauf aber brach ein wilder Unmuth in ihm durch, der Zorn darüber, daß er so schimpflich hatte flüchten und seine Dame im Stich lassen müssen, und die Sorge, daß die Entdeckung seines Standes dem Mander'schen Hause Gefahr bringen könne. Sein ritterlicher Stolz fühlte sich aufs tiefste gedemüthigt, indem er sich bewußt war, mit all seinem Muthe und seiner Kraft, auf die er sich bisher wol etwas zu viel eingebildet hatte, der Geliebten nicht nur nicht beistehen zu können, sondern sie sogar in eine schlimme Noth gebracht und darin verlassen zu haben. Vergebens umsprang ihn sein Hund, nachdem er sich das Rheinwasser abgeschüttelt hatte, und holte alle die Liebkosungen nach, die er seit nun fast zwei Jahren versäumt hatte. Roderich streichelte dem treuen Thiere nur mechanisch den Kopf und dachte an ganz andere Dinge.

Zum Glück waren Guebriant's Truppen nur bis auf wenige Stunden von Köln entfernt. Roderich schlug die Richtung ein, in der er sie am schnellsten erreichen konnte, und langte bald bei den Vorposten an, welche Reinhold Rosen, der ältere Bruder des

tollen Waldemar, als General befehligte. Auch der Tolle war da, erkannte Roderich gleich wieder und umarmte ihn traulich. Durch die mörderische Schlacht bei Carpen waren Offiziersstellen erledigt worden und Roderich konnte sogleich wieder als Hauptmann eintreten.

Als er sich seit so langer Zeit zum erstenmal wieder im Sattel fühlte, schwoll sein Herz in kriegerischer Lust und er schöpfte die kühne Hoffnung, in wenigen Tagen seine Geliebte in Köln zu befreien, denn General Rosen hegte die Absicht, diese Stadt, das uralteste Bollwerk der römischen Kirche in Deutschland, zu überfallen. Roderich sollte ihm dabei mit seiner Localkenntniß behülflich sein.

Im Ausgang des Märzes unternahm Roderich mit dem tollen Rosen einen nächtlichen Streifzug bis unter die Mauern der heiligen Stadt. Noch vor der Morgendämmerung in einem Hinterhalte lauernd, um bei Tagesanbruch die aus der Stadt Kommenden aufzufangen und Kundschaft einzuziehen, vernahmen sie ein ungewöhnliches Geläute, welches Roderich sogleich als das Läuten der Armensündergloce erkannte. Bald darauf öffnete sich das Thor und ein ansehnlicher Zug von Soldaten und Volk bewegte sich in der frühen Morgenstunde heraus zum Hochgericht. Es war der alte Mander, den man zum Tode führte.

Kaum war der Zug am Gerichtsplatze angelangt

und hatte denselben umringt, als die Weimaraner aus ihrem Versteck hervorbrachen und eine furchtbare Verwirrung anrichteten. Die Escorte des Gefangenen war zu schwach, um den Ueberfall abzuwehren und nahm die Flucht. Der alte Mander wurde in seinem Armensünderkleide von Roderich sogleich wiedererkannt und befreit, eine gute Anzahl Kölner zur Strafe ihrer Neugier gefangen.

Auch der Domherr hatte sich in seinem Wagen unter den Zuschauern eingefunden und konnte im Gedränge das Thor nicht mehr erreichen. Roderich holte ihn ein und führte einen furchtbaren Hieb nach ihm mit seinem langen Degen. Der Domherr wich ihm glücklich aus und schlüpfte aus dem Kutschenschlage, als aber in diesem Augenblicke die wüthend angepeitschten Pferde die Kutsche vorwärts rissen, fiel der Domherr unter Roderich's schneeweißen Schlachthengst, dessen Huf ihm die gleißende Stirn zerschmetterte.

Auf den Lärm am Thore stürzten die Hatzfeld'schen Regimenter eilends aus Köln hervor und nöthigten die Weimaraner zum Rückzug. Der wilde Rosen wollte wie gewöhnlich der letzte auf der Flucht sein und gerieth dadurch in einige Gefahr; seine berühmte Gefährtin aber wurde bei dieser Gelegenheit von ihm getrennt und fiel zuletzt in die Hände des schwarzen Hauptmannes aus Steiermark, der sie hart verfolgte und entwaffnete.

Sie glühte vor Hitze und Ermüdung, aber nicht vor Zorn. Denn sie sagte zu dem Schwarzen: Bei allem Unglück ist es immer noch ein Glück für mich, daß du es bist, dessen Gefangene ich geworden bin. Kennst du mich wol noch?

O ja, sagte der Steiermärker, und eine Ehre für die andere! Weil ihr mich damals freigelassen habt, will ich dich jetzt auch frei lassen. Nur ein paar von deinen schönsten blonden Löckchen bitte ich mir zum Andenken aus.

Wie? rief Libuschka betreten. Du verschmähst mich und willst mich nur beschimpfen?

Aber ohne auf ihre Protestation zu achten, schnitt ihr der Hauptmann ein paar Locken ab, steckte sie als Siegeszeichen auf seinen schwarzen Hut und ritt davon. Libuschka kehrte mit dem bittersten Groll im Herzen zum tollen Rosen zurück, der die Verstümmelung ihres schönen Haares kaum bemerkte und sie fröhlich begrüßte.

Unterdeß war der alte Mander von Roderich aufs liebreichste getröstet worden. Der alte Herr konnte sich anfangs gar nicht drein finden, seinen Knecht hoch zu Rosse als einen stolzen Cavalier wiederzusehen, hatte aber eine große Freude daran, gerade durch ihn einer ungerechten Gewalt entrissen und vom schimpflichen Tode errettet worden zu sein. Nur die Angst um seine Tochter quälte ihn. Man hatte ihm gesagt,

daß sie spurlos verschwunden sei, aber er befürchtete, der Domherr möchte sie irgendwo versteckt haben. Roderich wußte sich bei dem Gedanken der bloßen Möglichkeit vor Wuth nicht zu fassen.

Aber der Domherr war ja todt und alles wilde Gebaren half nichts, man mußte sich in Geduld fassen und Gott vertrauen. Da der alte Mander weder nach Köln zurückkehren, noch auch den Truppen folgen konnte, so entschloß er sich, nach Holland zu gehen und bei seinem alten Freunde Van der Lüe einstweilen ein Asyl zu suchen. Roderich blieb zurück, immer noch in der Hoffnung, daß es zu einer Belagerung und Eroberung der Stadt Köln kommen werde.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

In sein Kloster zurückgekehrt fand Florestin wenig Schwierigkeit, sich wegen seiner plötzlichen Entfernung und langen Abwesenheit zu entschuldigen, denn es genügte, den Grund davon seinem edeln und sittenreinen Prior zu beichten. Mit Erstaunen hörte Florestin vom Tode des Domherrn und mit Freude von der Rettung des guten alten Mander. Er fand dadurch Katharinens Traum auf eine wunderbare Weise erfüllt, und beauftragte sein Beichtkind Bärbchen, es ihr nach Brügge zu schreiben. Auch daß Roderich noch lebe und mit dem feindlichen Heere noch in der Nähe von Köln stehe, konnte sie ihr melden, nur leider nichts vom gegenwärtigen Aufenthalte ihres Vaters.

Obgleich der erste Sturm auf Köln abgeschlagen war, hielten sich die Weimaraner noch den ganzen Sommer über am Niederrhein, verstärkt durch ein holländisches Heer unter dem Prinzen von Oranien. Die Gefahr für die Stadt wurde dadurch gesteigert und als im Juli der berühmte General Johann von Werth aus der französischen Gefangenschaft heimkehrend plötzlich in Köln erschien, begrüßte ihn die Bevölkerung wie einen Engel der Rettung, denn von seinem Genie erwartete man, er werde die Stadt, wenn sie ernstlich angegriffen würde, halten können, während man in Hatzfeld überall nur Mistrauen setzte.

Allein der Angriff unterblieb. Die Führer der verschiedenen protestantischen Heere konnten nicht einig werden. Die Schweden, die noch immer Norddeutschland behaupteten, verlangten aufs neue den Heranzug der Weimaraner; aber Frankreich, welches diese Truppen besoldete, hatte guten Grund, deren Abfall zu fürchten, wenn sie sich zu weit vom Rheine entfernen würden. Ueberdies starb in diesem Jahre der alte Cardinal Richelieu, welcher als allesvermögender Minister Frankreich so lange beherrscht hatte, und sein Nachfolger, der Cardinal Mazarin, ging damit um, die Weimaraner wieder an den Oberrhein zurückzuziehen und mit einem neuen echt französischen Heere zu vereinigen, um nicht nur das Elsaß, sondern auch das gegenüberliegende rechte Rheinufer bis in den Schwarz-

wald zu erobern und Frankreich einzuverleiben. Zu diesem Zwecke hatte er einen so großen Werth auf den Besitz der Festung Breisach gelegt. Diesen Intriguen aber wollte der Prinz von Oranien nicht dienen und zog sich im Beginn des Herbstes zurück.

Guebriant benutzte nun die nächsten Wochen nur noch, um am Niederrhein so viele Waffen, Lebensmittel und Beute als möglich zusammenzuraffen und zog mit dem ganzen ungeheuern Troß, neunzigtausend Pferde stark, im November rheinaufwärts, um in Schwaben Winterquartiere zu nehmen und den Oberrhein gegen die von Baiern aus ihn aufs neue bedrohende kaiserliche Macht zu schirmen. Sein Zug glich einer unermeßlichen Karawane oder Völkerwanderung. Wagen an Wagen drängte sich auf den kothigen Wegen vorwärts, denn es war ein gelinder schneeloser Winter.

Roderich hatte keine Lust, diesem wilden Heere zu folgen und seine Dienste den Franzosen zu verkaufen. Roß, Waffen und Uniform zurücklassend, wieder mit schlichten bürgerlichen Kleidern angethan und von seinem treuen Waldmann begleitet, schlug er den Weg nach Holland ein, um in Amsterdam das Haus seines alten Gönners Van der Lüe und den alten Mander aufzusuchen. Doch nur mit Schmerz konnte er sich vom Anblick des fernen kölner Domes trennen. Er lebte immer noch in dem Wahne, seine Geliebte habe

die Stadt nicht verlassen. Wie gern hätte er sich noch einmal in ihre Mauern gewagt, allein er war dort zu bekannt, es wäre zu tollkühn gewesen.

Inzwischen feierte die Stadt Köln ihre glückliche Errettung, nachdem der grimmige Feind, der sie so lange geängstigt hatte, endlich abgezogen war, um niemals wiederzukommen. Aber obgleich von Belagerung, Brand und Mord verschont, hatte die Stadt dennoch unendlich gelitten.

Damals starb in Köln die berüchtigte Maria von Medicis, verwitwete Königin von Frankreich, in der Verbannung und im tiefsten Elende unter den Tröstungen der Mönche. Florestin sah die bedaurungswürdige Sünderin von der Zeitlichkeit, die sie zu sehr geliebt hatte, Abschied nehmen und erkannte lebhafter als je, daß der Himmel nicht von dieser Welt ist.

Um diese Zeit erhielt er einen Auftrag von Seite seines Ordens, welcher ihn nöthigte, nach Rom zu reisen. Er wollte den Weg über Frankreich nehmen, wegen der großen Unsicherheit in Deutschland; aber General Johann von Werth, der sich damals noch in Köln aufhielt und den ehemaligen Feldpater von den früheren Kriegsjahren her kannte und schätzte, lud ihn ein, ihn zu der kaiserlich-bairischen Armee zu begleiten, welche bestimmt war, im Beginn des Frühjahres Guebriant's wildes Heer aus Schwaben hinauszuwerfen.

Florestin folgte dem Rufe mit frommer Demuth. Der Auftrag war ehrenvoll; dazu war ihm Gelegenheit geboten, Rom in seinem Glanze zu sehen. Aber Italien hatte noch einen andern Reiz für ihn, denn es war das Land seiner Jugend. Nur daß er Medowinen dort vielleicht wiederfinden könnte, machte ihm Unruhe. Er wollte die alten Wunden nicht wieder aufreißen. Nachdem er Alles gethan, was ihm die Pflicht geboten hatte, warf er sich immer noch vor, daß er ihr nicht genüge, so lange er nicht auch das letzte Andenken an jene unglückliche Liebe vertilgt hatte, so lange noch ein Zug von Sehnsucht in seinem Herzen Wellen schlug. Der Weg aber, auf dem er zu vollkommener Ruhe gelangen sollte, war nicht der Weg nach Italien. Das war ihm wohl bewußt.

Er hatte, als er nach längerem Aufenthalte zum zweitenmale Köln verließ, eine Ahnung, daß er Prüfungen entgegengehe, welche noch schwerer sein würden, als alle früheren.

Zweites Capitel.

Johann von Werth hatte, nachdem er vom Herzog Bernhard von Weimar in der Schlacht bei Rheinfelden gefangen worden war, jahrelang in seiner Haft zu Paris zugebracht und trat jetzt zum erstenmal wieder an die Spitze einer Armee. Sein feuriges Kriegsgenie konnte daher den ersten Angriff kaum erwarten. Guebriant hatte sein Hauptquartier in Canstadt am Neckar. Der regierende Herzog Eberhard von Würtemberg war schon seit einiger Zeit von Strasburg nach Stuttgart zurückgekehrt und bewirthete die französisch-weimarische Generalität. Da auch der ehrwürdige Pfarrer Valentin Andreä schon vor vier Jahren von Calw ins Consistorium nach Stuttgart versetzt worden war, wo er die besondere Gunst des Herzogs genoß, hatte Ritter Schenk von Tanne Gelegenheit, ihn am Hofe zu Stuttgart wiederzusehen.

Beiden war der alte Lebensmuth gewichen. Andreä war sehr gealtert und gebeugt, wie es Kepler in seinen letzten Jahren gewesen war, dem gegenüber er früher eine so feste Haltung bewiesen hatte. Aber auch Schenk war im Kriege früh gealtert und konnte die Schmach der damaligen protestantischen Consequenz, den Franzosen dienen zu müssen, kaum mehr ertragen.

Beide alte Freunde saßen wiederum vor den mit Neckarwein gefüllten Bechern, aber die freundliche Dorothea fehlte, denn sie war längst gestorben. Der süße Trunk mundete ihnen nicht mehr, wie sonst. Allzu herbe Gefühle übermannten sie. Andreä hatte mit scharfem Blick erkannt, was aus dem Uebergreifen der französischen Politik ins deutsche Reich folgen würde. Er sah voraus, daß dem Zeitalter des blutigen Krieges ein Zeitalter des frivolsten Despotismus theils unter der Leitung, theils nach dem Muster Frankreichs folgen würde. Er sah, wie der liederliche Hof in Paris mit allem Heiligen zu spielen begann und wie das schlaue Cabinet den Streit der Kirchen nur zum Vortheil der absoluten Monarchie ausbeutete. Er sah, wie das allgemeine Elend den alten Haß der kirchlichen Parteien, aber auch das religiöse Gefühl selbst abgestumpft hatte und wie rohe Sinnenlust überall ihre Orgien auf Gräbern und Schlachtfeldern feierte.

Der treueste Ausdruck seiner damaligen Stimmung ist seine Vision „der Triumph", die später im Druck erschien, und worunter er den Triumph des französischen Despotismus im Bunde mit der sinnlichen Ueppigkeit auf den Trümmern der Glaubenskriege verstand. Er las sie dem Freunde vor:

„Freiheit und Unschuld waren endlich besiegt, und der Despotismus hielt in der Stadt der sieben Hügel

einen römischen Einzug. Es war am Tage der Blutschuldenfeier des Menschengeschlechtes. Eine lange Prozession von Druiden und Assassinen ging dem Sieger entgegen."

„Der Zug kam. Voran Gemälde von der Bartholomäusnacht, Scenen aus der Geschichte des Edicts von Nantes, und aus der Bekehrung Amerikas, Autodafés und des Duc d'Alba Wappen in erhabener Arbeit. Dann die Spolien von der Freiheit und mancherlei Beute aus den Hütten der Unschuld, sämmtlich im Blute gewaschen. Hoch hervor aus dem Haufen ragten nun die Geschenke des finstern Unterreichs, die geweihten Schwerter des Mörders von Anfang und die Pechkränze der Hölle. Hinter ihnen kommen Lämmer, an Stricke gekuppelt und Käfige mit girrenden Tauben. Feile Sclaven, die sich Priester der Geschichte nannten, jauchzten unter Trompeten- und Paukenschall, Siegesgesänge und Lügen."

Hier hielt Andreä inne und sagte zum Ritter: Denkt an Besold.

„Eine unabsehbare Heerde von muthigen Löwen, wachen Hunden, arbeitsamen Stieren und edlen Rossen ward hinter ihnen hergetrieben, der Göttin Verzagtheit zum Opfer. Mord im Auge und Blut an der Faust schritten die treuen Diener des Despotismus einher. Manches Land von Europa würde erröthen, nennte ich Die, welche mein Blick hier erkannte. Aber

ich sah unter ihnen auch Männer aus einem Volke, das mir so theuer ist — laßt mich seufzen und schweigen! In eherne Fesseln gekrümmt, folgten die Gefangenen, je zwei und zwei. An ihrer Spitze: Religion und Tugend, Freiheit und Edelsinn, Wohlsein und Selbstgefühl, Weisheit und Freimuth. Hohnlachend prangten hinter ihnen des Siegers Günstlinge: Ragion di stato, Le plaisir du Roi, Machtspruch, Gesetzlosigkeit, Gewohnheit und Gewalt, auf stolzen Rossen. Purpur begleitete sie und, um ihr Haupt wanden sich Kränze von Stechpalmen. Eine süßtönende Musik wirbelte aus dem nächsten Haufen, der aus Schmeichlern, Kupplern, Zeitungsschreibern und Dichtern bestand, laut empor. Zwei Schergen, Beifall und Sklavensinn, verkündigten den nahenden Selbstherrscher. Acht Tiger zogen ihn. Sein Haupt von Menschenblut trunken, wankte unter einer Krone aus Dolchspitzen künstlich gefertigt. Der Thron, auf dem er sich brüstete, hatte die Gestalt eines Scheiterhaufens. Sein Gewand war das Gewand der Nacht, von Blutflecken furchtbar durchglänzt. Um ihn her lagen Todesurtheile, Lettres de cachet und Contributionslisten. Zuletzt der Troß von Freigelassenen; unter denen sich die Angehörigen der Intoleranz, Verstellung, und Ränkesucht besonders auszeichneten."

„So ging der Zug in die Burg der Grausamkeit. Dem Volke wurden Freiheitsbriefe zur Zü-

gellosigkeit in reicher Spende ausgeworfen. Ein lautes: Es lebe der König!!! erschallte, zu Ehren seiner allgewaltigsten Majestät, von zehnmalhunderttausend zum Todtschlag besoldeter Menschmaschinen. Der Geist der Finsterniß erhielt ein prächtiges Opfer an einer Million Blutzeugen der Wahrheit und ein Gastmahl in karaibischem Goût beschloß die Feierlichkeit."

Als Ritter Schenk diese Vision des alten geistlichen Herrn anhörte, konnte er sich eines innern Schauers nicht erwehren. Die apokalyptischen Worte im Munde des ehrwürdigen, aber in seiner tiefen Schwermuth fast gespensterhaft blickenden Andreä schienen ihm wie aus dem Grabe zu tönen.

Drittes Capitel.

Vom Hauptquartier Canstadt aus hatte Guebriant starke Posten ins Remsthal vorgeschoben. Die Generalität der Weimarischen Reiterei lag zu Großheppach, in demselben Wirthshause, in welchem einundsiebzig Jahre später die drei Feldherren Prinz Eugenius, Marlborough und Ludwig von Baden die berühmte Zusammenkunft hielten, die den Sieg bei Hochstedt vorbereitete. Damals aber schlich sich Johann von Werth des Nachts heran, um die Wei-

maraner zu überfallen. Diese jedoch waren wachsam, ließen ihn ruhig herankommen und fielen dann so plötzlich und mit solchem Nachdruck auf ihn aus, daß er mit Verlust von mehren hundert Todten, unter denen sich auch sein jüngerer Bruder Stephan befand, und noch mehr Gefangenen nur mit genauer Noth sein Leben rettete, indem er durch die Rems schwamm. Solche nächtliche Ueberfälle nannte man damals „dem Feinde das Quartier aufschlagen", wobei man von beiden Seiten in Keckheit und List zu wetteifern pflegte.

Unter den Reitern, die mit Fackeln ausgerüstet den Flüchtigen nachjagten und Alles niederhieben, was ihnen aufstieß, zeichnete sich auch Dame Courage durch ihre Verwegenheit aus. Das Unglück wollte, daß ihr der steyrische Hauptmann aufstieß und daß sie auf dem schwarzen Hute desselben noch immer ihre schönen blonden Locken wie Federn im Winde zittern sah. Von einer Wuth und Lust erfüllt, die Alles übertraf, was sie je empfunden, stürzte Libuschka auf den schönen Frevler los, der sie so tief beleidigt hatte, und obgleich er sich der Uebermacht schon gefangen gegeben hatte, so beruhigte sich doch ihr wildes Herz nicht eher, als bis sie mit der Fackel, die sie einem Soldaten entriß, den armen Hauptmann durch wiederholte mörderische Streiche ins Gesicht erschlagen und halb verbrannt hatte.

Ritter Schenk von Tanne kam dazu und warf ihr aufs heftigste ihr unritterliches Betragen vor. Sie vertheidigte sich mit der ganzen Energie des beleidigten Weibes. Schenk aber wollte auf so ungenügende Gründe nicht achten, wo es sich um die Ehre unter Männern handelte und beschimpfte sie persönlich, indem er ihr ihren liederlichen Lebenswandel vorwarf und abermals, wie bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr, verlangte, sie solle die Armee verlassen.

Aufs Aeußerste gebracht, forderte die Amazone den rigoristischen Ritter zum Zweikampf. Er wies sie mit Verachtung zurück.

Als er aber am andern Morgen auf dem Rückwege in Nachdenken versunken allein hinter den weit voraus befindlichen Reitern am Saum eines Waldes hinritt, überfiel ihn Libuschka, die auf ihn gelauert hatte, und zwang ihn sich zu vertheidigen. Er schämte und ärgerte sich, mit einem Weibe fechten zu müssen, und trachtete sie zu entwaffnen, da es ihm, sie zu tödten, unritterlich erschien. Allein er hatte es mit einem Mannweibe zu thun, das ebenso geübt in den Waffen, als wüthend erbittert war. Indem er sich nicht nachdrücklich genug vertheidigte, empfing er von der Spitze ihres Degens einen tödtlichen Stich in die Brust.

Ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, ließ

Libuschka mit einem Hohngelächter den Sterbenden zurück und sprengte auf ihrem flüchtigen Rosse davon.

Schenk neigte sein Haupt auf die blutende Brust herab und faltete die Hände zum letzten Gebet. Aber noch war Leben genug in ihm, daß er den Blick wieder aufrichten konnte zu dem unmittelbar vor ihm liegenden majestätischen Bergkegel mit der Ruine von Hohenstaufen. Da ging ein Lächeln über sein bleiches Gesicht und eine hohe Freude durch sein Herz, daß er im Angesicht des kaiserlichen Berges sterben sollte.

Wohl mir, sagte er zu sich selbst, daß ich dich noch sehe, hohes Nest des Doppeladlers, und daß mein Todesseufzer in die Luft verrinnt, die dich umweht, Wiege des gewaltigen Barbarossa! Wer bin ich mit all meinem Unglück euch gegenüber, ihr großen Hohenstaufen! Was soll ich jammern, daß ich hier daliege und sterben muß, unritterlich gefällt von der Hand einer Metze? Was soll ich klagen, daß das einzige Weib, das ich jemals liebte, mit einem Franzosen davon gelaufen ist? Was soll ich weinen, daß mein altes Geschlecht mit mir ausstirbt? Nicht um meinetwillen darf und will ich hier klagen und in Schmerz vergehen, nur im Kummer um das große Vaterland breche mein Herz. Nur das sei mein letzter Gedanke auf deutscher Erde, daß euer Geisterauge, ihr ehrwürdigen Kaiser, von jenem Berge herüber auf das Lager hier der Kroaten, dort der Franzosen

fallen muß, daß euer heiliges Erbe zerrissen wird von Fremden und daß eure Saaten fremde Rosse zertreten. — Wenn euch aber in euren himmlischen Gefilden noch eine Macht inwohnt, ihr Geister der hohen Kaiser, so rettet das arme Vaterland. Wenn die alte Sage nicht lügt und der große Barbarossa einst wiederkommen wird mit allen seit Jahrtausenden dahingeschiedenen Helden des deutschen Volkes, um seinen klangvollen Schild an den blühenden Birnbaum zu hängen und in der letzten Entscheidungsschlacht Deutschlands Freiheit und Einheit erkämpfen wird, dann laßt auch mich dabei sein und auch meinen Arm das Racheschwert erheben!

Dunkle Wolken zogen gegen den Berg heran und beschatteten schon tief die Thäler, als noch einmal ein heller hochgoldener Sonnenstrahl auf den Berg und sein alterthümliches Burggemäuer fiel. Da lächelte der müde Ritter und starb. Indem der Hohenstaufen sich in die Wolken vergrub, umhüllte auch ihn die Nacht des Todes.

Weimarische Reiter fanden ihn auf, erkannten ihn und trugen die edle Leiche ins Lager, wo sie ehrenvoll bestattet wurde. Der tolle Rosen beklagte seinen Verlust aufs lebhafteste und warf einen fürchterlichen Verdacht auf Libuschka, von deren Wortwechsel mit Schenk er gehört hatte. Sie floh aus seiner Nähe.

Viertes Capitel.

Florestin war durch den voreiligen Angriff des Generals von Werth mit in dessen Flucht hineingezogen worden, blieb, da Niemand des Pfaffen achtete, hinter den übrigen Fliehenden zurück und hielt es am Ende für das Beste, von der katholischen Stadt Gmünd aus den Weg nach der bairischen Grenze einzuschlagen, um über Tyrol nach Italien zu gelangen.

Allein er hatte das Unglück, einer Streifpartei der Weimaraner in die Hände zu gerathen, die in einem halb verfallenen und schon lange von seinen Einwohnern verlassenen Dorfe noch versteckten Haber gefunden hatten, womit sie ihre Pferde fütterten.

Der Anblick eines Mönches erregte nicht geringe Heiterkeit bei den verwilderten Gesellen. Sie nahmen ihn lachend in Empfang und berathschlagten, was sie mit ihm anfangen sollten. Der Eine wollte ihn verbrennen, der Andere ein Scheibenschießen nach ihm anstellen, der Dritte ihn mit Armen und Beinen an vier Rosse binden und viertheilen. Weil aber in dem katholischen Dorfe noch ein hohes Crucifix stand, fiel einem ein, den hölzernen Heiland herabzuwerfen und statt seiner den lebendigen Mönch an das Kreuz zu nageln. Dieser Rathschluß schien Allen der beste

zu sein und wurde mit lautem Jubel aufgenommen. Man eilte, eine Leiter und Nägel zu suchen.

Florestin sank auf beide Kniee nieder, faltete seine Hände und betete mit gesenktem Haupte inbrünstig. In dieser Lage erblickte ihn Libuschka, die sich dem Streifcorps angeschlossen hatte, wurde von einer mitleidigen Empfindung bewegt und forderte die Soldaten auf, seiner zu schonen.

Aber ihr gebieterischer Ton misfiel den stolzen Reitern. Man warf ihr höhnisch vor, wie sie den schwarzen Hauptmann behandelt habe, der doch ein ehrlicher Offizier und kein Hund von Mönch gewesen sei. Man machte überhaupt manchem langverhaltenen Aerger über ihre Anmaßungen Luft, schimpfte und stieß sie und wollte sie eben davon jagen, als der Rathgeber der Kreuzigung das bevorstehende Schauspiel noch interessanter zu machen Lust bekam und den Andern vorschlug, die schönhaarige Blondine zu entkleiden und bei der Kreuzigung als weinende Magdalene figuriren zu lassen.

Dieser Einfall erfreute sich noch größern Beifalles, als der erste, und trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr wurde Libuschka von den eisernen Armen der erbarmungslosen Reiter festgehalten und genöthigt, die ihr zugedachte Rolle wirklich zu übernehmen.

Man entkleidete auch den Mönch, indem man ihm wie dem Christusbilde nur ein Tuch um die Hüften

band, und flocht von der nächsten Hecke Dornen zusammen, die man ihm auf den Kopf drückte. Als man die breite Narbe an seiner Seite bemerkte, die er einst von Milka's Dolch empfangen hatte, wunderte man sich über dieses seltsame Zusammentreffen, da es dem schönen Mönche noch mehr Aehnlichkeit mit dem Heiland am Kreuze verlieh. Libuschka aber schauderte in sich zusammen.

Unterdeß hatte man ein paar Leitern herbeigeholt und an das hohe Kreuz angesetzt, von welchem sofort der hölzerne Herrgott unter wieherndem Gelächter heruntergestürzt wurde. Dann zogen sie den Mönch hinauf und hielten ihn so lange fest, bis sie ihn in die gehörige Lage gebracht und erst die eine, dann die andere Hand und zuletzt beide Füße mit großen Nägeln an das Holz festgenagelt hatten.

Als das Alles vollbracht war, stiegen die Henker herunter, nahmen die Leitern weg und bildeten einen Halbkreis um das Kreuz, um sich an dem seltenen Schauspiele nach Herzenslust zu erfreuen.

Florestin behielt trotz der fast unerträglichen Schmerzen volle Besinnung, würdigte die gottlose Rotte unter sich keines Blickes, schlug aber seine Augen voll heiliger Glut zum Himmel auf und sang mit klarer Stimme das schöne Lied: Jesu, dulcis memoria.

Zu seinen Füßen aber lag die schöne Sünderin, von ihren blonden Haaren umwallt und umschloß

weinend das Kreuz mit beiden Armen. In ihrer Seele war eine gänzliche Umwandlung vorgegangen. Schon vorher hatte sie den Tod des schwarzen Hauptmannes und des edlen Schenk von Tanne sich zu Gemüthe zu ziehen angefangen. Der Anblick des so sanft duldenden Florestin aber brachte sie aus aller Fassung. Ihr ganzes bisheriges Sündenleben stand schwarz vor ihrer Erinnerung, ihre altkatholischen Gefühle erwachten und plötzlich war es ihr klar, daß ihre Seele nur durch diesen heiligen Mönch oder nie gerettet werden könne.

Der süße Gesang Florestin's drang allmälig durch den rohen Lärm seiner Henker hindurch. Der rührende Anblick ergriff sie und jagte Scham in ihre gebräunten Gesichter. Libuschka flehte sie an, dem Greuel ein Ende zu machen und den unglücklichen Mönch wieder vom Kreuze herunter zu nehmen. Einige zeigten sich auch willig, aber Andere traten dazwischen. Mitleid mit einem Mönch zu haben, schien damals Verrath an der protestantischen Sache. Der Tag neigte sich. Ein Theil der Reiter saß schon auf, man blies zum Abmarsch. Nun durften auch die Mitleidigen nicht dahinten bleiben und am Ende sprengten sie Alle von dannen und ließen den Mönch hängen.

Das Mädchen bedeckte ihre Blöße rasch mit ihrem liegengebliebenen Mantel und suchte in den nahestehen-

den Häusern, unter denen sich auch eine alte Schmiede befand, so lange, bis sie eine Hacke und eine Zange entdeckt hatte. Dann grub sie eifrig die Erde um das Kreuz her aus und hielt das allmälig fallende schwere Holz mit übermenschlicher Anstrengung auf, so daß es sanft auf den Boden glitt. Dann zog sie dem geopferten Jüngling die großen Nägel aus Händen und Füßen mit so viel Schonung als immer möglich heraus und hatte endlich das unaussprechliche Vergnügen, ihn wieder frei zu sehen.

Jetzt erst rann das Blut in purpurner Fülle aus seinen Wunden und er sank bald in Ohnmacht. Mit angstvoller Seele wusch und verband ihm Libuschka die Wunden, indem sie Stücke aus ihrem Hemde riß, und schleppte ihn mit großer Mühe in ein Haus, um ihn hier auf einem elenden Strohlager zu pflegen und nicht mehr von seiner Seite zu weichen.

Als er die Augen wieder aufschlug und ihr mit leiser Stimme dankte, küßte sie die bleichen Fingerspitzen seiner verbundenen Hand, legte sie an ihre Stirne, damit er ihr den Segen ertheile, und brach in einen Strom von Thränen aus.

Fünftes Capitel.

Es war eine heilige Nacht für den Priester und für die Sünderin.

Florestin war mitten in seinen Schmerzen von den widersprechendsten Gefühlen bestürmt. Der andächtigen Hingebung, mit der er sein grausames Schicksal erlitten hatte, war plötzlich ein kalter Schauder gefolgt, ein inneres Entsetzen über seine, wenn auch unfreiwillige Theilnahme an der Verhöhnung des Kreuzes. Die unendliche Heiligkeit desselben war hier aufs frevelhafteste entweiht worden und auch auf das willenlose und unschuldige Werkzeug schien ein Theil der Schuld zu fallen. Sein blutloses Herz klopfte in namenloser Angst, bis er in todähnlicher Mattigkeit hinsank. Da wandelte ihn unwillkürlich die geheimnißvolle Wonne des Leidens um Jesu willen an, die ihn himmlischen Sphären näher rückte und ihn das Entzücken der Seligen vorempfinden ließ. Aber aufs neue beschlich ihn das Zittern vor den Schrecken des heiligen Symbols, das er entweiht hatte, indem es ihm die höchste irdische Ehre gewährte. Da erinnerte er sich des seraphischen Bruders und eingedenk des kindlichen Sinnes Dessen, der seinen demuthsvollen Orden gestiftet, machte er den heiligen

Franziskus im Gebet zu seinem Fürbitter, daß ihm verziehen werde, gleich ihm die heiligen Zeichen empfangen zu haben, deren er nicht würdig war.

Die Sünderin, die so viele hundert Nächte in üppigen Genüssen hingeschwelgt, erkannte in dieser qualvollen Nacht zum erstenmal, wie tief sie gesunken sei. Vor dem Bilde des Gekreuzigten stürzten die Götzenbilder der Venus, des Mars und der Fortuna, denen sie in ihrer Seele bisher Tempel gebaut hatte, in Trümmer und Staub zusammen. Die heidnischen Geister wichen unter der segnenden Hand des Priesters von ihr, nahmen aber auch alle ihre alte Lust mit sich und ließen ihr nur die Marter der Reue, den nagenden Wurm der lasterhaften Erinnerung zurück. Schauernd vor den entsetzlichen Bildern fiel sie auf ihr Angesicht nieder und war untröstlich.

Florestin bemerkte die heftige Bewegung, die in ihrer Seele vorgegangen sein mußte, und wollte sie, so weit es seine Schwäche erlaubte, mit milden Worten aufrichten. Da kniete sie vor sein Lager hin, senkte ihr schönes Haupt über die gefalteten Hände und bekannte ihm mit fliegender Brust und bebender, oft unterbrochener Stimme, welches Ungeheuer in Menschengestalt er vor sich sehe.

Er hob sein bleiches Gesicht empor und blickte sie mit seinen dunkeln, fast geisterhaft schimmernden Augen lange an, daß sie, als sie die ihrigen zu ihm empor-

hob, sich von dem schrecklich schönen Blicke wie vernichtet fühlte. Es war ihr, als habe Florestin sich vom Kreuze auf den Richterthron in den Wolken erhoben.

Aber mit sanfter Stimme verkündete er ihr unter der Bedingung strenger Buße die Vergebung des gnadenreichen Gottes und forderte sie zum Dank für ihre Bekehrung im gemeinsamen Gebete auf.

Als Buße legte er ihr auf, sich fortan alles männlichen Wesens zu enthalten, von dem, was ihr übrig bliebe, für die Seelen aller guten Christen, deren Mord auf ihr laste, Messen lesen zu lassen und endlich ihr künftiges Leben in Reu und Leid als Nonne zuzubringen.

Mit der Heftigkeit, die ihr in der Sünde eigen gewesen, ergriff sie jetzt auch die Buße. Vergönnt mir, Ihr müßt mir's vergönnen, rief sie, Euern Dornenkranz zu tragen, und drückte sich denselben tief ins blonde Haar, daß rothe Tropfen darunter hervordrangen.

Sie sehnte sich so sehr nach dem Trost des heiligen Sacramentes, daß sie noch mitten in der Nacht mit einer Fackel, wozu ihr ein harzreiches Kienholz dienen mußte, in die Kirche ging, um die Hostien zu suchen. Die Kirche war längst verlassen, Fenster, Bilder und Chorstühle zerschlagen. Doch stand der Altar noch und über ihm ein von der Fackel beleuchtetes Christusbild. Libuschka steckte die Fackel zwischen die Steintrümmer und betete vor dem Bilde:

In tiefstem Leide
Bekenn' ich meine Sünden,
Laß im Büßerkleide
Deinen Trost mich finden.

O Jesu, welche Reue
Brennt mir im Herzen!
Dir brach ich die Treue,
Lind'rer der Schmerzen.

Die dich gemieden,
Jammernd stürz' ich nieder,
O gib den Frieden
Der Seele mir wieder.

Als sie sich wieder erhoben und mit scheuer Hast den Altar untersucht hatte, fand sie in einer Ecke desselben noch ein verborgenes Ciborium, ergriff es mit Entzücken und küßte es. Indem sie damit durch die Nacht zurückeilte und das kalte Metall an ihren heißen Busen drückte, schien ihr eine heilige Reinigung aus demselben in sie überzufließen. Triumphirend brachte sie ihren Fund dem Priester, welcher trotz der Schmerzen und Steifigkeit seiner Finger nicht unterlassen konnte, der demüthigen Sünderin den Trost des heiligen Leibes zu reichen.

Dadurch wieder gestärkt und ruhiger geworden widmete sich das Mädchen zunächst ausschließlich der Pflege des Kranken, den sie, sobald er einigermaßen hergestellt sein würde, noch bis zur baierischen Grenze geleiten wollte, um dann ihr Gelübde zu erfüllen und in ein Kloster zu gehen. Es kostete ihr viele Mühe,

in der Umgegend einige gutmüthige Katholiken aufzutreiben, die ihr auf kurze Zeit beistanden. Dagegen schritt Florestin's Genesung unter dem sichtbaren Einfluß höherer Begnadigung rasch vorwärts und in einigen Wochen konnte er wieder auf den Füßen stehen und seine Hände gebrauchen. Aber um die Reise zu Fuß fortzusetzen, war er doch noch viel zu schwach. Daher Libuschka ihn auf ihr Roß setzte und selber zu Fuße wandernd dasselbe am Zaume führte.

Sechstes Capitel.

Zu dem verödetsten Theile des damaligen Schwaben gehörte das Gebiet von Neresheim. Die Prälatur war abgebrannt und der Erde gleich gemacht, alle Dörfer auf viele Meilen weit in der Runde gleichfalls in Asche gelegt und von den wenigen Einwohnern verlassen, welche nicht schon längst im Kriege oder durch Pest und Hunger umgekommen waren.

Der ehemals so reiche und üppige Prälat hatte sich nach Oesterreich flüchten und dort in Klöstern herumbetteln müssen, bis er auf die Nachricht, ein kaiserliches Heer bewege sich wieder nach Schwaben, den Pilgerstab ergriff, um in seine Residenz zurück-

zukehren. Er hatte dieselbe zwar in einem schlimmen Zustande wiederzufinden gefürchtet, aber das hatte er doch nicht erwartet, daß er sie gar nicht mehr finden würde. Er traute seinen Augen kaum; er mußte sich besinnen, ob es noch dieselbe Gegend sei.

Schon zwei Tage lang war der alte abgemagerte Herr umhergewankt, ohne eines Menschen Seele anzutreffen. Von langem Hunger gequält war er nahe daran zu verschmachten, als er endlich in der Ferne etwas Schwarzes erblickte, das sich zu bewegen schien, und einen Menschen erkannte, der sich zum Aase eines von durchziehenden Soldaten zurückgelassenen Pferdes gelagert hatte und seinen Hunger vom in der Sonne gerösteten Fleisch desselben stillte.

Der Fremde war noch jung und hatte das Ansehen eines protestantischen Geistlichen. Es war Vollmar, der sich nach seiner Flucht von der Armee in einem herabgekommenen Dorfe eine Zeitlang als unwürdiger Pfarrer eingenistet hatte, es aber wegen Aussterbens der Gemeinde wieder hatte verlassen müssen.

Der Prälat nahm auf der andern Seite des todten Pferdes Platz und riß begierig rohe Stücke desselben zu seinem vertrockneten Munde.

Vollmar erblickte auf der Brust des armseligen Pilgers das Prälatenkreuz und rief ihm mit einem bösen Blicke zu: Warum verbergt Ihr Euren Schatz nicht besser?

Ich gebe ihn Euch gerne für ein Stück Brot, erwiderte der Prälat und reichte ihm das Kreuz hin.

Vollmar verzog die abgehärmte Miene zu einem sauern Lächeln und lehnte den Tausch ab, da er kein Brot habe.

Der Prälat frug ihn, woher er komme und in welcher Richtung man wol zunächst wieder in eine bewohnte Gegend gelangen könne? Aber Vollmar antwortete barsch: Wenn ich es selber wüßte, so säße ich nicht hier. Ebenso menschenfeindlich lehnte er es ab, den alten müden Herrn zu begleiten, überließ ihn seinem Schicksal und ging, durch die schauerliche Mahlzeit wieder etwas gestärkt, raschen Schrittes davon.

Am Abend gelangte er in das lange öde Thal, durch welches früher Rosalie, als sie aus Tyrol herkam, ihren Weg hatte nehmen müssen. Es war jetzt noch kahler und öder geworden; das Bergwerk, welchem einst Heldrungen vorgestanden, war längst abgebrannt und verlassen.

Es dämmerte schon, als Vollmar plötzlich von einem Wolfe angegriffen wurde. Ein tüchtiger Stock, den er bei sich trug, genügte, das zähnefletschende Thier abzuhalten, das ihm gleichwol folgte. Zum Glück gelangte er noch vor Nacht zu einer einsamen Hütte, der einzigen, die aus einem niedergebrannten Dorfe noch hervorragte. Aber Thüren und Fenster waren zerschlagen und da das Geheul des Wolfes

bald noch einen zweiten und immer mehre herbeilockte, hatte er unten keinen Schutz mehr gegen den Angriff der vor Hunger wüthenden Thiere und flüchtete die Treppe hinauf. Da indeß auch der obere Boden des Hauses keine Thür hatte, wodurch er sich hätte absperren können, mußte er sich hinaus aufs Dach retten und auf demselben reitend unter freiem Himmel zubringen.

Die Wölfe wichen nicht von der Stelle und heulten die ganze Nacht zu ihm hinauf, ihres Opfers harrend, das endlich aus Ermüdung hinabfallen mußte, wenn ihm keine Hülfe von Außen kam.

Vollmar schwitzte Todesschweiß, die schreckliche Erinnerung seiner Verbrechen erwachte in ihm. Er versuchte zu beten, aber hatte schon zu oft mit ödem Herzen die Hände gefaltet, wenn er ohne Glauben das Priesteramt verrichtete; das fiel ihm jetzt ein und innere Verzweiflung riß ihm die Hände wieder voneinander. Er hatte zu oft die fromme Miene und Geberde misbraucht, als daß es ihm hätte gelingen können, sich in die verspottete Frömmigkeit zu finden, nun es ihm Noth that. Das ist der Fluch des Priesters, daß, wenn er sich gewöhnt hat, den Affen vor dem Altar zu spielen, ihm das Heilige auf immer entrückt wird.

Noch zu lebenslustig, um Gott um etwas Anderes zu bitten, als um Fristung seiner sündenvollen Tage,

und zu verständig, um nicht einzusehen, daß Gott mit einem solchen Gebete nicht gedient sei, fiel er in seiner Angst auf den Gedanken, die Hölle zu beschwören. Zum Teufel hatte er ohne Zweifel nähere Wahlverwandtschaft und natürlicheres Zutrauen. Aber da kam die Geisterbeschwörung der unglücklichen Margarethe in seine Erinnerung und jene verbrecherische Nacht, in der sie ihn selbst für den Teufel gehalten hatte, so daß sein innerstes Herz erbebte und ihm kein Muth mehr blieb, sich weder an die über- noch unterirdischen Mächte zu wenden.

Die Sterne funkelten mit ihrem ewigen Scheine stolz und verachtend auf ihn herunter. Welche Freiheit im unendlichen Raume, welche Fülle von Leben in Millionen von Himmelskörpern, und du Elender bist hier auf den engen Fleck des kleinen Planeten gebannt, auf das niedere Dach geklebt, umgähnt von Wolfsrachen und wirst dem gräßlichen Tode nicht entrinnen.

Werdet nie Priester, die ihr dessen nicht würdig seid. Der Dienst des Herrn will im weißen Kleide geleistet sein. Wehe Dem, der das seinige befleckt!

Mit schlotternden Gliedern durchwachte Vollmar die kühle Nacht und hielt sich krampfhaft am Dache fest. Der Morgen kam, aber die grimmigen Thiere wichen nicht. Ein langer warmer Tag zog am Himmel auf, dem wieder eine Nacht folgte. Nirgends Hülfe, nirgends ein Labsal für den Verschmachtenden.

Siebentes Capitel.

Am dritten Morgen näherten sich zwei Bewaffnete zufällig der einsamen Hütte und fanden unter derselben Spuren von Blut und zerrissene Kleidungsstücke.

Schade, sagte der Eine, indem er seinen gegen die Morgenluft aufgerichteten Kragen zurückschlug und das uns wohlbekannte Gesicht des kurzen Troll enthüllte, schade, daß den die Wölfe gefressen haben.

Es wird wol nur, bemerkte sein Begleiter, der rothe Schneider, indem er die Taschen der zerrissenen Kleider durchstöberte, ein verhungerter Pfaffe gewesen sein. Von Geld fand sich nichts bei ihm.

Die beiden Bewaffneten entfernten sich und bald waren ihre Tritte in der Stille des Morgens wieder verhallt.

Seit Jahrtausenden, seit der Zeit vor der ersten Einwanderung der Menschen in diese ehemals von Wald bedeckte Landschaft war es hier nicht mehr so ruhig gewesen als heute. Die Menschen waren wieder ausgestorben, der Wald in Acker verwandelt, aber der Acker seit Jahren verwildert und unbebaut. Die Sonne brannte auf das öde Feld nieder wie auf die Sandwüste Sahara und ihr wohlthätiger Strahl fand nichts mehr, was er hätte beleben und erquicken können,

als spärliches Unkraut. Nicht einmal ein Lüftchen regte sich und in der Nähe war kein Bach, dessen Welle man hätte rauschen hören.

Da unterbrach die tiefe Grabesstille das Gekrächz eines niedrig fliegenden Raben und bald darauf kam hinter einem Hügel, von dem Raben gleichsam höhnisch gelockt, ein langsamschreitendes Roß zum Vorschein, welches den kranken Florestin trug und von dem treuen Mädchen im Dornenkranze geführt wurde.

Wird dieser häßliche Vogel nicht weichen? rief Libuschka unwillig.

Laß ihn doch, sagte Florestin, er kann uns ja doch nichts Schlimmeres verkünden, als den Tod.

Florestin war noch sehr matt, bleich und leidend. Das Mädchen jammerte, auf dem weiten Wege auch nicht ein einziges bewohntes Haus, keinen Menschen, keine Spur von Nahrung angetroffen zu haben. Wie sollte sie den Retter ihrer Seele vom Hungertode retten? Sie sah sich um und sagte nach kurzer Ueberlegung: Steigt ab, diese Hütte wird Euch Schatten geben. Ruht hier aus, indeß ich zu jener Waldgegend hinüber reiten will. Ich glaube, ich sehe dort Rauch aufsteigen.

Nachdem sie Florestin auf ihren Mantel gebettet und ihm ihr kleines Gepäck als Kopfkissen untergelegt hatte, bestieg sie das Roß, um in der Umgegend Hülfe zu suchen. Sie versprach ihm, bald

zurückzukehren, denn sie hatte nicht geringe Sorge, ihn in der unheimlichen Gegend allein zu lassen.

Florestin lag in dieser neuen Noth ruhig und Gott ergeben da. Er hatte die Qual der Welt schon so sattsam kennen gelernt, daß er nichts mehr fürchtete. Sein ganzes Leben war ja nur ein langes Opfer gewesen. Wollte es Gott ihm abkürzen, so lächelte er in der Ahnung unaussprechlicher Seligkeit. Wollte ihn Gott aber wie bisher unter allen Gefahren wunderbar erhalten, so war er bereit, ihm auch ferner treu und gehorsam zu dienen. Betend und im Frieden des Herrn fiel er unmerklich in einen sanften Schlummer.

Schon war Mittag vorüber und er schlief noch, als rauhe Stimmen ihn weckten. Weimarische Reiter waren eingedrungen, rissen ihm mit roher Gier den Mantelsack unter dem Kopfe weg und begannen, denselben auszuleeren, als sie darin die wohlbekannten Kleider der Dame Courage erkannten. Einer lief hinaus, es dem Oberst Rosen zu sagen, der die Reiter befehligte.

Alsbald trat Rosen in die niedere Hütte ein und war bei dem Anblick der Kleider seiner ehemaligen Geliebten und besonders des schönen goldenen Ringes, den er selber ihr einst geschenkt hatte, tief ergriffen. Hastig frug er den Mönch, wo das Mädchen sei? Florestin versicherte ihn, sie müsse in der Nähe sein

und bald zurückkommen. Er fügte hinzu, daß sie mit ihm gereist sei, und rühmte das Mitleid, womit sie ihn gepflegt habe.

Der tolle Rosen wurde nun wieder ruhiger und behandelte den Mönch mit Theilnahme, indem er an den Narben seiner Hände und Füße wohl erkannte, daß es derselbe sein müsse, von dessen Kreuzigung er hatte reden hören. Zwar wollte von seinen Leuten keiner dabei gewesen sein, weil sie den Zorn des Obersten fürchteten, aber der Vorfall war ihnen nicht unbekannt.

Rosen befahl, den erschöpften Mönch mit einem Trunke zu erquicken und unterhielt sich mit ihm auf eine gütige Weise. Es nahm ihn Wunder, daß sein wildes Mädchen auf einmal so mitleidig geworden war und ihre Dienste einem halbtodten Lazarus gewidmet hatte. Florestin aber erklärte ihm unbefangen, daß sie aller Sündhaftigkeit entsagt und sich bekehrt habe. Rosen konnte sich nicht enthalten, darüber behaglich zu lachen, denn er glaubte nicht, daß es der lebenslustigen Dirne Ernst sein könne.

Inzwischen kam Libuschka nicht zurück und Rosen sandte Späher aus, ihr in verschiedenen Richtungen entgegen zu reiten. Alle kamen wieder, ohne sie gesehen zu haben; nur einer hatte Libuschka's Pferd aufgefangen, an dem Blut klebte.

In der heftigsten Aufregung bestieg nun der Oberst

selbst sein Roß, um in der Gegend, in welcher das Pferd gefunden worden war, weiter nachzuforschen, fest entschlossen, nicht von hinnen zu gehen, ehe er nicht gewisse Kunde von dem schönen Mädchen erlangt hatte, zu dem die alte Liebe bei ihm stürmisch wieder erwacht war.

Achtes Capitel.

An der Straße nach Ulm, welche, von Norden kommend, durch die Ausläufer der rauhen Alp sich ins Brenzthal hinabzieht, lagen hinter Wald versteckt die Trümmer einer alten Ritterburg, von wo aus eine Anzahl Schnapphähne Alles beraubte, was die Straße zur Donau hinunter- oder von ihr heraufzog. Es waren Kriegsgesellen, die ihre Fahne verlassen hatten, und einige verwilderte Bauern aus der Gegend selbst, sämmtlich Gestalten der widerwärtigsten Art.

Eben trugen sie die schöne Leiche Libuschka's den Fußweg zur alten Burg hinauf, ohne daß man hätte errathen können, zu welchem Behufe sie sich diese Mühe gaben.

Der rothe Schneider blieb ein wenig zurück und setzte sich auf den Stein, von dem aus er in die Gegend zu spähen pflegte, indem er sich auf sein sicheres Gewehr lehnte. Der kurze Troll gesellte sich zu ihm.

Die Straße, sagte dieser, wird immer einsamer und verlassener. Die Beköstigung, zu der wir aus Noth unsere Zuflucht genommen haben, hat etwas ekelhaft Süßes. Ich meine daher, wir sollten aufbrechen und ein besseres Land suchen.

Gedulde dich noch eine Weile, antwortete der Schneider ernsthaft. Wir haben hier, Dank sei es unserer Glorienhand, in wenigen Jahren unser Glück gemacht. Die Straße wird sich wieder beleben. Die Schätze, die wir in diesem verfallenen Gemäuer vergraben haben, wollen gehütet sein. In keinem Falle können wir eher fort, bis wir die dummen Bauern, die uns bisher halfen, auf die Seite geschafft haben, weil sie uns sonst das Unsrige nehmen oder wenigstens mit uns würden theilen wollen.

Wolan, so wollen wir sie heute, wenn sie auf das frische Fleisch Durst bekommen, betrunken machen und — hier machte er eine verdächtige Bewegung mit der Hand.

Der Schneider nickte beifällig und der kurze Troll folgte den Schnapphähnen in die Ruine nach. Als er weit genug entfernt war, blickte der Schneider mit

einem satanischen Lächeln nach ihm um und murmelte für sich: Meinst du, ich will jene nur los sein, um mit dir zu theilen? Nein, alter Junge, auch du mußt dran und die ganze goldene Ernte muß mir allein zufallen. Sie handeln schon in Osnabrück und Münster um den Frieden. Ueber kurz oder lang hört der Krieg auf, dessen Alle satt sind. Dann grabe ich meinen Schatz hier aus, dann fange ich erst an zu leben und bin durch mein Amulet noch langer und gesunder Jahre gewiß. Dann kaufe ich mir eine große Herrschaft und werde ein Graf oder wenigstens ein Baron, baue ein prächtiges neues Schloß hier an die Stelle der alten Burg, führe eine schöne und vornehme Dame als Braut heim, lasse bei der Hochzeit alle Fenster illuminiren und die ganze Nacht hindurch Musik ertönen, daß Niemand mehr daran denkt, wie einst hier die Wölfe geheult haben.

So sinnend wurde er plötzlich mit seinen blinzelnden, aber scharfblickenden Augen in der Ferne schwarze Punkte gewahr, die sich bewegten, und erkannte bald, es seien Reiter. So viele Soldaten hatten sich seit lange nicht in dieser Gegend gezeigt. Er sprang daher rasch zur Burg hinauf, um das Herdfeuer auslöschen zu lassen, damit der Rauch nicht verriethe, daß hier Menschen verborgen seien.

Allein er kam zu spät. Oberst Rosen hatte den Rauch schon über den Wald her fliegen sehen und

ehe eine halbe Stunde verging, wiederhallten die Stimmen seiner Reiter schon in den alten Tannen und schlugen die Hufe ihrer Rosse auf das harte Gestein des Burgweges. Die Gauner hielten sich versteckt, aber der unheimliche Geruch, den das alte Gemäuer aushauchte, verrieth den Reitern, daß es bewohnt sein müsse. Eine verrammelte Thür hielt sie auf. Als sie dieselbe sprengten, krachten ihnen Schüsse entgegen. Die Räuber wehrten sich verzweifelt. Einigen gelang es durch die Flucht zu entkommen, die Uebrigen wurden erschossen. Dem Schneider widerfuhr, weil er sich hartnäckig auf sein Glück verließ, das Unglück, verwundet und gefangen zu werden.

In einem Nebengemach wurde Libuschka's Leiche gefunden. Umher lagen verstümmelte Gliedmaßen anderer Leichen und Alles verrieth, daß hier schon seit längerer Zeit der Hunger eine europäische Gesellschaft zu den Sitten der Karaiben zurückgeführt haben mußte.

Zwei große Thränen standen in den Augen des Obersten, als er das todte Mädchen in einen Mantel hüllen und aus den Ruinen heraustragen hieß, um unter einer alten Ulme ein Grab für sie zu bereiten. Seine Soldaten hatten ihn noch nie so traurig gesehen. Als das Grab über sie gehügelt war, ließ er, weil sie wie ein tapferer Soldat gelebt hatte, ihr eine Ehrensalve geben.

Die Reiter, im Kreis um das Grab gereiht, feuerten alle zugleich ihre Karabiner ab. Florestin hörte von fern den Wiederhall in den Bergen, ohne zu wissen, was es bedeute.

Zuletzt sprach der Oberst dem mit zerschossenem Beine daliegenden Schneider das Urtheil. Diesen Bösewicht schüttelte die eiskalte Verzweiflung, weil er jetzt erst begriff, daß ihn sein Amulet doch nicht habe schützen können. Bald legte er sich auf feige Bitten, bald machte er seinem Schmerz durch greuelhafte Verwünschungen Luft. Der Oberst ließ ihn lebendig mit den Leichen seines alten Gefährten und der übrigen Schnapphähne in dieselbe Grube hinter dem Burggemäuer stürzen, in welcher die entfleischten Gerippe der früher von der Räuberbande ermordeten Opfer über und unter einander lagen.

Hier war ihm beschieden, elend zu verschmachten. Dicht vor seinem Gesichte lag der Troll, dessen noch im Tode offenes Auge und fischähnliches Maul ihn höhnisch angrinzte. Vergebens suchte er sich emporzuraffen, der Schmerz seiner gebrochenen Glieder hielt ihn in der Grube und unter der scheußlichen Umgebung fest. Vergebens schrie er um Hülfe, die Reiter hatten sich schon weit entfernt und Niemand antwortete ihm, als die rauhstimmigen Raben, die sich auf die Tannen umher gesetzt hatten und heute zu scheu waren, in die Grube hinunter zu fliegen, weil

sich darin gegen die bisherige Gewohnheit noch etwas Lebendiges regte. Sie warteten geduldig, bis er todt war.

Neuntes Capitel.

Als Florestin die traurige Kunde vom Tode seiner bisherigen Gefährtin erhalten hatte, empfahl er sie betend der Gnade Gottes und lebte der Hoffnung, ihre Seele werde nicht verloren sein.

Rosen unterdrückte den wilden Schmerz in seiner Brust und beeilte sich, der Ordre zu genügen, die er erhalten hatte. Seine Schar bildete nämlich den äußersten Vorposten des französischen Heeres und sollte in der öden Gegend den Feind recognosciren, dessen Ankunft man mit jedem Tage erwartete. Nach der ersten Niederlage, welche Johann von Werth erlitten hatte, war derselbe weit zurückgegangen, um erst später mit großen Heeresmassen wieder vorzudringen. Am nächsten Tage erspähte Rosen in weiter Ferne wirklich die ersten Scharen der Baiern und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die ganze Armee heranrücke, beschloß er, sich mit Blitzesschnelle zurückzuziehen, um das französische Heer zu alarmiren.

Indem er Florestin zurückließ, nahm er von ihm noch einen kurzen und freundlichen Abschied. Ich darf Euch, sagte er, jetzt ruhig der Pflege Eurer Glaubensgenossen anvertrauen. Sie werden besser für Euch sorgen, als ich es vermöchte.

Florestin dankte ihm für seine milde Behandlung, fühlte sich aber doch freier und beruhigter, indem er, auf einem erhöhten Punkte unter einem Baume sitzend, im lichten Sonnenscheine die weißblauen Fahnen sich entgegenwallen und näher und näher kommen sah.

Als die bairischen Soldaten den einsamen Mönch wahrnahmen und an seinen Händen und Füßen die Wundenmaale erblickten, bezeugten sie ihm eine staunende Ehrfurcht. Nachdem er ihnen aber hatte erzählen müssen, wie er zu der Stigmatisation gekommen sei, stürzten sie zu Haufen vor ihm nieder und glaubten ein Wunder zu sehen. Jeder wollte die Hände des Mönches küssen oder wenigstens berühren.

Auch die Offiziere sammelten sich um ihn und benutzten den Vorfall, um den Haß der katholischen Krieger gegen die grausamen Ketzer glühend anzufachen. Florestin dagegen bat die Soldaten mit sanfter Stimme, sich sein Unglück zu einem Beispiel dienen zu lassen und nicht auch ihrerseits ähnliche Grausamkeiten an wehrlosen Feinden zu verüben.

Das rohe, aber fromme Kriegsvolk der Baiern ging damals seinen ruhmvollsten Tagen entgegen.

Von nun an während der ganzen noch übrigen Dauer des dreißigjährigen Krieges trugen die Baiern die höchste Ehre davon, indem sie unter ihren großen Feldherren Mercy und Johann von Werth nicht nur ehrlich für ihren Glauben stritten, sondern auch das gesammte deutsche Vaterland siegreich vertheidigten gegen Frankreich. In ihrem Lager war kein Zweifel der Gemüther, keine Beunruhigung der Gewissen, wie in den protestantischen Heeren, die damals für Frankreich und Schweden fochten. Der Baier wußte, was er wollte und zwischen seinem Herzen und seinem Arme war kein Zwiespalt.

Man brachte die Fahnen der nächsten Kriegshaufen herbei und Florestin mußte sie einsegnen.

Die Offiziere ließen es sich nicht nehmen, ihn nach München zu schicken, theils weil er über diese Stadt und Tyrol am sichersten nach Italien kommen konnte, theils weil sie wünschten, daß er in der Hauptstadt Baierns dem gläubigen Volke und dem Kurfürsten selbst vorgestellt werde. Vergebens protestirte Florestin gegen eine solche Ostentation. Er mußte sich gefallen lassen, auf einem Wäglein den Weg nach Baiern einzuschlagen.

Inzwischen entging er der ihm drohenden Gefahr, zum Werkzeug des Hasses und der Rache dienen zu müssen, indem es ihm gelang, noch vor München den Fuhrmann zu entlassen und mit Umgehung der Stadt

ganz allein und unbemerkt zu Fuß den mühsamen Weg ins bairische Gebirge anzutreten.

Indem er sich dem hohen Zuge der Alpen näherte, die Italien von Deutschland trennen, klopfte sein Herz. Sein Auge hing mit Wehmuth an den so lange nicht mehr gesehenen Schneebergen.

Diese Gegenden waren unmittelbar vom Kriege verschont geblieben, wenn auch nicht von der Pest. Die Dörfer waren daher wohl erhalten und ungleich mehr bewohnt, als weiter nordwärts, und überall trat dem Pilger wieder der alte Friede und die alte Frömmigkeit in einer kräftigen Landbevölkerung entgegen.

Es war zufällig am Gedächtnißtage des heiligen Franziskus, als er in dem großen Gebirgsdorfe Partenkirchen anlangte und gerade zurecht kam, um das Fest in der Kirche mit zu feiern, wobei sich auch einige Kapuziner betheiligt hatten. Als der Priester von der Kanzel herab die Wunder des Heiligen und darunter auch das seiner Stigmatisation verkündete, wurden die Nachbarn des im Hintergrunde zuhörenden Florestin auf den Zustand seiner Hände und nur in Sandalen ruhenden Füße aufmerksam und glaubten auch in seinen schönen Gesichtszügen etwas so Heiliges wahrzunehmen, daß plötzlich der Ruf entstand: Ein Wunder! Der heilige Franziskus ist mitten unter uns!

Florestin hatte die größte Mühe, sich der Anbetung der Menschenmassen zu erwehren und durch die Kirchenthüre ins Freie zu entkommen. Aber er mußte erzählen, wie seine Wundenmaale ohne Wunder entstanden seien und bewirkte dadurch doch nicht, was er wollte, denn die Menge stürzte sich aufs Neue zu seinen Füßen, um seine gemarterten Glieder zu küssen.

Mit Hülfe der Kapuziner wurde die Ruhe so weit hergestellt, daß er dem Volke eine rührende und tief in die Herzen dringende Predigt halten konnte, worin er die treuen Kinder seiner Kirche an die Demuth erinnerte, die unter allen Tugenden des Tagesheiligen die erste gewesen sei und worin Alle, die ihn heute verehrten, ihm nachstreben sollten nicht nur durch eigene Demüthigung, sondern auch dadurch, daß sie keinen andern Sterblichen und armen Sünder über sich erhöben. Dann begann er mit tiefem Schmerze zu klagen, welche Angst ihm die Ehre verursache, die man ihm erweise, da er noch nicht aufgehört habe, wegen der Verachtung und des Spottes, die dem Kreuze durch seine Mishandlung widerfahren sei, vor Schrecken zu zittern.

Er bewirkte dadurch, daß die Gemeinde ernst und still auseinander ging, und verweilte den Abend im Pfarrhause des gastlichen Dorfes unter erbaulichen Gesprächen und Erzählungen aus den traurigen Kriegszeiten.

Am andern Morgen begleitete ihn der Pfarrer in seinem Wagen, um seine immer noch sehr schwachen Füße zu schonen. Und so wurde Florestin von einem Pfarrhaus oder Kloster zum andern weiter befördert. Tyrol ragte damals wie eine glückliche Insel aus dem Blutmeer der Glaubenskriege hervor. Mit innigem Vergnügen begrüßte Florestin die bekannten Berge und das liebenswürdige Volk wieder, unter dem er eine wenn auch nur kurze Zeit seiner frühesten Knabenjahre zugebracht und dem er und seine Schwester ihre erste Rettung zu verdanken hatten. Er verfehlte daher auch nicht, in das stille Thal seines ehemaligen Klosters einzulenken und hier unter seinen Ordensbrüdern einige Rasttage zu halten.

Zehntes Capitel.

Noch lebten hier einige alte Mönche, die Florestin als Knaben gekannt hatten und sich sehr darüber freuten, eine so edle Zierde ihres Ordens in ihm wiederzufinden. Der alte wackere Gemsjäger, der ihn einst in den Alpen gefunden und zuerst ins Kloster gebracht hatte, ruhte längst in geweihter Erde. Florestin verfehlte nicht, an seinem Grabe zu beten,

wobei er sich vergebens nach dem unbekannten Grabe seiner Mutter sehnte, das unfern von hier in den Tridentiner Alpen liegen mußte.

Als er durch die Clausen niederstieg und zum erstenmal wieder die weiche italienische Luft ihn anwehte und die fruchtbare grüne Ebene der Lombardei mit ihren Reisfeldern und rebenumkränzten Feigenbäumen vor ihm ausgebreitet lag, wandelten ihn Heimatsgefühle an und legten sich süße Erinnerungen der frühesten Kindheit warm an seine Seele. Doch stießen ihm mitten in diesem lombardischen Paradiese wieder zerstörte Dörfer und die Spuren des blutigen Mantuanischen Krieges auf, so daß er sich einigemal in das unglückliche Deutschland zurückversetzt glaubte. Nirgends sich aufhaltend trachtete er auf dem geraden Wege über die Apenninen nach Assisi zu gelangen, um in der Hütte des heiligen Franziskus seine demüthige Andacht zu verrichten und im Stammkloster seines Ordens die verspäteten Mittheilungen zu machen, wegen deren er aus Köln abgesendet worden war. Die blauen Apenninen zogen ihn aus der Ferne mit einem um so magischeren Reize an, als jenseits derselben auch sein längst verlorenes Geburtsland lag. Aber in der Nähe schreckten ihn die kühnen Formen des Gebirges, das ewig waldlos ist, kahl und unfruchtbar, schön und todt. Auf ihrer Höhe ruhte Florestin aus, wo aus den Feldern von Pietra Mala

allnächtlich Flammen züngeln, und blickte mit Wonne hinab in das vom wunderbar zackigen Gebirge mitten getheilte nach Süden und Norden wie eine Landkarte ausgebreitete Italien bis zu den beiden Meeren, die es küssen.

Wo der Weg sich hinabschlängelt zum grünen Thal des Arno, das Italiens glücklichste Kinder bewohnen, tönte ihm das Morgengeläut der Glocken von Florenz entgegen, süße Klänge durch die reinste Luft zitternd wie aus dem Himmel. Denn in dieses Thal stiegen einst Engel nieder, um dem großen Guido von Arezzo die Kunst der Harmonie zu lehren, die wir seitdem, wie alles Heilige, misbrauchen. In dieser Heimat der Harmonie wird ihre ursprünglichste Schönheit noch heute in den Accorden uralter Glocken festgehalten, die das ganze Gebirg entlang von Florenz bis Fuligno und Spoleto sich mit ihrem Wohllaut grüßen.

Florestin pilgerte entzückt in dieser frommen Landschaft, die etwas ganz eigenes Heiliges an sich hat. Das Volk erscheint hier frömmer als anderswo, die Geistlichkeit kindlicher und demüthiger. Die Kirchen in ihrem halbgothischen Style erinnern an Deutschland, aber ihr alter reicher Schmuck ist unzerstört geblieben, alle ihre Fenster schimmern noch in der Farbenpracht der Glasmalerei, die nie ein frevelnder Steinwurf berührt hat. Alle Wände sind geschmückt

mit Fresken der ältesten und frömmsten Maler. Es schien Florestin, als hätten in diesem glücklichen Lande einst die Engel gewohnt und ihren Himmel zurückgelassen in Bildern, Kinderengel, die man nie wieder vergißt, wenn man je ihre lieblichen Reliquien an der Wiege der italienischen Kunst erblickt hat, Cimabue, Giotto, Orcagna, der lieberfüllte Fiesole, Francia, Perugino und Raphael, der damals noch, der Kinder schönstes, unter ihnen saß.

Aber der kindliche Erzengel, der diese Gegend zuerst geweiht und geheiligt und dem jene Genien der Musik, Baukunst und Malerei nur dienend nachfolgten, war der heilige Franziskus. Auf ihn, um den sich die heutige Kunstkennerschaft freilich nicht mehr bekümmert, muß doch der ganze Geist der altflorentinischen Kunst zurückbezogen werden.

Wo man niedersteigt aus der hohen Stadt Perugia und auf einem nur sehr mälig gesenkten Abhange langsam dem Thale sich nähert, erblickte Florestin zum erstenmal am Rande der gegenüberliegenden Felsen das Bergkloster Assisi mit seinen drei senkrecht aufeinander stehenden Kirchen.

Zu den Füßen des Klosters im Thale liegt die Santa Casa des heiligen Franziskus, in der er einst als Einsiedler zugebracht hatte. Wenn auch schimmernd überladen mit Opfergaben und Votivtafeln hat die niedere Hütte doch das Anziehende ihres idyl-

lischen Charakters auch unter der geschmacklosen Decke bewahrt und erinnert daran, wie der Geist heiliger Demuth immer derselbe in der christlichen Kirche bleibt, wenn ihn auch hierarchischer Stolz und geistliche Ueppigkeit oft verdunkeln. Fromme Landleute beteten an derselben Stätte. In allen Gesichtern las Florestin den Ausdruck einer durch keine Zweifel je getrübten, durch keine stürmische Leidenschaft je beunruhigten Unschuld des Glaubens.

Hatte Florestin schon längst aus der Ferne seinen Ordensheiligen verehrt, zu dem er sich in besonderer Wahlverwandtschaft einer milden Seele hingezogen fühlte, so war seine Andacht jetzt um so inniger, als er in der Heimat des Heiligen überall dessen Geist ausgegossen, überall die kirchliche Kunst, das kirchliche Leben von jener süßen Kindlichkeit durchdrungen sah, deren Hauch ihn selbst in der zarten Luft des Thales von Assisi anzuwehen schien.

Er schritt den steilen Weg zum Kloster empor und klopfte an die Pforte. Die Ankunft des fremden Bruders aus Deutschlands blutgetränkten Feldern und der Anblick seiner Wunden erregte die lebhafteste Theilnahme unter den schwarzen Mönchen, die ihn in großer Zahl umdrängten. Der alte ehrwürdige Bischof-Abt segnete seinen Eingang.

Elftes Capitel.

Von der langen Reise herzlich ermüdet, fühlte sich Florestin unaussprechlich wohl in der Ruhe von Assisi.

Uebrigens klang die leise Klage, die durch die Franziskanerklöster in Deutschland ging, auch hier an. Der Seraphische Orden, einst so lebenskräftig blühend und einflußreich, hatte im Verlauf der Zeiten unermeßliche Verluste erlitten und fast nicht weniger durch die Freunde, als durch die Feinde.

Die großen Mönchsorden entsprachen den Nationalitäten. Die griechische Kirche schuf die Basilianer. Sobald die römische Kirche sich von der griechischen losgetrennt hatte und zur Selbstständigkeit gelangt war, entstanden die Benediktiner. Als im zwölften Jahrhundert unter den Hohenstaufen die deutsche Nationalität überwog und in Italien selbst geistigen Einfluß erlangte, als die kaiserlichen Sänger zugleich in schwäbischer und sicilianischer Zunge Minnelieder dichteten, als die gothischen Kirchen sich auch über das romanische Gebiet verbreiteten, als niederdeutsche Malerei und Musik den schönen Wiederschein und Wiederhall am Arno und am Tiber fanden, damals war auch die Erscheinung des heiligen Franziskus und die Schöpfung seines Ordens nur der Ausdruck jener

innigen Versöhnung und Durchdringung der romanischen mit der germanischen Natur. Er war der Heilige der gothischen Zeit, der altitalienischen, altniederländischen und altdeutschen Kunst und der Minnepoesie. Er selbst war einer der glühendsten Sänger der Minne, nur daß sie nicht nach dem Irdischen trachtete. Das Charakteristische des von ihm gestifteten Ordens aber war die Volksthümlichkeit. Der Priester stieg zum Laien herab, wie Christus zu den Fischern und Zöllnern, Gichtbrüchigen und Blinden. Er verschloß sich nicht vornehm. Er ging auf die kindlichen, natürlichen, selbst rohen Gefühle jedes Alters und Standes ein, um sie zu veredeln. Er führte zur allgemeinen christlichen Brüderlichkeit zurück. Er trat eben deshalb der pharisäischen Heuchelei und dem hierarchischen Uebermuthe entgegen und stand meist auf Seite der Ghibellinen.

Je mehr aber der Franziskanerorden auf die deutsche Seite neigte, desto mehr reagirte in dem mit ihm zugleich entstandenen Dominikanerorden wieder der Romanismus. Aus dem Schoose dieses Ordens gingen die Inquisitionstribunale, die Autotafés, die Hinrichtungen der Ketzer in Masse hervor. Dieser scharfen Behandlung konnte sich das deutsche Volk nicht mehr mit der sanften Demuth des heiligen Franziskus erwehren, es bedurfte zu ihrer Beseitigung einer Gewaltthätigkeit, die ebenso scharf und schonungs-

los einschnitt. So begann die große Reformation, durch welche der ganze Norden Europas für die römische Kirche verloren ging.

Dabei büßte nun der Franziskanerorden nicht nur alle seine nordischen Klöster ein, sondern es entstand auch im Süden eine Spaltung innerhalb des Ordens selbst. Ein großer Theil der Mönche trennte sich von der alten Brüderschaft unter dem neuen Namen der Kapuziner.

Um dieselbe Zeit wurde der berühmte Jesuitenorden gestiftet, ausgerüstet mit allen politischen und wissenschaftlichen Talenten, um die Fehler und Niederlagen der Dominikaner wieder gut zu machen. Dieser geistreichen Gesellschaft ordneten sich die Kapuziner als Heloten unter. Während die Jesuiten selbst an den Höfen, in der Literatur und in den Schulen wirkten, überließen sie es den Kapuzinern, die ungebildete Menge zu bearbeiten. Diese Letzteren übertrieben nun aber das Streben der älteren Franziskaner nach Volksthümlichkeit, indem sie vorzugsweise die rohe und burleske Seite des Volkslebens ausbeuteten.

Es herrschte daher bei den älteren Franziskanern ebenso viel Bedauern über den Verfall ihres einst so mächtigen und wohlgesinnten Ordens, als Unwillen über die Possenreißerei der abgefallenen Brüder und über die Kriegslisten der Jesuiten, die nicht nur insbesondere manches ihrer Klöster widerrechtlich an sich

rissen, sondern deren Gebaren überhaupt auch, wie sie glaubten, mit dem Adel christlicher Weisheit keineswegs immer vereinbar war. Am meisten betrauerte man die Zersetzung der christlichen Welt in Extreme, wobei die wildeste und furchtbarste Leidenschaftlichkeit verbunden mit der raffinirtesten Spitzfindigkeit von beiden Seiten gegeneinander kämpfte, der Frieden aber und die Liebe, die ruhige Pflege der christlichen Tugenden fast abhanden gekommen sei. Nur in Assisi und der Umgegend wurde man noch an die gute Zeit des Mittelalters, wo Alles noch in einem Geiste und in einer Liebe vereinigt war, erinnert. Wie wenn hier der Regenbogen des Friedens gestanden und seinen farbigen Abglanz zurückgelassen hätte, war diese Stätte noch geheiligt, aber rings umher die Welt in dunkle Sturmwolken verhüllt.

So war denn die Freude, welche Florestin in Assisi genoß, durch mancherlei kummervolle Betrachtungen getrübt.

Seinen kölner Aufträgen gemäß mußte er nach Rom reisen, wohin ihm auch von Assisi aus dringende Empfehlungen und in Pater Anselmo ein treuer Begleiter mitgegeben wurde. Er nahm von dem schönen Kloster ungern Abschied, machte sich aber pflichtgetreu und getrost auf den Weg. Beide Mönche gingen hinsichtlich der Heiligkeit des Weges zu Fuß und trugen lange Pilgerstäbe.

Unterwegs trafen sie mit Gruppen von anderen Pilgern zusammen, denn mehr noch als heute war damals Rom das Ziel von zahllosen Wallfahrten, die ununterbrochen und zu jeder Jahreszeit aufeinander folgten. Außer den Geistlichen und Mönchen, die ihr Beruf in den Mittelpunkt der katholischen Christenheit führte, kamen auch Tausende von Laien, um ein Gelübde zu lösen und ihre Sündenlast zu den Füßen des apostolischen Stuhles niederzulegen.

Die Campagna di Roma war damals noch nicht so gänzlich verödet wie heute, denn erst unter dem Papst Innocenz X., der ein Jahr nach Florestin's Ankunft in Rom zur Regierung gelangte, wurde durch Einführung der Annona der Landbau um Rom vollends ruinirt.

Ueber die sanft gehügelte Ebene hinüber erblickte Florestin zum erstenmal in der Abendsonne die ferne röthlich schimmernde Kuppel von San Pietro und kniete mit allen Pilgern andächtig nieder, die heilige Stadt zu begrüßen.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Als die Pilger am Morgen über Ponte molle gekommen waren und den geweihten Boden Roms betraten, war es ihre erste Sorge, ehe sie unter ein anderes Dach traten, in der Mutterkirche der katholischen Welt ihr Gebet zu verrichten.

Sie schritten über die Engelsbrücke dem kolossalen Rundbau der Engelsburg vorüber durch enge Gassen, hinter welchen die Kuppel der Peterskirche hervorragte, zu dem weit offnen runden Platze, den zwei doppelte Säulenhallen einschließen. In der Mitte desselben erhebt sich zwischen zwei hochspringenden Fontainen ein Obelisk mit uralten Hieroglyphen vom Nile, auf dessen Fußgestell in lateinischer Schrift zu

lesen ist: „Und er wird überwinden, der Löwe vom Stamm Juda.“ Breite Treppen emporsteigend, auf denen der einzelne Pilger sich verliert und die nur würdig scheinen, daß ganze Völker zugleich über sie ins Heiligthum einziehen, gelangten sie in das ungeheure Schiff Petri, dessen Inneres ihnen noch mehr als die Zugänge den Eindruck des Leeren machte, denn diese Räume sind mit nichts auszufüllen und wenn die ganze Bevölkerung Roms darin versammelt wäre, gliche sie doch nur einem dünnen Teppich, der den Boden der Kirche kaum bedeckte. Wort und Gesang und selbst der brausende Orgelton verhallt hier wie in der Luft hoher Gebirge.

Von welchem kindlichen Danke auch Florestin's Seele erfüllt war, endlich an der heiligen Stätte angelangt zu sein, so konnte er sich doch in diesen ungeheuern, modernen und geschmacklosen Räumen einer Befremdung, ja eines leisen Schauers nicht erwehren. Denn allzuweit entfernt war Das, was er hier erblickte, von dem heiligen Eindrucke, der ihm vom kölner Dome her geblieben war. Er hatte in Rom etwas noch viel Heiligeres erwartet, als in den deutschen Kirchen, und fand nun eine unheilige Weltlichkeit, deren großartige Massen den Mangel an innerer Weihe nur noch auffallender machen.

Er besuchte noch viele Kirchen, fand aber überall denselben weltlichen Sinn vorherrschend, so daß nur

die wenigen gothischen Kirchen, welche Rom besitzt, und die altrömischen, in christliche Kirchen umgewandelten Säulentempel davon eine Ausnahme machten. Er konnte nicht begreifen, wie man in der Hauptstadt der rechtgläubigen Welt mit so fabelhaftem Aufwande Kirchen bauen könne, die nur Palästen glichen und nur eine seelenlose und unschöne Pracht zur Schau trugen.

Gerade damals herrschte ein Baustyl, noch viel geschmackloser, als der des vorangegangenen Jahrhunderts. Die Säulen der Renaissance fingen an sich spiralförmig zu drehen, als wären sie, wenn sie auch von Stein oder Bronze waren, nur aus Holz gedrechselt. Die Façaden bekamen in ihren muschelförmigen Ausbiegungen und mit den steinernen Kugeln, die sie zu tragen anfingen, ein immer zweck- und geschmackloseres Ansehen und die bausbackigen Engel, die man an Jesuitenkirchen anbrachte, waren immer weniger von den Wolken zu unterscheiden, auf denen sie saßen.

Nicht minder fühlte das an eine heiligere Anschauung gewöhnte Auge des kölner Mönches sich beleidigt von dem weltlichen Charakter der römischen Kirchenmalerei, deren Pracht, Reichthum und Kunstfertigkeit ihn nicht über den Mangel des Heiligen täuschte. Rom hatte sich damals mit Bildern aus der Schule Michel Angelo's, Domenichino's und der Caracci ge-

füllt, welche im grellen Gegensatze gegen die fromme Schule der älteren italienischen Maler die für Kirchenbilder schickliche Demuth der Geberden in die Frechheit wilder athletischer Stellungen, krampfhafter Verkürzungen und anatomischer Studien verwandelt hatten, die den alten heiligen Frieden christlicher Bilder nicht mehr kannten, sondern Alles in tumultuarischer Bewegung wie im tollen Wirbel dahinrissen und im Himmel selbst in den unglaublichsten Stellungen, Lagen und Kopfüberbeugungen der Heiligen und Engel Alles übereinander stürzten; und die noch viel weniger in den Mienen den alten keuschen Typus festhielten, sondern einzig bemüht waren, im Entzücken der Heiligen weltlichen Liebreiz und kokettes Schmachten auszudrücken.

Soll das die Höhe sein, dachte Florestin, zu der es die christliche Kunst überhaupt bringen kann? Oder ist es nur eine Mode? Beides wäre gleich schlimm. Die Hauptstadt der katholischen Welt sollte ihre Kunst an heiliger Weihe nicht übertreffen lassen durch die Kunst ferner barbarischer Provinzen und noch weniger sollte sie dem Wechsel der Mode unterworfen sein.

Schwerer als je fiel ihm auf die Seele, was schon oft von frommen Beobachtern in Deutschland bei ihm angeregt worden war. Klarer als je sah er die Wirklichkeit im Widerstreit mit der Idee der Kirche.

Am meisten befremdete und beruhigte ihn zugleich die Wahrnehmung, daß sich in der Bevölkerung Roms und der benachbarten Gebirge noch ein ähnlicher mittelalterlicher Typus ausprägte, welcher der ältern und nicht der neuern Kunst verwandt war. Dazu kam das erhebende Gefühl, hier in Rom rechtgläubige Priester aus allen Weltgegenden und von allen Nationen zu sehen, in deren äußern Erscheinung der Charakter der ältern und bessern Zeit entschieden überwog.

Mit frohem Erstaunen sah er zum erstenmal die Vertreter der Kirche aus fremden Welttheilen, christliche Bischöfe aus Abyssinien von rabenschwarzer Gesichtsfarbe unter goldener Mitra, braune Orientalen mit feurigen Augen und prachtvollen Bärten, die ihre steifen Meßgewänder halb bedeckten, schmuziggelbe Chinesen in schneeweißen Chorhemden, kupferrothe Indianer und Exemplare von fast allen Völkerschaften, bei denen das Kreuz verehrt wird. Nur in Rom sammeln sie sich Alle, nur hier kann man erkennen, welchen weiten Umfang der Erde die Kirche beherrscht und unter welcher fremden Sonne Gluten der fromme Gärtnereifer der Missionaire Früchte für den Garten Gottes zeitigt.

Unwillkürlich fühlte sich Florestin von einer Sehnsucht ergriffen, den fremden Gestalten in ihre ferne Heimat zu folgen. Er verglich das modern Gewor-

dene in der alten Welt mit dem wirklich noch Jungen und Unschuldigen in der neuen und dieses letzte schien ihm ungleich hoffnungsreicher, als jenes.

Zweites Capitel.

Man hatte in dem Kloster, in welchem Florestin einkehrte, schon von Assisi aus Nachricht von seiner Ankunft erhalten und erwartete ihn als einen Märtyrer aus den blutigen Glaubenskriegen in Deutschland. Auch der heilige Vater nahm Notiz von ihm und beschied ihn vor sich.

Es war der achte Urban, der damals sein letztes Lebensjahr antrat, der stolze Barberini, dessen Nepotismus seiner Familie prachtvolle Paläste und reiche Fürstenthümer schuf, während die allgemeine Zerstörung in Deutschland selbst die Hütten nicht verschonte. Florestin durfte, vor ihm aufs Angesicht niedergeworfen, seinen Pantoffel küssen und wurde von ihm in Gegenwart vieler Cardinäle und hoher Würdenträger der Kirche aufs gnädigste ausgefragt und belobt.

Der Zudrang des Volkes zu der Franziskanerkirche, in welcher Florestin mit den übrigen Mönchen im Chore sang, Messe las und zuweilen predigte, war

einige Wochen lang sehr groß, bis die schaulustigen Römer sich anderen Gegenständen der Neugier zuwandten. Aber noch oft flog ihm auf der Straße der Ruf nach: Tanto e bello, tanto e santo!

Auch die Damen Roms interessirten sich für den schönen Mönch aus Deutschland und suchten seine gnadenreiche Seelsorge. Unter ihnen hing sich am wärmsten eine Gräfin Conti an ihn, die auf dem nahen Gebirge oberhalb Frascati eine schöne Villa besaß. Nur weil sie nicht mehr jung war, gab er ihrer Bitte Gehör, sie auf dem Lande zu besuchen.

Auf der Villa der Gräfin fand er den Pater Cölestin, einen Jesuiten von ausgezeichneten Gaben, der nie in Deutschland gewesen war, aber die Geschichte dieses Landes fleißig studirt hatte und von dem Gast allerlei wissen wollte, was dieser aus Erfahrung kennen mußte. Als ihm Florestin ein Gemälde der auf dem Kriegstheater herrschenden Barbarei entworfen hatte, erging sich der Jesuit in vergnüglichen Betrachtungen über den Verfall, welcher dadurch fast ausschließlich der Lutherischen Kirche bereitet werde, denn der katholischen blühe noch ein weites Friedensgebiet und auch die Calvinische habe sich in Holland und England einigermaßen salvirt, während in der Lutherischen Alles in Flammen stehe. Er schien diese letztere Kirche weit mehr zu hassen, als die Calvinische.

Beide ketzerische Richtungen, bemerkte er, waren schon vorher bestimmt im Begriff der Negation selbst. Es konnte und kann niemals eine einfache Opposition gegen die heilige Kirche geben, sie mußte von Anfang an in sich selbst eine innere Entzweiung darstellen. Diese Entzweiung aber muß fort und fort gehen. Die Geschichte des Protestantismus kann keine andere sein, als die einer fortdauernden und immer weitergehenden Spaltung in widerstreitende, zuletzt unzählbare Secten, unterbrochen durch zeitweise mislungene Versuche, die natürlichen Spaltungen durch unnatürliche Züsammenklebungen aufzuheben, bis die Negation allen Stoff zwischen sich zerrieben hat und sich endlich selbst negiren muß.

Aber wie denkst du dir den Ausgang dieser jetzt noch so mächtigen, den ganzen Norden gegen den Süden empörenden Parteiung? frug Florestin.

Das Gebiet der Negation, erwiderte der Jesuit, hat zwei Brennpunkte, den relativ positiven uns zugewendeten des Lutherthums, den absolut negativen von uns abgewendeten des Calvinismus. Der Abfall ist nie ein Abbrechen, sondern ein allmäliges Ablösen. So mußte das Lutherthum die Zwitterform bilden zwischen der alten Kirche und dem Calvinismus; aus dem letztern aber wird sich der philosophische Gedanke noch freier emancipiren, so daß auch die Calvinische Verwerfung des Mysteriums im Sacrament nur erst

als der Uebergang zu einer noch herbern Gottentfremdung erscheinen wird.

Da wir nun einmal, fuhr er fort, den Kampf mit der Negation durchfechten müssen, so ist mir die absolute Negation lieber, als die, welche noch einen Theil des Positiven festhalten zu können glaubt, nachdem sie den andern aufgegeben. Ich leugne die Tugenden nicht, die sich an diese positive Portion im Lutherthum angeknüpft haben, aber unschuldig oder nicht dienen sie doch nur der siegreich vorschreitenden Negation zum Deckmantel.

Es scheint mir doch, sagte Florestin, Diejenigen, welche noch das Bedürfniß des Mysteriums haben, müßten, wie sie uns noch am nächsten stehen, so auch am leichtesten sich wieder mit uns vereinigen können, wäre es auch nur aus Entsetzen über die Verirrungen Derer, die im Abfall noch viel weiter gegangen sind.

Leider, erwiderte der Jesuit, beweist die Geschichte der Parteiungen das Gegentheil. Je näher sie sich stehen, desto unversöhnlicher sind sie. Nicht die erste Stunde der Nacht geht in die letzte des Tages, nur die letzte Stunde der Nacht wieder in die des Tages über. Möge daher nur bald die finsterste Nacht der Barbarei, des Heidenthums, ja der Entmenschung selbst hereinbrechen und der Teufel ganz austoben, damit auch die Wiedergeburt sich beschleunige.

Dies ist, sagte Florestin sanft, ein Punkt, worin

ich dir widersprechen muß. Du magst in Dem, was du sagst, Recht haben unter einem Gesichtspunkte, der den weltlichen Lauf der Dinge allein berücksichtigt. Aber das Reich Gottes hängt nicht von den Naturgesetzen ab, sondern durchbricht sie mit siegreicher Macht. Die ewige Liebe fragt nicht nach den Tageszeiten, sie ist allgegenwärtig und immer dieselbe. Und wir Priester sollen nur im Geiste dieser Liebe handeln. O Gott, ist denn nicht Böses genug geschehen? Dürfen wir wünschen, daß noch mehr geschehe? Luther ging doch von dem Gedanken aus, daß das wirklich in der Kirche vorhandene Böse durch etwas Gutes ersetzt werden müsse. Wären wir nicht verdammenswürdiger als er, wenn wir uns beklagten, daß noch zu viel Christliches in seiner Lehre sei, und wenn wir wünschten, daß die schwache Grenze des Reiches Gottes dort völlig in die Gewalt des Teufels fiele?

Du zeigst, sagte der Jesuit, jene an sich löbliche Milde, die aber den Gegnern als Schwäche erscheint und misbraucht wird.

Christus, erwiderte Florestin, verlangte von uns, daß wir unsere Feinde lieben sollen. Das Geringste, was wir thun können, ist doch, wenigstens nicht zu wünschen, daß sie noch hassenswürdiger werden. Vor Allem aber sollten wir selbst uns bessern.

Drittes Capitel.

Auf die Bemerkung Florestin's, daß die Diener der römischen Kirche selbst ihre Weihen nur zu oft entweiht und den heiligen Geist oft nur durch die dagegen begangenen Sünden bekannt hätten, erwiderte der Jesuit: den heiligen Vater selbst nicht ausgenommen. Hierin hast du Recht.

Wenn die Kirche, fuhr er fort, zu allen Zeiten ihre Schuldigkeit gethan hätte und nicht in die Hände von Miethlingen gefallen wäre, so würde die ganze antikatholische Bewegung nicht haben erfolgen können. Aber die Päpste selbst waren nicht selten so beschaffen, daß die Fabeln, es sei einmal ein Weib, es sei einmal ein Jude, ja es sei einmal der Teufel auf den Stuhl Petri gelangt, geglaubt werden konnten. Die Bischöfe wankten fast zu allen Zeiten; weltlicher Ehrgeiz verfehlte fast nie, sie der Bestechung zugänglich zu machen. Der alte Benediktinerorden erstickte in seinem Fett. Euer Franziskanerorden, vor dem unsern offenbar der heilsamste, wollte gar zu gut sein und stürzte aus Ueberfrömmigkeit in Ketzerei. Der Terrorismus der Dominikaner widerstrebte zu sehr der christlichen Milde und verwandelte den Gott der Liebe in einen menschenfressenden Götzen der Mexikaner. Die Karthäuser

beteten sich ganz aus der Welt hinaus und lagen in ihren juwelenreichen Klöstern wie in Schatzkästlein lebendig begraben. Die Augustiner gingen umgekehrt unter dem Aufruhrstifter in Wittenberg zu den ketzerischen Laien über. So war denn der innere Verfall der Kirche und der äußere Abfall hinlänglich vorbereitet.

Du kennst, sagte er mit einem scharfen Blick auf Florestin, die vorhandenen Uebel so gut wie ich. Vielleicht sind wir nur nicht über die Mittel der Abhülfe einverstanden. Aber überlege selbst, wie sich unter so betrübten Umständen die Kirche anders hätte helfen können, als durch die Stiftung der Gesellschaft Jesu? Ich weiß, daß mein Orden nicht nur unter den Ketzern, sondern auch innerhalb der Kirche selbst und am meisten unter euch älteren Mönchsorden geschworene Feinde voll tödtlichen Hasses zählt und daß ihm ein unheiliges Streben und überall weltliche Absichtlichkeit zum Vorwurf gemacht wird. Und dennoch wage ich zu behaupten, daß es niemals einen Mönchsorden gegeben hat, der dem Geist und Zweck der Kirche so genau entsprochen hätte, wie der unsere, den deinigen ausgenommen, der ebenso nothwendig und heilsam im dreizehnten Jahrhundert gewesen ist, wie der unsere in den großen Katastrophen des sechszehnten. Die alte Kirche drohte überwältigt und moralisch vernichtet zu werden durch die Ueppigkeit

ihrer eigenen Diener; darum mußte unser Orden die strengste Ascese zurückführen. Ihre Macht fing an sich unter die weltliche zu beugen; darum mußte unser Orden durch einen überwiegend staatsmännischen Geist die Kirche retten. Eine neue Welt ward entdeckt, darum mußte unser Orden sie für die Kirche erobern. Die längstbegrabene alte Welt feierte ihre Auferstehung in Wissenschaft und Kunst, darum mußte unser Orden sich ihrer bemächtigen durch alle Mittel der Gelehrsamkeit und des Geschmacks. Endlich behauptete sich unter allen Meinungen der höheren Stände der uralte Geist des gemeinen Volkes, darum mußte unser Orden durch die Demagogie der Kapuziner die niederen Volksschichten beherrschen. Nur eine geschlossene Gesellschaft wie die unserige vermochte unter so vielen Neuerungen und Gefahren, bei so tiefem Sittenverfall des Klerus und bei so unberechenbaren Zufällen des Conclave die alte Kirche zu stützen und wieder aufzubauen. Unser Orden ist der Eisenring, der die Kuppel von St. Peter zusammenhält, die sonst längst auf den Altar herabgestürzt wäre. Wir haben unzählige Feinde. Wir werden vielleicht die Opfer ihres Hasses werden, wenn die Gefahr vorüber ist. Aber gleich jenen römischen Dictatoren, die, wenn sie ihr Amt niederlegten, zu schwerer Verantwortung gezogen wurden, werden wir rufen: Und wir haben dennoch die römische Welt gerettet!

Ich muß dir bekennen, sagte Florestin, daß mir zuweilen der sonderbare Traum vorgeschwebt hat, es müsse einmal, wenn Euer in den romanischen Landen entsprungener streitbarer Orden seine Mission erfüllt hat, eine neue unserm seraphischen Orden ähnliche Gesellschaft auf deutschem Boden entstehen, um der Kirche den letzten Frieden zurückzugeben. Ich finde nämlich, daß in Deutschland, der uralten terra obedientiae, in dem Maße der katholische Geist und Charakter in größerer Reinheit und Tiefe vorwaltet, in welchem andererseits die antikatholische Richtung mit größerer Energie sich geltend gemacht hat, als in irgend einem andern Lande der Welt. Hier begegnen sich und ringen die gewaltigsten Kräfte. Von hier aus ging die Entzweiung, nur hier wird die wahre Wiedergeburt erfolgen und zwar nicht in dem heidnischen Geschmack, den ihr Jesuiten zu meinem Bedauern überall auf unerklärliche Weise mit katholischen Dingen in Verbindung setzt, sondern in dem gothischen Geschmack der mittlern Zeit, der von allem heidnischen frei mir der ausschließlich katholische zu sein und daher auch bleiben zu müssen scheint.

Du vergissest, antwortete der Jesuit, daß auch in jenem glorreichen Jahrhundert des dritten Innocenz Germanien nur die passive Materie, höchstens die einkleidende Form, Rom aber den Geist hergab. Alle jene gothischen Dome, die du in Deutschland bewun-

dert hast, sind nur Memnonssäulen, die der über Rom aufgehenden Sonne entgegenharren, stummer und todter Stein, so lange sie der belebende Strahl von den sieben Hügeln nicht getroffen. Ewig und unzertrennlich ist Deutschland mit Rom verbunden, ein Mysterium der Weltgeschichte, ebenso unmöglich vielleicht zu enträthseln, als zu ändern.

Siehe wie schön die ewige Stadt dort unten liegt, fuhr er fort und wandte sein Gesicht der Ebene zu, die zu den Füßen der Berge ausgestreckt lag, bis wo das weite Meer den Horizont begrenzte. Zur Rechten erblickte man zwischen drei breitschattenden und dunkeln Pinien hindurch im blauen Dufte das malerische Sabinergebirge und im nördlichen Hintergrunde den fernumdonnerten Soracte.

Schweigend blickte die kleine Gesellschaft in das herrliche Latium hinunter.

Viertes Capitel.

Nach einer langen Pause begann der Jesuit wieder: Wer sieht es dem Frieden dieser Landschaft an, welche furchtbare Kämpfe auf ihrem klassischen Boden gewüthet, wie viele Generationen hier im gräßlichsten

Völkermorde untergegangen? O Florestin, der du im blutigen Deutschland nur die Zerstörung des einst dort so schönen Mittelalters erlebt hast und nun hierher kommst in ein neues Feldlager voller Triumphe über alte Siege und Rüstungen zu neuen, deine sanfte Seele paßt auch hierher nicht. Was kannst du also Besseres thun, als eine friedliche Mission in Westindien zu übernehmen, um unter den Barbaren der neuen Welt wenigstens die Unschuld und kindliche Empfänglichkeit wieder zu finden, die denen der alten längst verloren ging. Dort braucht die Kirche so milde Lehrer, so hingebende Märtyrer der Langeweile in der Einsamkeit der Urwälder. Dort könntest du Segen bringen und zugleich ausruhen von den Kämpfen im alten Europa. Die neue Welt hat noch wenig Heilige, du verdienst einer zu werden.

Die Gräfin hatte dem Gespräche bescheiden zugehört. Erst als davon die Rede war, daß Florestin noch einmal ein Heiliger werden könne, flammte ihr Auge auf und sie rief mit italienischer Lebhaftigkeit aus: Nein, mir ist er heilig genug, wenn er nur hier bleibt. Wie mögt Ihr doch den armen Kranken in die Wüste, die Engelsseele unter die Kannibalen schicken wollen?

Mittlerweile war eine Bettlerin mit einem hübschen Knaben von etwa sieben Jahren durch die offene Thür in den Garten getreten und nahte sich den in einer

schattigen Halle Sitzenden, um eine Gabe von ihnen zu erflehen. Als sie aber Florestin erblickte, blieb sie plötzlich wie erstarrt stehen und fiel mit einem tiefen Seufzer besinnungslos zu Boden. Ihr Knabe warf sich schreiend und weinend auf die unglückliche Mutter.

Auch Florestin blieb erstarrt vor Schrecken stehen, denn in den bleichen und entstellten, doch immer noch schönen Zügen der Bettlerin erkannte er Medowinen wieder. Welch finsteres Verhängniß war über das liebliche Wesen hereingebrochen, daß er sie in einem elenden Bettlergewande wiederfinden mußte? Aber schnell besonnen vereinigte er seine Bemühungen mit denen der Gräfin, um die Ohnmächtige wieder zu sich zu bringen.

Der Knabe, der zum Erstaunen aller Anwesenden die auffallendste Aehnlichkeit mit Florestin hatte, so daß dieser selbst ihn nicht ohne inneres Entsetzen ansehen konnte, wußte keine Auskunft zu geben und weinte nur am Busen der immer noch nicht wiedererwachten Mutter.

Endlich schlug Medowina die blauen Augen wieder auf, die unter allen Entstellungen der Zeit ihren seelenvollen Glanz bewahrt hatten, und flüsterte, indem sie Florestin's Hand an ihr Herz drückte: O ich wußte, daß ich meinen Engel wiedersehen würde. Ich sehnte mich immer darnach, denn dann erst kann ich sterben.

Florestin's fester Muth war bei ihrem Anblick so

erschüttert, daß seine Knie wankten. Nur mit bebenden Lippen vermochte er sie um die Ursache ihrer Leiden zu fragen.

Mit gebrochener Stimme erzählte sie nun, wie sie seinem Befehle gehorsam den unglückseligen Ehebund mit dem Marchese eingegangen sei. Aber weil ihre Seele unabläßig nur mit Florestin beschäftigt gewesen sei, habe ihr erstes und einziges Kind, der Knabe, der mit ihr sei, durch eine wunderbare Fügung dem Geliebten der Seele und nicht dem wirklichen Vater gleich gesehen und das habe einen so fürchterlichen Verdacht in dem Marchese erzeugt, daß er trotz aller Betheuerungen ihrer Unschuld sie sammt dem Kinde verstoßen habe. Vor Kurzem sei er in dem kleinen Kriege von Castro gefallen und habe seine Güter der Kirche vermacht. Von der öffentlichen Verachtung verfolgt, sei sie umhergeirrt, getröstet durch ihre Schuldlosigkeit. Gern wäre sie eine Nonne geworden, aber sie habe von dem Kinde nicht lassen wollen. So sei ihre einzige Hoffnung das Grab geblieben.

Florestin bestätigte mit feierlichem Eide die Unschuld dieses schrecklich geprüften Weibes und legte seine durchbohrten Hände segnend auf das Kind des Unglücks, das seine Züge trug.

Die Gräfin, die vor Mitleid weinte, gelobte, für Mutter und Kind zu sorgen.

Erbarmet Euch des Kindes, sagte die Mutter, aber kümmert Euch nicht mehr um mich, denn mein Erlöser naht.

Florestin beugte sich über sie und wollte vor Schmerz vergehen.

Du hast mir weh gethan, sagte die Sterbende. Deine Engelsmilde schloß eine Härte in sich, die mein armes Herz zerdrückt hat. Aber du konntest nicht anders. Ich habe dir niemals gezürnt, ich habe dich immer für meinen Schutzengel angesehen, auch wenn du mich nicht schütztest.

O hättest du nie, sagte Florestin, Menschen mit Engeln verwechselt. Bete mit mir, wie wir das erstemal miteinander beteten.

Ich bete zur ewigen Liebe ein heißes Dankgebet, daß sie mich dich noch einmal schauen ließ, um ruhig sterben zu können. Das war mein letzter Wunsch, der nun erfüllt ist. Sie faßte Florestin's zitternde Hand, und sah ihm mit unendlicher Zärtlichkeit ins Auge: O ewig Geliebter, ich gehe dir voran in die bessere Welt und werde auch dort oben einsam sein ohne dich, bis du mir nachfolgst.

Denke an Gott, o vergiß mich, rief Florestin. Geh mit keiner Sünde aus der Welt. Laß alles Irdische hinter dir, der die Pforten des Himmels bald sich öffnen.

Mein Leben war Jammer, flüsterte sie, mein Tod ist Wonne.

Sie drückte noch einmal seine Hand krampfhaft an ihre Lippen und hauchte im letzten Kuß ihre Seele aus. Nur mühsam konnte Florestin seine Hand aus der ihrigen loswickeln. Eine Weile hielt er sich noch aufrecht, dann überwältigte ihn der Schmerz und er fiel besinnungslos zusammen.

Fünftes Capitel.

Da alle Versuche, Florestin ins Leben zurückzurufen, vergeblich waren, wünschte die Gräfin ihn neben der unglücklichen Bettlerin begraben zu lassen; aber der Jesuit duldete es nicht, sondern ließ den Leichnam des Franziskanermönches in sein Kloster nach Rom zurückbringen.

Hier lag er nach der frommen Sitte Italiens schon im Sarge vor dem Altar der Kirche, als um Mitternacht beim dämmernden Scheine des ewigen Lichtes ein Crucifero bei ihm wachte. Die Brüderschaft der Kreuzträger hatte den ausschließlichen Beruf gewählt, Sterbende zum Tode zu bereiten. Ihr

Abzeichen war ein einfaches hölzernes Kreuz ohne den heiligen Leib. Der Bruder, der von Florestin's Sarge nicht weichen wollte, war in Rom schon früher mehrmals an Sterbebetten mit ihm zusammengetroffen, hatte ihn lieb gewonnen, ihn im Tode noch einmal sehen wollen und aus langer Erfahrung erkannt, daß die Zeichen des Todes bei ihm trüglich seien. Im Widerspruch mit allen Mönchen des Klosters glaubte er an das Wiederaufleben des nur im Scheintode Erstarrten.

Um Mitternacht schlug Florestin wirklich die Augen auf und lächelte, als er den edlen Volpato an seiner Seite erblickte, der ihm eine der liebsten Erscheinungen war, die ihm bisher in Rom begegnet waren.

Volpato, der einzige Sohn des angesehensten und reichsten Arztes in Rom, war in seiner ersten Jugendblüte schön, ritterlich, geistreich, also ein Liebling der Damen gewesen, mit deren Herzen er aber übermüthig spielte. Eine junge Römerin, deren innige Liebe er mit Hohn erwidert, starb aus Gram. Er hatte nichts davon erfahren, aber der Zufall führte ihn in ihr Haus, als ihre Leiche eben in den Sarg gelegt worden war. Der Anblick ihrer unter Blumen zum ewigen Schlaf entschlummerten Schönheit und die Nachricht, daß sie um seinetwillen gestorben sei, erschütterte ihn so tief, daß er von Stund an der Welt und allen ihren Freuden entsagte und das Ge-

lübde des Crucifero that, welches er seitdem mit dem unermüdlichsten Eifer zur Erbauung der ganzen heiligen Stadt erfüllte.

Dieser fromme Büßer war es, in dessen Armen Florestin zum Leben erwachte. Er dankte ihm für seine Treue und betete mit ihm, als er in seine Zelle gebracht worden war, die ganze Nacht, bis seine Schwäche ihn aufs neue in einen todähnlichen Schlummer zurückwarf.

Ein heftiges Nervenfieber hatte ihn ergriffen, das ihn viele Wochen ans Lager fesselte und während dessen er fast immer in bewußtlosem Zustande zubrachte oder im Fieber phantasirend die umstehenden Freunde nicht mehr erkannte.

Als er endlich wieder genesen war, suchte er ein Apostelamt unter den Heiden in Südamerika, wonach er sich in seiner Krankheit immer am meisten gesehnt, wovon er am lebhaftesten geträumt hatte, und erhielt, obgleich man ihn gern in Rom behalten hätte, auf seine dringende Bitte Erlaubniß, als Missionair in die neue Welt zu gehen.

Zuvor aber begab er sich noch einmal nach Frascati, um am Grabe der Unglücklichen zu beten, deren weiches Herz er, ohne es zu wollen, zertreten hatte. Die Erinnerung an sie, obgleich er sie immer gemieden, war doch früher immer noch von einem milden Reize begleitet gewesen, so lange er noch fest geglaubt hatte,

ihre Ehe werde so glücklich sein, als er sie mit innigstem Gottvertrauen und in der redlichsten Meinung eingesegnet hatte. Seitdem er aber wußte, in welchem Jammer diese Ehe ihr Ende gefunden, griff eine so eiskalte Verzweiflung in sein Herz, daß er kaum durch das heftigste Ringen im Gebet und durch den Trost der Beichte die innere Qual schwerer Verschuldung lindern konnte.

Bei der Gräfin fand er Medowinens Sohn wieder, den sanften Guido, dessen Aehnlichkeit ihn aufs neue überraschte, so daß er ebenso vor dem Kinde erschrak, als er sich zugleich unwiderstehlich zu ihm hingezogen fühlte. Ihm völlig fremd, war es doch der lebendige Spiegel seines Ich. In rechtmäßiger Ehe und doch in Sünde empfangen, trug es den Fluch des Vaters und peinigte zugleich durch sein Dasein den unschuldigen Mönch, der sich des Gefühls nicht erwehren konnte, an der Sünde seiner Geburt dennoch Theil zu haben. Die Macht der Imagination erwies sich hier in ihrer ganzen dämonischen Furchtbarkeit, und doch, was konnte das liebliche Kind für sein Dasein? Wie konnte, wer es in seinen unschuldigen um die todte Mutter vergossenen Thränen sah, ihm das innigste Mitleid versagen?

Der Knabe trocknete seine Thränen, sah mit seinen großen und schönen Augen Florestin an und warf sich dann, plötzlich wieder fröhlich geworden, in seine Arme.

Ich will bei dir bleiben, sagte das Kind, denn du bist Florestin, von dem die Mutter immer sagte, daß er so gut sei.

Die Gräfin liebkoste den Knaben und suchte ihm darzuthun, daß er es doch viel besser bei ihr haben würde und daß der Pater überhaupt keine Kinder brauchen könne.

Du bist auch gut, antwortete der Knabe und küßte ihr zärtlich die Hand, aber laß mich doch lieber zu ihm.

Indem er sich wieder an Florestin anschmiegte, wich aus des Priesters Seele die letzte Scheu und Befremdung. Er umfaßte das Kind heiß und lange, küßte es und rief: Ja, ich will dein Vater sein.

Bis zu Thränen bewegt empfand er eine Wonne, wie er sie nie vorher gekannt hatte. Er fühlte, dieses Kind sei durch ein wunderbares Geheimniß unzertrennlich mit ihm verbunden. Er gelobte sich, dieses theure Vermächtniß Medowinens wie seinen Augapfel zu hüten und zweifelte auch nicht, es werde für das Kind besser gesorgt sein in dem paradiesischen Frieden der südamerikanischen Wälder, als in einem Vaterlande, das ihn von Geburt an verstoßen hatte.

So mußte die Gräfin seinem Wunsche endlich nachgeben.

Nachdem er von ihrem gastlichen Hause und auch von Rom selbst Abschied genommen hatte, wanderte

er mit dem Kleinen über das schöne Albanergebirge hinab durch die langgestreckten pontinischen Sümpfe bis zu dem Felsenthor von Terracina, wo von den weißschäumenden Wellen des Meeres bespült die reizenden Ufer des Königreiches beider Sicilien beginnen. Ihnen entlang pilgerte Florestin bis zur am Golf prangenden Hauptstadt Neapel und erblickte von den Höhen von Aversa aus im vielgeschäftigen Hafen Hunderte von Schiffen mit spanischer Flagge, unter denen sein Auge sehnsüchtig dasjenige suchte, auf dem er über den Ocean schiffen würde.

Sechstes Capitel.

Die Ordensbrüder in Neapel nahmen ihn und seinen kleinen Reisegefährten liebreich auf und leisteten ihm allen Vorschub beim Aufsuchen eines nach Westindien segelnden Schiffes.

Indem er sich eben am Bord in Unterhandlung befand, wurde er aufgefordert, auf ein anderes nahebei im Hafen liegendes Schiff zu kommen, um einem Sterbenden die letzte Beichte abzuhören. Die Spanier hatten nämlich ein Schiff von Tunis aufgebracht

und auf demselben einen der berüchtigtsten Renegaten und Corsaren gefangen genommen, welcher so schwer verwundet war, daß man ihn noch nicht hatte ans Land bringen können. Da er, obgleich längst Muselmann geworden, doch in seinen Leiden und in der Nähe des Todes sehnlichst nach einem christlichen Priester verlangte, so hielt man es für fromme Pflicht, ihm diese Bitte zu gewähren, wie groß und allgemein auch damals der Haß gegen die Barbaresken war.

Florestin fand in dem Schwerverwundeten einen alten von der Sonne verbrannten und narbenvollen Körper mit einem interessanten Kopfe, dessen durch die wildesten Leidenschaften entstellte Züge doch etwas ursprünglich Edles verriethen und ihm sogar wie bekannt vorkamen. Aber an seinem Namen Hassan, vormals Morio Torello, hafteten die gräßlichsten Anklagen. Er war nicht nur, den christlichen Glauben verleugnend, ein Türke geworden, sondern hatte auch die unmenschlichsten Grausamkeiten als Seeräuber begangen und war der Schrecken der europäischen Ufer gewesen.

Als Florestin vor sein Lager trat, blickte ihn der Räuber mit seinen großen dunkeln Augen lange an, reichte ihm dann die Hand und bat ihn, seine Beichte anzuhören und seine Seele zum Tode zu bereiten, denn er fühlte, daß ihm die Kräfte schwanden.

Während seiner Beichte begann Florestin unwill-

kürlich zu zittern und die Sinne wollten ihm vergehen, so Entsetzliches vernahm er.

Am schwersten lastete auf der Seele des alten Mörders der Tod einer unschuldigen Frau. Die Greuel von der Ersäufung und Abschlachtung ganzer Schiffsmannschaften, von der Plünderung und Schändung heiliger Klöster, von der grausamsten Rache an tapferen Feinden oder Nebenbuhlern schwanden in der Erinnerung des Sünders alle zurück vor dem einzigen Bilde einer hülflos im Hungertode verschmachteten Frau.

Die näheren Umstände waren nach seiner Erzählung folgende: Ich war der jüngere und kräftigere Sohn des Barnabo Torello, dessen Güter in der Nähe von Salerno lagen. In dieser Stadt hielt sich eine deutsche Familie auf —

Wie war ihr Name? unterbrach ihn der Beichtvater.

Wildeck, antwortete der Alte. Florestin schrak heftig zusammen, faßte sich aber wieder und behielt die priesterliche Würde bei.

Der Beichtende fuhr fort: Die schöne Tochter dieses Hauses, Antonia, flößte mir eine zärtliche Leidenschaft ein. Aber mein älterer Bruder Camillo war von gleicher Liebe für sie ergriffen und erhielt als Erbe unseres Hauses und wegen seines mildern Charakters den Vorzug. Mich dagegen schleppten sie,

um mein Feuer zu dämpfen, gewaltsam in ein Kloster. Da wurde mein vorher nur irdisches Feuer zum erstenmal zu höllischer Glut erhitzt. Wie ein Rasender brach ich durch die Mauern des Klosters und gerieth zu Seeräubern, unter denen ich bald eine vorragende Stellung einnahm.

Hier unterbrach er die Beichte mit schweren Seufzern und begann dann wieder mit schwächerer Stimme: Ein alter Corsar, der mich vor Allen liebte, vertraute mir im Tode das Geheimniß eines verborgenen Schlupfwinkels an, wo ich meine Beute und mich selbst sicher vor dem Verrath meiner eigenen Gefährten verstecken könne. Derselbe hatte nur in einer engen Felsenritze, welche Niemand beachtete, seinen Zugang. Am südlichen Abhange des Vorgebirges von Sorrent, einige Meilen westwärts von Amalfi, führt jene enge Steinspalte am Meere, durch die man sich nur mit einem schmalen Kahne hindurchwinden kann, in die schwarze Finsterniß des Berges, die sich aber im Innern plötzlich wieder dem Tageslichte öffnet und eine ungeheure nach oben geöffnete Zerklüftung des vulkanischen Gesteines erkennen läßt. Die Tiefe desselben bildet ein kleiner, ewig stiller, mit dem Meere durch jenen Spalt zusammenhängender See, über welchem eine dereinst von Sarazenen erbaute kleine feste Burg wie ein Schwalbennest am Felsen hängt. Obgleich die Sonne in der hohen Mittagszeit von oben herab-

scheint, so kann doch wegen der Krümmung der Schlucht kein menschliches Auge hinabsehen und die öde Burg blieb allen Bewohnern des Vorgebirges ein Geheimniß, das nur unter wenigen Seeräubern sich fortpflanzte. Von den Schrecken der Felsen und des Meeres aber erhielt diese Burg den Namen Furore.

Kaum hatte ich dieses köstliche Versteck kennen gelernt, als alle meine Gedanken darauf gerichtet waren, meine Geliebte dahin zu entführen. Schon war der Bund Antonia's mit meinem Bruder durch die Kirche besiegelt, als ich sie in der Hochzeitsnacht überfiel, den tiefverhaßten Bruder ermordete und die blühende Braut entführte. Ich brachte sie auf einem leichten Kahn heimlich und allein von meinem Schiffe aus nach Furore und hielt sie hier gefangen, indem ich sie so oft besuchte, als es mir möglich war und ich zugleich geraubte Schätze zu verbergen hatte. Sie wurde Mutter von Zwillingen, die ich ihr, weil ich keine Colonie anlegen wollte, grausam entriß, aber doch mitleidig am Garten ihrer Eltern zu Salerno aussetzte.

Gabst du ihnen ein äußeres Abzeichen mit? frug Florestin in tiefster Bewegung.

Ich steckte, antwortete der Räuber, auf das runde Körbchen einen blühenden Oleanderzweig.

Der Priester hob die gefalteten Hände hoch empor,

blickte jammernd zum Himmel auf und betete: Gott errette seine Seele!

Dann wandte er sich wieder zu dem Beichtenden, kniete vor seinem Bette, bedeckte seine Hand mit Thränen und sagte: Ich bin einer der Zwillinge, die du in Salerno ausgesetzt hast.

Der Räuber richtete sich empor. Sein Auge flammte vor Lust und Entsetzen. Er wollte mehr wissen, aber Florestin erhob sich ernst und frug ihn vor Allem nach dem weitern Schicksal der Mutter.

Da schloß der Alte mit zerknirschter Seele die traurige Beichte: Ich hatte sie verlassen, um ihr wieder Lebensmittel zu bringen, da der Vorrath zu Ende ging; aber gerade damals wurde ich auf meinem leichten Kahne von einem Barbareskenschiffe aus bemerkt und ergriffen. All mein Flehen half mir nichts. Ich wollte um jeden Preis frei werden, um Antonie nicht hülflos zu lassen, aber die Hände waren mir gebunden. Nach Tunis geschleppt blieb mir nichts übrig, als Muselmann zu werden. Als ich es so weit gebracht hatte, ein eigenes Corsarenschiff zu befehligen, suchte ich Furore wieder auf, fand aber nur eine Leiche, ein so grausenhafter Anblick, daß ich nie wieder den Ort des Fluches habe sehen wollen. So ist sie unbeerdigt geblieben. Ihr Geist verfolgt mich. Rette sie, mein Sohn, geh' hin und begrabe sie in geweihter Erde. Mich aber laß zur Hölle fahren!

Siebentes Capitel.

Florestin segnete die Leiden, die seine Seele früher schon erfahren hatte, weil er dadurch offenbar gestärkt worden war, um diese schreckliche Stunde zu ertragen. Jede Schwäche überwindend fühlte er sich in der ganzen Machtvollkommenheit des Priesters, strafte seinen ruchlosen Vater und trieb aus dessen schwerarbeitender Brust einen Teufel nach dem andern aus.

Ich säete Fluch, sagte der Sterbende, und ernte Segen. Der Teufel zeugte einen Sohn und er wurde zum Engel. Ist Gottes Güte nicht unendlich?

Sein letztes Bewußtsein wandte er an, um in Reue und Leid mit dem frommen Sohne zu beten. Aber es währte den Wächtern draußen zu lange. Die Thür wurde geöffnet und drohende Gesichter blickten störend herein. Man verlangte den Seeräuber, um ihn noch lebend dem Volke zu zeigen und zur Hinrichtung zu führen.

Florestin wehrte ihnen ab und deckte den Vater mit dem Crucifix, aber der alte Räuber ergriff noch einmal krampfhaft seine Hand, küßte sie, riß sich dann mit wilder Geberde seine Wunden auf, sank um und war in wenigen Augenblicken verschieden.

Florestin war nicht im Stande, die Leiche vor

dem Hohne der racheglühenden Spanier zu schützen. Er wandte sein Angesicht und kehrte leichenblaß in sein Kloster und in die Arme des geliebten Kindes zurück, das seinen tiefen Kummer und seine Thränen nicht verstand.

Nachdem er dem Prior die Geständnisse des Räubers offenbart hatte, welche ihm zur heiligen Pflicht machten, das geheimnißvolle Furore aufzusuchen, erhielt er dazu die Erlaubniß und pilgerte mit seinem Knaben dem damals ruhenden Vesuv vorüber durch das schöne Thal von Cava nach Salerno.

Obgleich er nur in seinen ersten Lebensjahren hier verweilt hatte, kannte er doch das sanfte Meer, die weiß schimmernden Berge der Abruzzen und die weinumlaubten Ufer der freundlichen Stadt wieder und die warme Luft Calabriens wehte ihm süße Kindheitsgefühle zu, längst verklungen gewesene Töne schlugen wieder an sein Ohr.

Er trat in die Villa seiner Eltern ein. Es waren noch dieselben Fenster, dieselbe Thür, dieselbe Gartenmauer. Nur die Bäume waren höher gewachsen. Eine Cypresse, die sich in seiner Jugendzeit hinter dem Hause verborgen gehalten, ragte jetzt hoch und schwarz hervor und goß ihre Trauer über die ganze Gegend. Fremde Gesichter begegneten ihm. Seit langen Jahren war die Villa das Eigenthum neuer wechselnder Besitzer, bei denen keine Kunde mehr von

den früheren Bewohnern sich erhalten hatte. Doch wurde er als ein Mönch von leidendem Aussehen ehrerbietig und mitleidig aufgenommen.

Er bestellte einen Sarg, miethete einen kleinen Kahn und erlas sich zum Ruderer einen fromm aussehenden festen Mann, dem er das Gelöbniß ewigen Schweigens abnahm und mit dessen Hülfe er in der Nacht den Sarg auf den Kahn brachte. In der ersten Frühe fuhren sie ab. Das Meer wallte etwas unruhig und wechselnde Lichter bewegten seine Oberfläche, bis die Morgenröthe ihre Glut über sie ausgoß. Sie fuhren Amalfi vorüber und näherten sich allmälig dem von schwarzen Lavafelsen starrenden Ufer. Ein niederes kleines Felsenthor führte in eine weite Höhle, in der in wunderbarer Beleuchtung alle Abstufungen der meergrünen Farbe mit braunen Schatten spielten. Es war nicht Furore. Weiterhin zeigte sich am Berg hoch über dem Meere eine ungeheure weitgähnende Höhle, von deren Decke zackige Tropfsteine bis zum Boden herabhingen, Menschen unzugänglich, obgleich über der dünnen Decke ein freundliches Dorf erbaut war. Auch hier war Furore nicht, aber die häufige Zerklüftung des durch Feuerkraft aus der Tiefe erhobenen Gebirges ließ seine Nähe ahnen.

Dicht am Ufer glitt der Kahn dahin, entlang der olivenfarbigen Linie, die von Millionen kleiner Organismen am Felsen zwischen Wasser und Luft ge-

bildet, genau die natürliche Grenze zwischen dem in Ruhe befindlichen Meere und der Atmosphäre bezeichnete. Mit scharfem Auge beobachtete Florestin die Bildung der Felsen und verfolgte jede ihrer Biegungen und Spaltungen, oft getäuscht durch die Tiefe der vulkanischen Risse.

Endlich erspähte er einen langen unregelmäßigen Streifen am Berge, dessen Schwärze nur von den Schatten einer tiefen Spalte herrühren konnte. Diese Spalte war jedoch so schmal und seitwärts hinter einem Felsenvorsprunge versteckt, daß hier Tausende vorüberfahren konnten, ohne zu ahnen, hier befinde sich ein Eingang in den Berg. Florestin befahl dem Ruderer hier einzulenken und mühsam wurde der dünne Kahn zwischen die Felsenwände hineingetrieben, in deren Dunkelheit er sich bald verlor. Der Knabe erschrak und klammerte sich an Florestin an, der ihn liebkosend tröstete.

Bald sahen sie wieder einen Schimmer des Lichtes und der Ruderer von Salerno brach in einen lauten Freudenruf aus, als er das ihm bisher völlig unbekannt gebliebene Sarazenenschloß im Hintergrunde des ungeheuern Felsenschlundes erblickte. Auch der Knabe freute sich des malerischen Anblicks. Florestin aber hielt die Hände fromm gefaltet, um mit Muth Dem entgegenzugehen, was er zu finden hoffen und fürchten mußte.

Sie landeten am Ufer des kleinen, rings von den schrofffsten Felsenwänden umschlossenen Sees und stiegen auf der einzigen Treppe zu der an Umfang nur geringen, aber wohlerhaltenen Burg empor, welche seit langer Zeit gänzlich unbewohnt schien. Nur ein paar Vögel flogen ab und zu, nur ein blühender Oleanderstrauch wuchs der Burg gegenüber auf der Westseite des Sees, wo ihn die Sonne von oben am ehesten erreichen konnte. Die Tritte der Pilger wiederhallten auf der alten Steintreppe.

Achtes Capitel.

Mit zitternder Hand öffnete Florestin die erste Thür und trat in ein niederes Gemach ein, dem ein zweites folgte. Erst in diesem fand er, was er suchte, die längst in Staub zerfallene Mutter, von der nur noch das Gerippe und die Ketten übrig waren, in denen der grausame Räuber sie gefangen gehalten hatte.

Florestin kniete nieder und betete, der alte Ruderer und Guido folgten mechanisch seinem Beispiel, denn der Anblick des Gerippes erschreckte sie.

Darauf segnete Florestin die Leiche und drückte

einen sanften Kuß auf die Stirn des bleichen Schädels. Auf seinen Wink brachte der Ruderer den Sarg und beide legten die theuren Gebeine sorgfältig hinein. Florestin nahm nichts zu sich, als ein kleines goldenes Kreuz vom Halse der unglücklichen Mutter. Indem er die dumpfen Gemächer untersuchte, fand er eine alte Handschrift, in der sie selbst ihre traurigen Erlebnisse aufgezeichnet hatte. Er las sie mit tiefer Rührung, oft von Thränen unterbrochen.

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit beginne ich und will aufzeichnen, was mir in diesem Abgrund der irdischen Hölle, genannt Furore, etliche Miglien westwärts von Amalfi, Grausames zugestoßen ist und wie ich dahin gekommen bin. Wenn irgend ein mitleidiger Mensch diese Zeilen von meiner Hand vielleicht erst nach vielen Jahren lesen wird, so bete er für meine arme Seele und verkündige, was er hier erfährt, meinen Verwandten, falls sie alsdann noch am Leben sind.“

„Ich bin Antonia, die Tochter des edeln Herrmann von Wildeck, eines deutschen Ritters aus dem Frankenlande, der lange Zeit mit Ruhm in Spanien diente, und der edlen Neapolitanerin Cecilia Montaldo. In Deutschland geboren in dem schönen Schlosse, welches mein Vater, ein reicher Mann und Freund der Kunst, mit vieler Pracht hatte erbauen lassen, kam ich doch schon in früher Jugend nach Italien,

indem mein Vater als Vasall des Stiftes Würzburg mit dem Bischof in Uneinigkeit gerieth und als ein stolzer Diener des Königs beider Indien sich den Launen eines kleinen deutschen Tyrannen nicht fügen wollte."

„So wuchs ich mit meinem ältern Bruder Friederich in unserer Villa bei Salerno auf und genoß unter den Augen meiner vortrefflichen Eltern eine sorgfältige Erziehung. Als mein Bruder herangewachsen war, ging er nach Deutschland zurück."

„Unter den Cavalieren, die mir schon in meiner ersten Jugendblüte huldigten, war unser Nachbarsohn Camillo Torello mir der angenehmste. Aber ich merkte bald, daß sein jüngerer Bruder Morio, welcher dem Mönchstande bestimmt war, aber keinerlei Lust dazu hatte, so oft die Familie uns besuchte oder er sonst eine Gelegenheit fand, mich zu sehen, mich mit Blicken voll wilder Leidenschaft verfolgte. In meiner Seele war gegen Niemand Haß, ich hätte daher auch den Bruder meines zärtlichen Freundes recht gern lieber gehabt, wenn nicht in seinen Augen ein dämonisches Feuer geglüht hätte, was große Verbrechen und großes Unglück zu verkünden schien. Ich schauderte vor ihm zurück und war nicht vorsichtig genug, ihm meine Abneigung zu verbergen."

„Sie versetzte ihn in die äußerste Wuth. Unsere beiderseitigen Familien unternahmen einst eine ge-

meinschaftliche Ausfahrt zu den schönen altgriechischen Tempeln von Pesto, für welche mein klassisch gebildeter Vater eine besondere Vorliebe hatte. Nach einer fröhlichen Mittagsmahlzeit, welche wir unter den cannelirten Säulen des ehrwürdigen Neptuntempels eingenommen hatten, zerstreuten wir uns in der mit hohem Unkraut überwachsenen Ebene, welche noch mit unzähligen Trümmern einer vormaligen großen, aber längst der Erde gleichgemachten Stadt bedeckt ist, um unter denselben noch griechische Münzen und kunstvoll geschnittene Steine zu suchen."

„Camillo gesellte sich zu mir. Wir waren nicht die eifrigsten im Suchen, sondern setzten uns auf das abgebrochene Bruchstück einer antiken Säule und plauderten und scherzten traulich miteinander, als hinter einer wilden Hecke von Disteln und hochgewachsener Wolfsmilch Morio mit einer satanischen Miene voll Hohn und wahnsinniger Eifersucht plötzlich hervortrat, in seiner Hand eine giftige Viper, die er am Halse gepackt hatte und uns mit drohender Geberde unter die Augen hielt. Das fürchterliche Thier sperrte den zähnevollen Rachen weit auf, züngelte mit seiner schwarzen Doppelzunge, funkelte mit seinen teuflischen Augen und zischte so gräßlich, daß ich in bleicher Furcht zusammensank. Camillo wollte voll Unwillen auf den tückischen Bruder zustürzen, schreckte aber gleichfalls vor dem Anblick der Viper zurück, welche

mir Morio an den Busen zu legen drohte, um eine Cleopatra aus mir zu machen, wenn Camillo nicht schwöre, von mir zu lassen."

„Schwöre nicht, rief ich dem zagenden Camillo zu. Aber er war schwach genug, mein Leben durch Feigheit retten zu wollen, denn er zweifelte nicht, daß der böse Bruder es ganz ernstlich meine."

„Als unsere Väter den schändlichen Vorgang erfuhren, wurde Morio für immer von der Familie ausgestoßen und in ein Kloster gebracht. Hier aber ließ sich seine wilde Seele weder besänftigen, noch durch enge Haft und Gewaltmittel bezähmen. Er durchbrach die ihm verhaßten Mauern und gesellte sich zu Räubern, deren verbrecherisches Leben seinen Neigungen mehr entsprach, als die demüthige Verehrung Gottes."

„Um diese Zeit starben meine guten Eltern bald nacheinander; aber mein Bruder kam auf einige Jahre aus Deutschland zurück, um mich zu trösten, die Erbschaft zu regeln und zugleich in der herrlichen Luft von Salerno die leidende Gesundheit einer jungen Gemahlin zu stärken, die er mitgebracht hatte."

„Camillo fand einen Priester, der ihn von der Sünde des Eidbruches absolvirte, sofern er nur aus Noth und in der guten Absicht mich zu retten, einen gezwungenen Eid geleistet hatte. Da ich ihm aufrichtig ergeben war, so ließ ich mir diese Auslegung

gern gefallen. Beide Familien freuten sich unserer Verbindung und unter ihrem doppelten Segen schlossen wir einen glückverheißenden Ehebund."

Neuntes Capitel.

„Aber in der Hochzeitnacht wurden wir von Seeräubern überfallen, welche heimlich gelandet waren, den am Ufer liegenden Garten unvermerkt besetzt hatten und plötzlich in unsere Villa eindrangen. Mit Entsetzen erkannte ich in ihrem Anführer, der meinen jungen wehrlosen Gatten an meiner Seite hohnlachend niederstieß, mich mit gewaltigen Armen packte und von ihm hinwegriß, den schrecklichen Morio wieder."

„Meine Angst war aber nicht so groß, als mein Zorn über den ruchlosen Mörder. Ich wehrte mich als eine Verzweifelte. O hätte ich ihm die Augen auskratzen können, damit sie nie die Schande gesehen hätten, in die ich durch ihn kommen sollte!"

„Erschöpft von körperlicher Anstrengung und Seelenqual fiel ich, sobald man mich auf das Schiff gebracht hatte und ich den Ruderschlag vernahm, der mich immer weiter von dem geliebten Ufer entfernte, in einen bewußtlosen Zustand."

„Als ich wieder zu mir selbst gekommen war, befand ich mich, wie ich in der ersten Dämmerung des Tages bemerken konnte, mit Morio allein in einem kleinen Kahn gegenüber den schwarzen Felsen, hinter denen er mir schon meinen Kerker bereitet hatte. Ich schrie laut auf und wollte mich augenblicklich ins Meer stürzen, allein der Bösewicht hatte eine so rasche Handlungsweise bei mir vorausgesehen und mich deshalb in Ketten gelegt, die mir keine freie Bewegung gestatteten."

„Ich glaubte, die Hölle öffne sich mir, als der kleine Kahn in die finstere Felsenspalte einlenkte, bis ich wieder Sterne über mir schimmern sah. Wir befanden uns auf dem engen See, in dessen Wiederschein mir kaum die dunkeln Umrisse der kleinen Burg Furore bemerklich wurden. Als wir gelandet waren, hob mich Morio mit Riesenkraft empor und trug mich in meinen Kerker hinauf."

„Da ich mich außer Stande sah, meinem natürlichen Gefühl des Hasses und der Rache zu genügen, wandte ich mich in inbrünstigem Gebet an Gott und flehte ihn an, meine Unschuld zu beschützen und vom hohen Himmel herab einen seiner Blitze der ewigen Gerechtigkeit herabzusenden in diese tiefen Felsenklüfte und auf meinen Henker zu schleudern, oder auf mich selbst. Aber ich flehte vergebens."

„Als er endlich zu den Seinigen zurückkehren

mußte, denen er ein Geheimniß aus meinem Aufenthalte zu machen schien, ließ er mich in einer Verzweiflung zurück, welche kennen zu lernen ich mit allen meinen Sünden, gerechter Gott, wol nicht verdient hatte."

„Ich erinnerte mich eines fürchterlichen Bildes, das sich unter den spanischen Handschriften meines seligen Vaters befunden hatte und aus Indien gekommen war. Auf demselben lag eine weiße Frau in den Armen eines schwarzen abscheulichen Götzen, der sie mit teuflischer Wuth zugleich entehrte und mit den Zähnen zerfleischte. In dieser Unglücklichen glaubte ich nun mich selbst wiederzuerkennen."

„Fröhlich von Natur, zu heiterer Lebenslust erzogen, von zartem Gefühl und warmen Pulsen, wie zum Glück geschaffen, verschmachtete ich in den Armen eines Teufels, um halbentseelt angstvoller Einsamkeit überlassen zu werden. So wechselten meine Tage zwischen Höllenglut und Grabesschauer."

„Morio kam von Zeit zu Zeit wieder, immer allein, immer in wilder Aufregung, geheimnißvoll und um mich immer bald wieder zu verlassen. Zuweilen brachte er mir aus der Beute seiner Räubereien kostbaren Schmuck, den ich mit Verachtung von mir stieß. Sorgfältig war er bemüht, mir immer Lebensmittel zurückzulassen. Ich erkannte daraus, daß ich zu ewiger Einsamkeit verdammt sein sollte."

„Und welcher Einsamkeit! Außerhalb des ärmlichen Gemaches, in dem ich beständig zubringen mußte, sah ich nichts als den engen, die Burg umgebenden Felsenkessel. Mein Fenster lag gegenüber der dunkeln und schroffen Wand, an der ich täglich, wenn der Mittag gekommen war, den Sonnenschein herablaufen sah, bis er den kleinen See zu meinen Füßen beglänzte und endlich mich selbst zu wärmen begann. Meine einzige Unterhaltung war, das Spiel der Fische im See und in seinem Spiegel den Zug der hoch über den Bergen vorübereilenden Wolken zu beobachten, deren dunklere Rauchfarbe und rascheres Rollen mich zuweilen erkennen ließen, daß sie der endlosen Fahne angehörten, welche der Dampf des Vesuv über dem Monte St. Angelo entfaltet, wenn Nordwest weht. Zuweilen überraschte mich ein Vogelflug und während der Blütezeit des schönen Oleander, der allein mich in dieser Wüste an mein verlorenes Paradies erinnerte, umschwärmten schöne Schmetterlinge des Abends geisterhaft seine rothen Kelche."

„Es war Herbst, bald nahte der Winter. Ich bemerkte es kaum in meiner Felsengruft, die sich zu allen Jahreszeiten gleich blieb. Nur daß mein unbarmherziger Kerkerwächter sich wegen des unruhigen Meeres seltener bei mir blicken ließ. Ich freute mich der wochenlangen Stille, wie schrecklich auch die Einsamkeit war. Ich gerieth unwillkürlich auf den Ein-

fall, mir Geister herbei zu wünschen, um mit ihnen Umgang zu pflegen. So tief liegt in der menschlichen Seele das Bedürfniß der Geselligkeit. Ich vermuthete, die grause Stätte, an die ich gefesselt war, müßte der Unglücklichen schon mehr gesehen haben. Wenn je eine Seele hier Aehnliches gelitten, wie ich, welch süßer Trost für mich und für sie, wenn wir uns hätten begegnen und einander klagen können. Ich blickte oft von meinem Kummerlager in die Nacht hinaus, wenn räthselhafte Töne in der Luft draußen oder im Gebälk der alten Burg mein reizbares Ohr aufschreckten, und suchte eine theilnehmende Gestalt aus der Geisterwelt zu entdecken. Ich wagte sogar zitternd, sie mit zartem Rufe einzuladen."

„Aber nie wurde dieses heiße Sehnen befriedigt. Dagegen kündigte mir zu meinem ungeheuersten Entsetzen ein körperliches Gefühl an, daß ich nicht mehr allein sei."

Zehntes Capitel.

„Ich gerieth in eine namenlose Seelenangst, als ich keinen Zweifel mehr hatte, daß ich einem menschlichen Geschöpf das Dasein geben würde, dessen Vater der gräßlichste Verbrecher und ein Abschaum der

Menschheit war. Keine Kirche, kein Priester war da, um mir irgend einen Weg des Trostes aus meiner innern Qual zu zeigen. Aber wie hätte ich auch noch einem Stande vertrauen können, dessen Weihen mein Henker selber trug."

„Morio war ein schöner Mann, kräftiger noch als Camillo gewesen war, aber von einem so dämonischen Ausdruck, daß ich nicht sagen kann, welchen Abscheu, welchen Schauder ich vor ihm empfand, sobald er mir nur nahe kam. Ich mußte daher fürchten, daß, wenn ich auch ein schönes Kind zur Welt brächte, in dessen Seele dennoch die Signatur der Hölle eingegraben sein würde. Meine Vorstellungen verwirrten sich dergestalt, daß ich durch eine solche Geburt einer schweren Sünde theilhaftig geworden zu sein und unaufhaltsam vom Vater durch das Kind zur Hölle fortgerissen zu werden glaubte."

„Ein Zufall wollte, daß einmal zwei Schlangen in grimmigem Kampfe begriffen und ineinander verbissen von Absatz zu Absatz an der schroffen Felsenwand meinem Fenster gegenüber hinunter stürzten und sich noch im See, im Augenblick des Ertrinkens, mit wüthenden Bissen verfolgten. Dies schien mir ein Bild meiner unauflöslichen Vereinigung mit Morio zu sein, dem ich nicht entfliehen könne droben im himmlischen Lichte, sondern mit dem ich zum finstern Abgrund hinabsinken müsse."

„Während er draußen in der Welt herumschwärmte, war ich verdammt, daheim die Last seines Verbrechens allein zu tragen, deren Beschwerlichkeit kein zärtliches Gefühl milderte, die vielmehr durch Haß und unsägliche geheime Angst vor der Geburt der Sünde noch unerträglicher wurde. Meine bängsten Stunden stand ich aus, als mit dem Frühling die ersten Gewitter kamen, wenn der tiefe Felsenkessel sich unter der schwarzen Wolkendecke verdüsterte, grelle Blitze ihn auf Augenblicke mit Feuer anfüllten und furchtbarer Donner den Grund des Berges erschütterte.“

„Endlich siegte ein heiliges Gefühl in mir und ich ließ nicht ab, Gott um die Barmherzigkeit anzuflehen, wenn auch ich gleich dem Vater verderben müsse, wenigstens das unschuldige Kind zu retten und zu erlösen und den Fluch seiner irdischen Geburt zu tilgen durch die Heiligung seiner unsterblichen Seele.“

„Wie wunderbar war ich nun überrascht, als ich zwei liebliche Kinder gebar, einen Knaben und ein Mädchen, die ich mit unendlicher Zärtlichkeit und mit viel mehr Freude, als Sorge, an meinem mütterlichen Busen pflegte.“

„Schon war ich im Begriff — ich muß die Schwäche bekennen —, dem Vater selber zu verzeihen, als er mich auf die grausamste Weise erinnerte, wer er sei und wie mein erstes Gefühl mich minder betrogen habe, als mein letztes. Denn er entriß mir

mit erbarmungsloser Härte die neugeborenen Pfänder unserer Versöhnung, meinen einzigen, meinen letzten Trost."

„Es geschah, während ich schlief. Als ich die Kinder nicht mehr fand, bemächtigte sich meiner Seele die Wuth einer Tigerin und ich schäumte jeden Ausdruck des Hasses und jede Verwünschung, deren eine beleidigte Mutter fähig ist, gegen ihn aus. Dann fiel ich in eine tödtliche Abspannung, in der ich lange zubrachte, ohne leben und ohne sterben zu können. Ich glaubte nicht anders, als daß Morio die Kinder ins Meer geworfen habe, obgleich er bei seiner ersten Wiederkehr mir versicherte, daß sie noch am Leben seien. Ich kannte seine Grausamkeit und seine Tücke."

„Nach einer furchtbaren Scene, die ihm meinen ganzen Haß offenbart hatte, verließ er mich hohnlachend und kehrte seitdem nicht mehr zurück."

„Der kleine Vorrath von Lebensmitteln, wie sehr ich auch damit spare, wird bald zu Ende gehen und Morio kommt nicht wieder, ihn zu ersetzen. Er will mich also wol hier verhungern lassen. Es wäre seiner würdig. Ich habe nichts Besseres von ihm zu erwarten. Ich muß ihm sogar danken, wenn er die Qual meines durch ihn vergifteten Lebens abkürzt."

„O mein Bruder, tapferes deutsches Blut, warum kommst du deiner unglücklichen Schwester nicht zu Hülfe? O Vater, reicher und ruhmvoller Günst-

ling des Königs, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht, sieh aus deinem Himmel nieder auf deine lebendig begrabene Tochter! Stolzer König selber, in dessen Gebiet man solche Verbrechen an mir begehen kann, erinnere dich, daß du nicht allmächtig, noch allwissend bist."

„Er kommt noch nicht. — Ich werde sterben. Ich werde euch wiedersehen, meine Kinder, die längst die Welle des Meeres verschlungen hat, ach, besser für euch, als wenn euch die Wogen des Menschenmeeres noch trügen und ihr der Sünde anheim fielt, der zu entfliehen noch Wonne ist mitten im Elend des Hungertodes."

„Er kommt noch nicht. Gott verzeihe ihm, ich kann ihm nicht verzeihen. Der Hunger trocknet und brennt wie die Hölle, die ihm —"

„Noch einen Tag später. Ich habe ausgekämpft und will ihm verzeihen, um den Frieden meiner Kinder im Himmel nicht zu stören."

„Gnade mir Armen, o Jesu, Maria."

Elftes Capitel.

Nachdem Florestin die letzten Worte seiner unglücklichen Mutter gelesen und sich ausgeweint hatte, überwand er seinen Schmerz und brachte den Sarg und das theure Vermächtniß der Handschrift hinab in den Kahn, betrachtete noch einmal mit Entsetzen den schauerlichen Felsenabgrund, in welchem er und seine verlorene Schwester geboren worden waren, und kehrte mit freierem Herzen in die offene See zurück, deren Wellen die Mutter zu ihrem späten Grabe trugen.

Auf dem Kirchhofe zu Salerno wurde sie unter großem Zulauf von Menschen, die das ungewohnte Schauspiel herbeizog und bei denen dunkle Gerüchte über die Herkunft des Sarges umhergingen, während Florestin nur die Ortsgeistlichkeit mit dem Geheimniß vertraut gemacht hatte, in geweihter Erde mit allen üblichen Feierlichkeiten der Kirche bestattet und daneben ein Oleander gepflanzt, der einst dem Grabhügel Schatten geben sollte.

Florestin verweilte noch einen Monat in Salerno, um täglich am Grabe der Mutter zu beten und in der Kirche für die Seele seines Vaters Messe zu lesen.

Als er dem Bedürfniß seines kindlichen Herzens

durch diese frommen Opfer Genüge geleistet hatte, schloß er den kleinen Guido in seine Arme und sagte: Alle sind mir gestorben, die ich liebte. Du allein bist mir übrig, der du eine unglückliche Mutter hattest, wie ich. Gott mache dich glücklicher, als ich es war, aber schenke dir den Frieden, den ich dennoch in meiner Seele trotz allem Elend davon trage. Lob und Preis der heiligen Religion, die solchen Frieden zu gewähren vermag und zu deren Segnungen ich dich, mein Kind, auferziehen will.

Er ergriff des Knaben Hand und trat ans Ufer des schönen Golfs: So will ich denn Alles hinter mir lassen und Christo nachfolgen. Dieses alte, blutige, trümmervolle Europa wird mein Fuß bald zum letztenmal betreten und dir will ich mich anvertrauen, großes, unsicheres, schreckliches Meer, bis ich die neue Erde gefunden habe. Hinter mir liegt Alles in Todesnacht begraben, aber vor mir der Morgen eines neuen Lebens. Ich werde den Heiden das Evangelium bringen, in den Waldwüsten von Südamerika Missionen gründen und die rohen Kinder der Natur zum erstenmal zum Altar führen. Süßer, reiner apostolischer Beruf, laß mich in dir die ganze Seligkeit der ersten Christen wiederfinden!

Da er durch die Rückkehr nach Neapel seinen kindlichen Schmerz nicht erneuern wollte und das Meer zwischen Calabrien und Sicilien mit lateinischen

Segeln bedeckt war, gelang es ihm leicht, sich von Salerno aus auf einer Fischerbarke nach Palermo übersetzen zu lassen. Zwischen hier und Cadix war durch die spanische Herrschaft eine lebhafte Verbindung; er gelangte daher bald in den letztern Hafen, wo er einen Westindienfahrer fand, der ihn mit seinem Knaben an einem heitern Morgen vom europäischen Festlande hinwegtrug.

Als die letzten Bergspitzen unter dem Horizonte verschwunden waren und Florestin nichts mehr um sich sah als das unermeßliche Meer und über sich den Himmel, war ihm zu Muthe, als habe er schon die Erde selbst verlassen und bewege sich im leeren Raume zwischen ihr und dem Himmel. Ein eigenthümliches Gefühl des Freigewordenseins von einer ungeheuern Last hob seine Brust, obgleich er sich wohl bewußt war, noch nicht einmal sein irdisches, geschweige das himmlische Ziel erreicht zu haben.

Sie bestanden glücklich einen Sturm und überschifften die Linie. Jenseits derselben wies Florestin dem in seinen Armen ruhenden Knaben, wie nunmehr die Sonne im Norden stand und die Schatten nach Süden fielen.

In einer zauberischen Nacht erblickten sie zum erstenmal das südliche Kreuz, das schöne Gestirn der andern Hemisphäre und ihm gegenüber tief am nördlichen Himmel die ungeheure Scheibe des Mondes,

so purpurroth, als ob er alles Blut des dreißigjährigen Krieges von der Erde aufgesogen hätte, über der er schwebte.

Da wandte sich Florestin von dem blutenden Gespenst des Nordens hoffnungsvoll und in seliger Beruhigung zu dem heiligen Zeichen der fünf strahlenden Lichter im Süden und es sang in seinem Innern:

Zur wunderbaren Ferne
Der Ruf des Herrn dich zieht,
Da wo das Kreuz der Sterne
Im tiefen Süden glüht.

Die lichten Wogen steigen
Und fallen schwarz und schwer.
Was du genannt dein eigen,
Verschlungen hat's das Meer.

Doch wolle nimmer klagen
Ueber der Erde Schmerz,
Das Kreuz hat dich getragen
Und hob dich himmelwärts.

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Mittlerweile lebte Rosalie auf dem Schlosse der Ardennen herrlich und in Freuden.

Ihr sehnlichster Wunsch war erfüllt. Sie hatte einen Sohn geboren, der in Fülle der Gesundheit und lieblicher Unschuld an ihrem Busen lächelte, so daß der glückliche Vater sich nur ungern, wenn Geschäfte ihn abriefen, von der schönen Gruppe trennte.

Der Tag ihres ersten Kirchganges kam heran. Es war ein klarer Sonntagmorgen im Mai. Die Sonne grüßte warm durchs Fenster, die ganze Natur lachte die frohe Mutter an. Die Glocken riefen sie mit einem ganz eigenthümlichen Tone, wie sie ihn nie vorher gehört zu haben glaubte, zur Kirche. Schön

geputzt ging sie an der Seite des Gatten zu Fuß, gefolgt von den Dienern des Hauses, durch das Dorf, wo lauter muntere Gesichter sie begrüßten und viele Glückwünsche auf ihren Pfad gestreut wurden. Manche Mutter trug ihr ein Kind auf den Armen entgegen, das die Dame theilnehmend und liebkosend streichelte. Auf dem Kirchendache hatten Störche ihr breites Nest gebaut und Schwalben flogen mit lautem Gezwitscher ab und zu. In den Blütenbäumen vor der Kirchthür wühlten summende Bienenschwärme. Selbst die rauhe Nessel, die aus dem Schatten der Kirchhofsmauer hervortrat, umtändelten großaugige Falter. Der warme Mai umlagerte die alterthümliche Kirche und schien in ihr kühles Heiligthum selbst hineindringen zu wollen.

Rosalie verrichtete ihr Dankgebet in der Kirche mit einer lange nicht empfundenen Andacht. Im vollen Bewußtsein ihres mütterlichen Glückes zweifelte sie nicht im mindesten mehr an ihrer Berechtigung, dasselbe zu genießen, und die nonnenhafte Gewissensangst, von der sie bisher noch hin und wieder heimlich beschlichen worden war, schien gänzlich aus ihrer Seele gewichen zu sein. Wenn noch irgend etwas Befremdliches für sie in dieser kirchlichen Feier lag, so war es nur die katholische Umgebung, denn ihr Gefühl war in diesem Augenblicke wieder entschieden protestantisch. Nur unter dieser Bedingung konnte sie sich ihres Mutter-

glückes freuen; als Katholikin hätte sie es sich wegen ihrer unerlaubten Flucht aus dem Kloster nicht einmal verzeihen können. Aber wie sicher sie auch ihrer Sache war, konnte sie doch das Auge des schlichten und sogar ein wenig beschränkten Landpfarrers nicht aushalten, als dasselbe beim Segen wohlwollend auf ihr ruhte. Es kam ihr vor, als verdiene sie seinen Segen nicht, weil er ihr ihn nicht ertheilt haben würde, wenn er gewußt hätte, was sie früher gewesen sei. Aber ihr zweiter Gedanke war: Es ist ja nichts daran gelegen. Und ihr dritter: Du solltest doch lieber wieder unter Protestanten sein, denn es ist doch hier etwas, was dich genirt und nach Umständen sogar beschämt.

Diese Eindrücke verloren sich wieder, als sie aus der Kirche ins Schloß zurückgekehrt war und der geputzten Wärterin das geliebte Kind abnahm, welches mit den feinsten Spitzen herausgeputzt durch einen grünen Schleier gegen die heißer brennende Mittagssonne geschützt worden war. Entzückt deckte sie den Schleier auf, küßte das schöne Kind und lächelte den Gatten an.

An der Mittagstafel nahmen mehre Freunde und Nachbarn Theil, deren heitere Stimmung die Freude der Eltern noch erhöhte. Rosalie verließ die Gesellschaft nur, um in ihrem eleganten Schlafzimmer, dessen Fenstervorhänge niedergelassen waren, der süßen Mutterpflicht zu genügen, denn es war ihr größter

Stolz, ihr Kind selbst zu stillen. Sie fühlte sich dazu hinreichend kräftig und gesund und damals war es auch unter den Damen von Range noch nicht so allgemeine Sitte, die Kinder rohen Ammen anzuvertrauen, wie ein Jahrhundert später.

Ein alter Bettler, der vor dem Hause die reichlich empfangene Gabe verzehrte, machte gegen die Wärterin einige Bemerkungen über das schöne Kind.

Was so ein adeliges Würmchen, sagte er, doch viele Umstände macht, wie es gleich in Sammet, Seide und Spitzen gewickelt wird, wie die Mutter Gottes und alle Heiligen herbeispringen müssen, es zu segnen und ihm alle Tugenden und Vortheile beizubringen, durch die man in der Christenheit vorwärts kommt; wie der Ritterdegen schon an seiner Wiege liegt, ehe es laufen kann, um seine angeborenen Vorrechte zu vertheidigen, und die Unterthanen selber den Beutel mit Geld füllen, der ihm unter das Köpfchen gelegt wird, ehe es rechnen kann. Verdammte Einrichtung in der Welt, daß es Einigen so gut geht und wir Anderen erbärmliche Hungerleider und Schufte bleiben müssen.

Beneidet doch das unschuldige Kind nicht, sagte die Wärterin gutmüthig.

Pah, brummte der Bettler halblaut, ist auch das Kind unschuldig, so verdient es doch sein Glück nicht wegen der Mutter.

Was habt Ihr gegen die Mutter? rief die Wärterin voll Unwillen. Meine gnädige Frau ist die Liebe, Güte und Tugend selbst. Hütet Euch wohl, sie zu lästern, oder Ihr dürftet Euch nimmer in diesem Dorfe, wo sie angebetet wird, blicken lassen.

Beruhigt Euch, sagte der Bettler. Ich bin ein wenig mürrischer Natur. Ihr habt Recht, sie ist ein Engel — der eigentlich nie hätte aus dem Himmel auf diese niedere Erde herabkommen sollen, setzte er hämisch hinzu.

Als Liancourt nach der Mahlzeit mit seinen Gästen heraustrat, fiel ihm das fremde Gesicht des alten Bettlers auf, der sich ihm mit vieler Devotion näherte und um eine kleine Audienz unter vier Augen bat. In dieser eröffnete er ihm, er sei ein Wallone und alter Bergmann, welcher früher unter anderm auch im Harz gearbeitet habe und vom ersten Gatten seiner nunmehrigen Gemahlin wegen allerlei Unzuträglichkeiten entlassen worden sei. Gleiches Schicksal habe er zuletzt auch in den Bergwerken seiner Heimat bei Lüttich gehabt und müsse nun betteln. Vielleicht werde in dem Herzen seiner Gemahlin, da sie ja ehemals eine Nonne gewesen sei, noch so viel erbarmende Liebe wohnen, daß er in seinem Alter vielleicht auf ihren Gütern ein Ruheplätzchen finden könne.

Liancourt sah ihn finster an, besann sich und räumte ihm unter der Bedingung, daß er von der

Herkunft seiner Gemahlin schweige und sich ihr auch niemals zu erkennen gebe, eine abgelegene Fischerhütte am Ufer der Oise ein.

Zweites Capitel.

Am andern Morgen lehnte sich Liancourt mit Rosalien schon früh aus dem Fenster ihres Schlafzimmers in die Pracht und Fülle der weißen Blüten hinaus, die an den Zweigen naher Obstbäume dicht über das Fenster herabhängen. Der Tag war ebenso klar und warm, wie der gestrige, und die ganze Natur athmete Wonne. Die liebenden Gatten blickten einander an, lächelten in heller Freude, küßten sich und sahen wieder hinaus in die Dämmerung des zarten Blütengewölbes, dessen Honigduft sie in vollen Zügen einathmeten.

Indem Rosalie sich seitwärts wendete, betrachtete Liancourt ihren vom Nachtgewand halbentblößten Nacken und zog den nächsten Blütenzweig herbei, um ihren klaren Teint damit zu vergleichen. Da flog eine Biene aus dem Zweige, in dem sie verborgen gewesen war, plötzlich heraus und Rosalie fuhr mit einem kleinen Schrei zurück. Liancourt ließ geschwind den

Zweig wieder fahren, hielt Rosalie in seinen Armen auf und verscheuchte den kleinen summenden Nebenbuhler, der sie zum Glück nicht verletzt hatte. Beide lachten, schlossen aber das Fenster zu und sahen nach dem Kinde, das in der Wiege eben erwacht war und stumm lächelte. Rosalie nahm es an ihre Brust.

Sollte man nicht, sagte Liancourt, indem er sich der Mutter und dem Kinde gegenübersetzte, die Natur für das Heiligste halten, da sie allezeit ihre Wunder thut und uns selig macht, ohne sich um die vielen Religionen zu bekümmern, über die wir uns streiten? Das Wunder, wodurch liebenden Eltern der süße Anblick des ersten Kindes gewährt wird, hat die Natur schon unter den Heiden vollbracht und vollbringt sie unter den Ketzern wie unter den Rechtgläubigen. Faßte man nur das schöne Gesetz der Natur nicht grob materiell, sondern mit einer sittlichen Weihe auf, so könnte man, meine ich, darüber ohne Schaden alle Offenbarungen entbehren.

Du scheinst mir, sagte Rosalie, doch etwas sehr Wichtiges außer Acht zu lassen, nämlich das Unglück. Wenn unserem Kleinen, was Gott verhüten wolle, etwas Schlimmes zustieße, zu wem sollten wir denn beten? Doch nicht zur Natur?

Du hast Recht, erwiderte Liancourt, aber ich bin auch nicht gemeint, das höchste alliebende Wesen zu

leugnen, dem wir kindlich vertrauen. Nur wünschte ich, daß der Glaube an diese ewige Liebe in Einklang gebracht würde mit den Rechten der Natur, und habe keinen Glauben an die Kirchensatzungen, die so oft in diese Rechte eingreifen und so hart und grausam zerstören, was die Natur nach dem Willen Gottes so wohl geschaffen und geordnet hat, oder, wie die unbarmherzigen Klostergelübde, die Herzen trennen, die Gott für einander geschaffen hat. Dagegen wirst du doch nichts einzuwenden haben?

Nein, Liancourt, antwortete Rosalie, indem sie heiter zu ihm hinüber lächelte. Die reine Freude, die mir dieses Kind gewährt, kann mir kein Kirchenglaube mehr verbittern. Wenn das nur Natur ist, so halte ich auch die Natur für heilig. Aber ich glaube, es ist mehr als Natur. Denn es ist ja eine unsterbliche Seele, der wir in diesem holden Knaben das Dasein gaben.

Des Nachmittags fand sich Frau von Brissac, eine noch junge Nachbarin, die auch den Tag zuvor ihrem Kirchgangfeste beigewohnt hatte, wieder bei ihr ein, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und wenige Stunden später kam auch ihr Gemahl, ein feingebildeter französischer Edelmann, wie Liancourt, und nur um wenige Jahre jünger.

Man setzte sich in den Garten und bewunderte den herrlichen Frühlingstag. Da kam Liancourt un-

vermerkt auf den Gegenstand zurück, über den er am Morgen mit Rosalien gesprochen hatte.

Auch Frau von Brissac war eine enthusiastische Freundin der Natur und ihr Gemahl bemühte sich, nicht hinter ihrem Geschmack zurückzubleiben. Sie hatte inzwischen noch keine klare Vorstellung von der Natur in ihrer eigentlichen Größe und Tiefe, sie faßte das Natürliche vielmehr nur im Sinne der Schäferpoesie als Gegensatz gegen die Unnatur der Civilisation und des Hoflebens auf.

Sollten wir nicht, sagte sie zu Rosalie, in diesem idyllischen Thale ein kleines Arkadien errichten? Wenigstens den Mai über in einem Hüttchen still und ländlich mit aufgeschürzten Kleidern unter Schäfchen mit rosenfarbenen Bändern à la bergère leben und den Amint oder Pastor Fido aufführen?

Du bedenkst nicht, bemerkte Rosalie, daß diese Schäfereien nur innerhalb großer Residenzen und mitten im Winter am Platze sind, um durch ein liebliches Spiel der Phantasie die Abwesenheit der Natur zu ersetzen. Aber hier haben wir ja schon Natur genug.

Gleichwol, erwiderte die Dame von Brissac, könnte es nicht schaden, wenn unsere Bauermädchen etwas arkadischer würden und wenigstens ihre plumpen, abscheulich klappernden Holzschuhe mit eleganten Sandalen vertauschten.

Ich bin Ihrer Meinung, sagte Liancourt. Die

Mode der Schäfereien würde nicht aufgekommen sein, wenn sie nicht einem Zeitbedürfniß entspräche. Dieses ist aber von doppelter Art. Es handelt sich nicht blos darum, die Unnatur der höhern Gesellschaft durch einen Rückgriff in die schöne Natureinfachheit zu neutralisiren, sondern auch um Veredelung der zu tief ins Gemeine hinabgesunkenen Wirklichkeit der ländlichen Existenz. Denn in dem Maße, in welchem die Städte sich von der Natur entfernt haben, ist das Land mit seiner ihm treu gebliebenen Natürlichkeit immer mehr ins Grobe und Cynische gerathen.

Brissac fügte hinzu: Unsere Jäger, Schäfer und sonderlich die Gebirgsbewohner bewahren, je weiter von den großen Städten fern, neben vielem geheimen Wissen von den Naturkräften auch eine edlere Haltung und kleidsamere Tracht. Das Rohwerden des Landvolkes geht immer von Städten aus und es ist, als würde ihm der feinere Geist auf zauberische Weise durch die Dichter ausgezogen, um ihn ausschließlich in Schäferspielen und Balletten aufzubewahren.

Drittes Capitel.

Es bleibt immer sehr merkwürdig, fing Liancourt wieder an, daß überhaupt in unseren Zeiten die Natur wieder so sehr zu Ehren kommt. Im Mittelalter hat man sie verachtet, überall einen dämonischen Einfluß in ihren unschuldigsten Kräften gewittert und so weit sie sich im Menschen selbst wirksam zeigt, sie als das sogenannte Fleischliche schlechthin verdammt. Daher auch die geringe Aufmerksamkeit, die man den Erscheinungen dieser großen von Gott geschaffenen Natur und ihren reichen Kräften widmete. Das ist nun Alles anders geworden. Während im wunderbaren Deutschland ein Mönch die durch den Cölibat getrennten und in Einsamkeit gefesselten Geschlechter wieder zu ihrem natürlichen Wechselverhältniß zurückführte und in ihr uraltes und unveräußerliches Recht der Vereinigung wieder einsetzte und in dieser Beziehung der menschlichen Natur wieder zu ihrem alten Ansehen verhalf, ist auch die äußere Natur, in welcher der Mensch lebt, in ein neues Licht getreten und sind die Wunder ihrer Größe dem Verständniß näher gekommen. Ein Pole hat Josua's berühmten Schlachtbefehl zum bleibenden Gesetz erhoben und die Sonne unverrückbar am Himmel festgestellt, um die Planeten

ihren schönverschlungenen Reigen um sie tanzen zu lassen, und durch die natürliche Voraussetzung, daß alle Sterne solche Sonnen seien, ist das niedere Zelt oder Gewölbe, das man sich ehedem über die Erde gebreitet dachte, zu einem unermeßlichen Raume voller Welten geworden, zu dem sich unsere Erde wie ein Sandkorn zum Meere verhält. Seit der Entdeckung Amerikas und Umschiffung der ganzen Erde hat auch unsere irdische Natur der Betrachtung ganz neue Seiten dargeboten und kaum reicht unsere Vorstellung vom engen Paradiese noch aus, um die unermeßliche Pflanzenwelt jenseits der Meere, und von der Arche Noä, um die Millionen lebendiger Creaturen zu übersehen, deren phantastische Gestalten uns überall in der neuen Welt entgegentreten. In diesem Garten selbst sehen Sie einige Boten des fremden überreichen Frühlings. Ich hoffe, die rauhere Erde des alten Europa wird sich bald mit dem Blütenschmuck der beiden Indien bedecken.

Brissac fiel ein: Als ein passionirter Landwirth habe ich mir gleichfalls schon meine Gedanken darüber gemacht, ob man nicht einmal ganze Länder behandeln könnte, wie wir mit besonderer Liebe und Sorgfalt ein Stück Gartenland behandeln, und ob wir so durch Uebersiedelung der schönen Vegetation fremder Welttheile nicht auch unsere alte Heimat unvermerkt zum Paradiese machen könnten. Ich bin zu meiner

Belehrung vor einigen Jahren in Holland gewesen und habe mit nicht geringem Staunen gesehen, wie dort der Boden durch Canalisirung und Düngung veredelt und eine Vegetation aus ihm hervorgerufen wird, die uns unter unserm grauen Himmel feenhaft erscheint und die wirklich aus einer andern Welt ist. Man hat mir die mehlreiche Knollenwurzel einer Gattung von Solanum, man hat mir die riesengroßen Aehren des Mais und noch vielerlei wunderliche Früchte, Bohnen und Körner gezeigt, die zur Nahrung, Würze oder Heilung dienen und für die europäischen Bevölkerungen von unberechenbarem Werthe sein sollen. Auf der andern Seite rühmen die Holländer, wie sie gegen die Pflanzen der andern Hemisphäre die Thiere der unsern vertauschen, so daß in ewiger Wanderung auf dem Weltmeere uns die Früchte und Sämereien der neuen Welt und dieser dagegen die europäischen Hausthiere zugeführt werden.

So wäre es also, sagte Frau von Brissac lachend, so wäre es Pan, der mit seinen Hirten und Heerden die neue Welt, und auf der andern Seite Flora, die mit ihren blumengeschmückten Nymphen das alte Europa eroberte und deren siegreiche Heereszüge sich im Reiche Neptuns begegnen. Schade, daß man dieses Sujet noch nicht gemalt oder im Ballet dargestellt hat.

Aber mein Gott, fiel hier Liancourt ein, haben wir denn nicht der Allegorien schon genug in unserer

Malerei und in unseren Festen, Opern und Balletten und lassen sie nicht immer das Gefühl kalt?

Sehr wahr, sagte Herr von Brissac, ich habe nie begreifen können, wie man die Natur noch in allegorischen Bildern hat auffassen mögen, da sie ja selbst ihre Bilder hat? Wie man z. B. einen langweiligen Flußgott mit Schilfhaaren und einem Kruge malen mag, da man ja nur den Fluß mit seinem lebendigen Wasser und seinen Ufern selber zu malen braucht.

Ihr seid nicht klug, rief Frau von Brissac lebhaft, oder ihr Männer versteht das feine weibliche Gefühl nicht. Die Allegorie ist nichts so Ueberflüssiges oder Geistloses, als was ihr gern daraus machen möchtet. Sie sucht überall das Menschliche, sie will auch leblose Dinge gern im menschlichen Bilde sehen. Sie strebt also nach etwas Höherem. Es liegt ihr ein tiefes und ursprünglich gewiß sehr poetisches Bedürfniß der Anthropomorphose zu Grunde, das ihr uns Frauen werdet lassen müssen.

Liancourt küßte der Frau von Brissac die Hand, ohne daß die um Vieles schönere Rosalie darüber eifersüchtig wurde, und sagte: Sie beschämen uns. Ich fühle, daß Sie in Ihrem Rechte sind. Und überhaupt, lieber Brissac, sollten wir Männer uns unserer kritischen Gaben nicht zu sehr überheben. Ich habe schon öfter mit Beschämung erkannt, daß, wenn wir unserer Sache ganz gewiß zu sein glaubten und

mit einer Art von Verachtung auf jedes abweichende Urtheil herunterblickten, uns irgend eine kleine liebenswürdige Frau mit einem einfachen Worte völlig das Concept verrückt hat.

Aber bei alledem, sagte der minder galante Herr von Brissac, hat die Allegorie etwas Langweiliges für mich und ich lobe mir die Niederländer, welche in ihren Bildern die Natur ganz einfach, meinetwegen auch niedrig auffassen, wie sie eben ist. Man hat dann doch die Wahrheit, und das ist die Hauptsache.

Geh mir doch mit den abscheulichen holländischen Bauernstuben und Küchenstücken, rief Frau von Brissac, sie beweisen ja gerade nur, welch ungeheurer Widerspruch zwischen der Naturwahrheit, deren Triumph sie sind, und der Schönheit besteht, die ihnen mangelt.

Viertes Capitel.

Fassen Sie, sagte Liancourt, die neue Landschaftsmalerei doch nicht blos von diesem ästhetischen Gesichtspunkte, sondern von einem allgemeinern auf und erwägen Sie, in welchem Zusammenhange sie mit dem großen Entwickelungsgange der Bildung überhaupt

steht. Würde sie wol je aufgekommen sein, wenn sie nicht gleichfalls, wie so vieles Andere, wovon wir schon gesprochen haben, der Ausdruck jenes mächtigen Zuges zur Natur wäre, der in unserer Zeit liegt? Diese Lust an Landschaften, Seestücken, Genrebildern, Thier-, Frucht-, Blumenstücken und Stillleben, was ist sie anders als Lust an der Natur überhaupt? Diese Lust war im Mittelalter unbekannt, in dem man nichts als Heilige malte und das innere Seelenleben zur bildlichen Anschauung zu bringen trachtete. Sie ist erst vor Kurzem mit ihrer ganzen unwiderstehlichen Dringlichkeit erwacht.

Aber, fügte Frau von Brissac hinzu, sie hat bald etwas Uebermüthiges und Trotziges angenommen und ist sich bewußt, das ältere Reich der Kunst, die Traumwelt schöner Seelen zu zerstören.

Diese Keckheit, bemerkte Liancourt, tritt allerdings bei den Niederländern hervor und zwar vor Allen bei ihrem großen Meister, dem erst kürzlich in Antwerpen verstorbenen Rubens. Doch ist es ein vorzüglicher Uebermuth gesunder Kraftfülle, es liegt darin nichts Feindseliges gegen die Religion, wie denn dieser Maler auch heilige Gegenstände zum Theil mit mehr Andacht gemalt hat, als mancher der neueren Italiener. Denn in Italien macht sich das Naturbedürfniß mitten in der Kirche selbst in einer nicht eben löblichen Koketterie Luft, indem die Maler sich

immer mehr gewöhnen, der geistigen Schwärmerei den Ausdruck der sinnlichen zu verleihen.

Zufällig kam der Pfarrer des Ortes in Begleitung eines andern benachbarten Geistlichen dem herrschaftlichen Garten vorüber. Man grüßte sich und die beiden schwarzen Herren wurden freundlich eingeladen, hereinzutreten. Der französische Adel pflegte sich damals in Gesellschaft von Geistlichen, unter denen schon viele aufgeklärte zu finden waren, nicht zu geniren. Man ließ sich also auch in dem bisherigen Gange des Gespräches nicht unterbrechen, sondern veranlaßte die Neuangekommenen, sich auch ihrerseits dabei zu betheiligen.

Aber an dem fremden Geistlichen, Père Robin, fanden die Naturfreunde unerwartet einen scharfen Widersacher.

Schon seine erste Frage schlug die Damen aus dem Felde. Meinen Sie denn, frug er, daß ich ein Cölibatär sein könnte, wenn ich auch nur den geringsten Respect vor der Natur hätte? Aber, nicht wahr, fuhr er fort, es kommt auf mich und meinesgleichen nicht an? Unsere Unnatur hat sich überlebt und man erübrigt uns? Ich miskenne allerdings nicht die Bedeutung und die Macht der neuerwachten Naturliebe, sie hat sich schon, ohne daß man sich es immer eingestehen wollte, in der deutschen Reformation Luft gemacht, indem die Emancipation des Fleisches vom

ewigen Keuschheitsgelübde und das Rachegefühl der beleidigten deutschen Race gegenüber den Romanen den wesentlichsten Antheil daran gehabt haben. Seitdem ist man auch auf katholischer Seite der Natur nachgelaufen und Wissenschaft und Kunst beziehen sich vorzugsweise jetzt auf sie. Man müßte blind sein, wenn man von dem neuen Drange zur Natur nicht noch große Wirkungen und Erfolge in der Weltgeschichte voraussehen wollte. Die Kirche muß und wird dadurch mächtig erschüttert werden. Aber ihr täuscht euch, wenn ihr glaubt, daß auf diesem Wege irgend ein Heil für die Menschheit gefunden werden könne, oder daß sie überhaupt auf diesem Wege fortwandeln könne. Ihr blickt wol nicht so tief in die Herzen des gemeinen Volkes, wie uns Beichtvätern dazu Gelegenheit gegeben ist. Erlaubt mir, daß ich euch darauf aufmerksam mache, auf welche rohe, ja ich darf sagen dämonische Weise die Natur im Volke durchbricht, wenn sie nicht durch Mittel der heiligen Kirche wie ein wildes Thier gezähmt und gebändigt ist. Dort versteht man nichts von eurer arkadischen Auffassung der schönen Natur. Dort ist es unmöglich, die zarten Blüten der Empfindung am goldenen Faden sittlicher Grazie aufzureihen. Nur zwei Triebe herrschen im angeborenen Naturell der Völker vor, bei den romanischen Stämmen des Südens die Sinnlichkeit, die Lust des augenblicklichen Genusses, bei den

germanischen des Nordens der Thätigkeitstrieb und die Gier nach kräftigem Erwerbe. Es wird daher nicht fehlen, daß einst bei diesen das Fleisch, bei jenen das Gold den reelsten Cultus in Anspruch nehmen wird. Denn das germanische Nützlichkeitsprincip, welches die Natur ausschließlich für den Erwerb ausbeutet und sich prosaisch an die Wirklichkeit hält, hinter der die ewigen Dinge in immer dunkler werdender Erinnerung verschwinden, ist seinem Wesen nach ebenso gottlos, wie die aus uraltem Heidenthum fortgepflanzte Wollust der Romanen. Zwar wird man sich den tiefen Fall der Menschheit unter die Herrschaft der Naturtriebe eine zeitlang zu verhehlen suchen. Man wird heuchlerisch der Kirche noch huldigen, oder sie zu Staatszwecken benutzen. Man wird endlich, wenn man die Kirche aufgibt, sich noch an das Sittengesetz klammern, aber ebenso heuchlerisch und ebenso blos aus Berechnung, bis die Massen sich auch dieses letzten moralischen Zwanges entschlagen und die wilden Naturtriebe Alles überwuchern werden. Dann wird sich die tiefinnerste Gemeinheit der menschlichen Natur offenbaren, wie sie überall ist, wo sie von Gott sich abkehrt. Dann wird kein täuschender Schein von ästhetischer Schönheit oder politischer Berechtigung ihre dämonische Häßlichkeit mehr verhüllen. Aber eine so schauerliche Katastrophe wird nothwendig sein, um die Menschheit von ihrem Irrwege in die teuf-

lischen Abgründe der Natur zu ihrem bessern gottverwandten Selbst und aus dem neuen Heidenthum zur Kirche zurückzuführen.

Fünftes Capitel.

Vergebt mir, ehrwürdiger Vater, sagte Liancourt, aber es scheint mir, als ob Ihr die beiden extremen Seiten der Frage allzu ausschließlich hervorhöbt und deshalb ein gewisses Gleichmaß zwischen den kirchlichen und den natürlichen Anforderungen nicht gelten lassen wolltet, wie wenn dasselbe nicht nöthig oder überhaupt nicht möglich wäre.

Ob die heilige Kirche, antwortete Robin, den natürlichen Anforderungen der Menschen genüge, darüber fragt nur unsere Gegner, die es uns oft genug zum schwersten Vorwurf gemacht haben, daß wir in der Beichte nicht strenger seien. Man sagte, wir ließen der Natur viel zu sehr den freien Lauf. Hatten doch aus Unwillen darüber die Hussiten den tollen Einfall, alle Sünden und Menschlichkeiten in der Welt ausrotten und auf ewige Zeiten durch Tugend und Gerechtigkeit ersetzen zu wollen. Dort im Rigorismus der Ketzer liegt das Extrem, nicht in unserer mütter-

lichen und gnadenreichen Kirche. Ich maße mir an, zu behaupten, daß nur die Kirche das richtige Maß zwischen Zulassung des Natürlichen und Beherrschung desselben durch die höchste und heiligste Kraft des Geistes einhält und daß, sobald diese richtige Mitte verlassen wird, die Menschheit unausbleiblich in die Alternative geräth, entweder eines sittlichen Terrorismus, der alles Naturrecht zerstört, oder einer heidnischen Naturvergötterung, welche die unsterbliche Seele im Fleische erstickt.

Ihr habt von der gnadenreichen Mutter gesprochen, fiel Rosalie ein, indem sie zu dem geistlichen Redner aufblickte. Und doch hat die Kirche strenge Verbote und grausame Strafen.

Ja gewiß, antwortete Robin, aber allezeit nur, um die unsterbliche Seele zu retten.

Rosalie wollte, von unwillkürlichem Unwillen überrascht, eine starke Gegenbemerkung machen, besann sich aber plötzlich, daß sie sich in einem katholischen Lande befinde. Es war ihr daher nicht unangenehm, daß man auf andere Dinge zu reden kam und die geistlichen Herren sich am Ende wieder entfernten.

Ein neues eigenthümliches Leben kam in die Unterhaltung des gastlichen Schlosses von l'Echelle, als Herr von Ravenel, Liancourt's Vetter, im Herbst auf längere Zeit zum Besuch kam, um der Jagd obzuliegen. Dieser schon ältere Herr war unverheirathet

und ein Sonderling. Zwar im gewöhnlichen Leben und am meisten gegen Damen liebenswürdig, wie Franzosen im vorgerückten Lebensalter zu sein pflegen, trug er doch im gelehrten Gespräch unter Männern viel Bizarrerie und Eigensinn zur Schau. Als Hugenotte der römischen Kirche abgeneigt brachte er seine Zeit abwechselnd in Frankreich und Holland zu und hatte sich mit der wetteifernden neuen Literatur beider Länder vertraut gemacht. Zu Rosaliens nicht geringem Bedauern verbiß er sich bald mit Robin dergestalt, daß sie beide, obgleich sie sich innerlich haßten, doch aus Streitlust nicht von einander lassen konnten und sich wie Liebende förmlich aufsuchten. Obgleich sie nie die Grenzen des Anstandes überschritten, so war der ländliche Frieden, der Rosalien bisher so wohl gethan hatte, doch durch diesen täglichen Hader ein wenig gestört.

Ravenel gehörte zu den entschiedensten Anhängern des Descartes, der damals in der Blüte seines Ruhmes stand und, obgleich geborener Franzose, doch im Haag lebte, weil die Freisinnigkeit seiner philosophischen Ansichten dort größere Duldung fand, als es in Paris möglich gewesen wäre. Robin hatte in seinem einsamen Dorfe nur dunkle Begriffe von der neuen Philosophie und war daher eifrig bemüht, sich durch Ravenel's eitle Auskramungen so vollständig als möglich von derselben zu unterrichten. Er kannte

Montaigne, der aber nur Zweifel aufstellte, ohne sie zu lösen, und das Unzureichende der menschlichen Erkenntniß zugibt. Es überraschte ihn daher, schon so bald einen zweiten Philosophen auftreten zu sehen, der sich über die erste Scham und Bangigkeit der aus der Kirche fliehenden Seele schon so weit hinweggesetzt hatte, um mit diabolischer Sicherheit die Verneinung in die Bejahung umzusetzen.

Ravenel verwarf mit unwillkürlich etwas hochgetragener Nase alle Offenbarung als Märchenwerk der Vorzeit, von schlauen Priestern dem dummen Volke aufgebürdet, betrachtete aber mit ebenso viel Geringschätzung die von seinem Vetter immer wieder zur Geltung gebrachte Natur und behauptete, die traumhafte Lehre der Kirche müsse ebenso gewiß, wie das sinnliche Heidenthum durch den wachen Geist überwunden werden, der erst in der Philosophie des Cartesius seiner selbst bewußt worden sei und die Menschheit von nun an für immer vom Wahne befreit habe. Fortan nämlich könne sie nicht mehr irren, weil sie ihr höchstes Gesetzbuch in sich selbst, nämlich in der Vernunft, erkannt habe, es also immer bei sich trage.

Ist es wirklich Ihr Ernst, frug Robin, den beschränkten Maßstab menschlicher Fassungskräfte an das Unendliche zu legen?

Wir Descartisten, antwortete Ravenel lachend,

wagen damit nicht mehr, als was eure Kirchenväter zu ihrer Zeit wagten, nur mit dem Unterschiede, daß diese ihren Gott mehr aus ihrer zuweilen vagen Einbildungskraft schöpften, während wir ihn durch die Denkgesetze mit ebenso viel Evidenz ermitteln, wie einen mathematischen Satz.

Somit reißt ihr, erwiderte der Pater, alle Fäden ab, durch welche der Mensch erstens mit der Kirche und dem Himmel, zweitens mit der Vergangenheit und dem ganzen großen Entwickelungsgange der Geschichte zusammenhängt und isolirt ihn völlig. Da es aber viele Menschen gibt, deren jedem ihr das Recht der Isolirung zuerkennt, so wird jeder sich seinen Gott zuschneiden, wie er mag, und jeder die Weltgeschichte von sich an neu anzufangen vermeinen.

In der That, sagte Ravenel und sah den Priester mit Befremdung an, ich begreife nicht, was es für ein Unglück wäre, wenn wir uns endlich einmal als unsterbliche und gottähnliche Geister einer Freiheit und insbesondere auch eines persönlichen Ranges bewußt würden, die uns über alle äußeren Zufälle des Glücks und des Zeitalters, dem wir angehören, hinwegsetzten. Sind wir den blos Staffagen in einem Landschaftsbilde, oder ist nicht vielmehr die Landschaft, die ganze Natur, Raum und Zeit um unsertwillen da? Ihr Priester selbst habt uns ja gelehrt, wir seien Gott ähnlich, nach dem Bilde Gottes gemacht, und doch

wollt ihr uns andererseits wieder erniedrigen und behandelt uns kindisch. Wir sind so frei, nunmehr das Göttliche in uns ernsthaft in Anspruch zu nehmen.

Sechstes Capitel.

Die Philosophie, begann Robin wieder, die euch mit so großem Stolz erfüllt, ist im Grunde genommen die nämliche, wie sie schon die gelehrten Heiden vor der christlichen Zeitrechnung ausgesonnen hatten, indem sie unter der Vielgötterei nach einer göttlichen Einheit und einem allgemeinen Centrum der Dinge suchten. Aber ich gebe zu, daß diese Philosophie, indem sie sich heute dem längstvorhandenen Christenthum zum Trotz wieder einstellt, eine tiefergehende Bedeutung hat. Sie ist jetzt nicht mehr die dunkle Ahnung einer nie von Menschen zu ergründenden, sondern nur vom Himmel herab durch Gott selbst uns zu offenbarenden Wahrheit, sondern sie ist die bewußte und ausdrückliche Verleugnung eben dieser bereits geoffenbarten Wahrheit. Sie kann sich daher auch nur geltend machen, wenn ihr ein tiefes Verderben der Zeit, eine große Abschwächung und Ermattung Derer,

die der Wahrheit anhängen, und ein frecher Uebermuth ihrer Feinde zur Seite steht.

Aber Sie hören ja, fiel Ravenel unwillig ein, wie bei uns gerade die reinere Sitte hervortritt und alles Menschliche sich veredelt, eben weil wir die Vernunft in allen Dingen zum höchsten Gesetz erheben. Sie werden doch unser reines Streben nicht mit der Rohheit und Sinnlichkeit der heutigen, durch die Religionskriege verwilderten Generation verwechseln?

Nicht doch, erwiderte Robin, aber das Princip, von dem Sie ausgehen, ist der Nadir der Tiefe, der dem Zenith des Himmels in der Höhe geradezu entgegensteht. Das ego, welches ihr Cartesianer in dem Satz cogito, ergo sum zu Gott Vater dem Schöpfer macht, dessen Vernunft ihr zum alleinigen Heiland macht und in dessen Gedanken ihr ausschließlich den heiligen Geist verehrt, dieses ego ist der Erbfeind Gottes, das eigentliche Böse im Menschen. Wenn ihr, noch erzogen im Segen der Kirche, auf dieses euer ego noch die Tugenden übertragt, die ihr der Kirche verdankt, und sie noch gleichsam unschuldigerweise nur eurem eigenen Verdienste zuschreibt, und wenn sonach Das, was euch eure Vernunft befiehlt, einstweilen noch nicht viel abweicht von den sittlichen Geboten der Kirche, so habt ihr doch jedem Andern, der minder edel denkt und fühlt als ihr, das Recht zuerkannt, seine platten Gedanken oder gar seinen

bösen Willen nun gleichfalls für Vernunftgesetze zu erklären. Ihr habt in jenem unglücklichen Selbstbestimmungsrecht des ego die Büchse der Pandora geöffnet, aus der alle Uebel kommen werden.

Man wird, sagte Ravenel, künftig nach Ueberzeugung handeln und das ist mehr werth, als in blindem Glauben handeln. Man wird aus Ueberzeugung sich bessern, während man unter der Herrschaft des Glaubens frisch weg in der Hoffnung sündigte, doch von euch Herren ziemlich leicht absolvirt zu werden.

Im Gegentheil, antwortete Robin, Jeder wird sein Gelüsten als seine Ueberzeugung geltend machen und keiner fremden bessern Ueberzeugung mehr folgen wollen. Man wird nach dem äußern weltlichen Gesetze gehorchen, weil man die Strafe fürchtet, in allem Uebrigen aber nur thun, was der Mensch will, nicht mehr was Gott will, und es dürften Zeiten kommen, in welchen das weltliche Gesetz selbst dem Unsinn vermeinter Vernunfthelden wird weichen müssen. Das neue Princip Descartes' wird ohne Zweifel in den philosophischen Schulen weiter entwickelt werden. Die Vernunft wird, wenn ich so sagen darf, ihre Kirchenväter und Scholastiker finden, wie der Glaube. Aber weil der Glaube für Alle gilt, die Vernunft dagegen von vorn herein sich als ein individuelles Recht proclamirt, so werden die Denker nie einig, so werden die vielerlei

Secten, die für die Kirche nur Ausnahmen waren, für die Philosophie zur Regel selbst werden. Eine Verallgemeinerung derselben wird immer bedingt sein durch die großen Unterschiede, die in dem Naturell der Völker liegen. Bei den Stämmen des südlichen Europa wird sich die kirchenfeindliche Tendenz der Philosophie an die Sinnlichkeit anschließen und deren Flammen so heiß anfachen, bis die Kirche davon ergriffen wird. Schon wetteifern französische und italienische Dichter, den gesammten Priesterstand zu verdächtigen, als brauchten sie die christlichen Formen nur zum Deckmantel des alten Venusdienstes. In ihren überall gelesenen Gedichten und Novellen werden alle Mönche zu Satyrn, alle Nonnen zu Bacchantinnen. Aber schon mischt sich in die Lüge, die uns Priester betrifft, die Verdächtigung der Religion selbst ein, der nur noch ein kühler Gewohnheitsrespect erwiesen wird, während die eigentliche Begeisterung sich den Darstellungen des üppigen Heidenthums in Schaustücken, Bildern und Büchern zuwendet. In diese allmächtige Mode der Zeit wird bald eure Philosophie eingreifen und die Religionsverachtung bestärken durch die Lehre von der Freiheit. Anders wird sie wirken in den germanischen Racen des Nordens, sonderlich unter Lutheranern und Calvinisten. Hier findet sie schon einen geschwächten Glauben, eine schon von der Laiengewalt geplünderte und entwaffnete Kirche

vor. Hier wird ihr der Klerus keinen langen Widerstand zu leisten vermögen. Sie wird anfangs mit Moralität prunken und dadurch überall willigen Einlaß erhalten. Sie wird sich den praktischen Neigungen der Race anschließen und mit dem Nützlichkeitsprincip identificiren. Alsdann wird man in den ausgeleerten Kirchen Webstühle sehen und statt des Kirchengesanges das Schwirren von Rädern und Spulen vernehmen. Die Arbeit wird immer länger, der Lohn immer kürzer werden. Mit der Zahl der Kinder wird der Hunger wachsen und die Gottentfremdeten werden trotz alles moralischen Zuspruches den Druck der Nüchternheit und das immer gegenwärtige Gefühl des Platten und Gemeinen endlich nicht mehr ertragen können. Dann wird der Arbeiter gegen seinen Brotherrn und das Volk gegen seine armseligen Lehrer aufstehen und nach langem Hunger in frevelhaften Genüssen schwelgen, aus der langweiligsten und kleinlichsten Alltäglichkeit zu großen, aber schrecklichen Thaten übergehen. Dann erst wird die Negation alle die phantastischen Wunder entfalten, die in ihr verborgen liegen. Das Sandmeer der Gemeinheit wird aufwirbeln im glühenden Samum, dessen grobe Flammen sich alsdann mit den feineren der südlichen Sinnlichkeit vereinigen werden. Denn vom philosophischen Wahnsinne der Selbstvergötterung ergriffen wird auch der keuschere Deutsche sich nicht mehr schämen, seine Fleisch-

lichkeit zu emancipiren und die Wollust zur Religion zu erheben. Die um Gottes willen sich durch Jahrhunderte hindurch befehdeten, werden nun um des Teufels willen einander lieben und die germanische Race wird der romanischen in die Arme stürzen, um mit ihr vereint ihre Orgien über den zerstörten Altären zu feiern. Das, meine Herren, wird der schöne Ausgang eurer philosophischen Bemühungen sein. Aber nicht das Ende aller Dinge. Denn mit der Reue wird der tiefgesunkenen Menschheit der Glaube wiederkehren, die einzige Heilkraft des Geschlechtes.

Es hört sich an, als ob Sie ein Prophet wären, sagte Ravenel wegwerfend, aber Sie sprechen doch nur wie ein Priester. Es liegt in eurem Interesse, Alles an den Menschen übel zu deuten und zu verdammen, was nicht durch euch geschieht.

Robin wandte sich unwillig ab und Liancourt gab sich vergebliche Mühe, die unvereinbaren Gegensätze zu vermitteln.

Siebentes Capitel.

Der philosophische Vetter entfernte sich zum Glück wieder und Liancourt hütete sich seit dieser Zeit, Gespräche von so heikler Art in seinem gastlichen Hause

aufkommen zu lassen, was zur besondern Beruhigung Rosaliens gereichte. Ihr Kind gedieh zusehends und auch die Eltern erfreuten sich der trefflichsten Gesundheit. Ihr häusliches Glück ließ nichts zu wünschen übrig. So verging ein Jahr und Rosalie fühlte sich zum zweitenmale Mutter.

Liancourt hatte unterdeß nie verfehlt, die Veränderungen, die sich in Paris zutrugen, aus der Ferne zu beobachten, und sie hatten ihn, obgleich sie nicht zu seiner Zufriedenheit ausfielen, doch ohne Sorgen gelassen. Sein Gönner, Cardinal Richelieu, war schon im Jahre 1642 gestorben. Ein Jahr später stieg auch König Ludwig XIII. ins Grab seiner Väter hinab, für dessen unmündigen Nachfolger Ludwig XIV. der Cardinal Mazarin das Ruder der Regierung übernahm. Dieser Herr brachte neue Creaturen mit und war den Anhängern seines Vorgängers nicht hold. Auch Liancourt war in dieser Ungnade begriffen, da er sich aber bereits vom Hofe und allen Geschäften zurückgezogen hatte und in der Verborgenheit seines Landgutes lebte, glaubte er vor Verfolgungen sicher zu sein und begnügte sich, eine ansehnliche Summe Geldes in dem damals mit Frankreich befreundeten Holland anzulegen, um im Nothfall auch außerhalb der französischen Grenzen leben zu können.

Sein Misgeschick wollte, daß ihm eine Dame in die Nähe kam, welche die Aufmerksamkeit des ihm

feindlichen Cardinals lenken konnte. Diese Dame hatte sich nämlich in ihrer ersten Jugend in ihn verliebt und ihm eine Heirath so nahe gelegt, daß er derselben nur durch seine diplomatischen Reisen nach Deutschland ausgewichen war. Sie hatte unterdeß einen Andern geheirathet und war Vicomtesse von Tourcy geworden, aber ihr Gemahl stand leider in einer ziemlich nahen Verwandtschaft mit dem Cardinal Mazarin. Sie lebte in Paris und hier war es, wo sie Liancourt an Rosaliens Seite wiedergesehen hatte. Ihre ganze alte Leidenschaft war erwacht, hatte aber, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, die Pole verkehrt und Liebe in Haß verwandelt. Das Gut ihrer Eltern lag nicht weit von l'Echelle, weshalb sie Liancourt schon in früher Jugend hatte kennen lernen. Die Vicomtesse kam aber nicht eher wieder auf das Gut, bis ihre Eltern gestorben waren.

Als sie die Erbschaft übernahm und die erste Sommersaison in den Ardennen zubrachte, vermied sie jede gesellige Berührung mit l'Echelle. Da wollte der Zufall, daß der alte Bergmann, dem Liancourt eine Fischerhütte eingeräumt hatte, die Wassergrenze überschritt und sich in das Revier der Vicomtesse wagte, um dort zu fischen, aber dabei ertappt und verhaftet wurde. Da er nun von der gegenseitigen Abneigung der beiden Adelsfamilien gehört hatte, glaubte er sich am besten durchzuhelfen und sich bei

der Vicomtesse beliebt zu machen, indem er ihr verrieth, was die schöne Deutsche, welche gegenwärtig in l'Echelle die große Dame spiele, vor ihrer ersten Verheirathung gewesen sei.

Das Herz der Vicomtesse schlug hoch vor Schadenfreude. Augenblicklich reifte ein Plan in ihr, sich an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen. Im Widerspruch mit ihrer bisherigen Zurückhaltung leitete sie eine gesellige Zusammenkunft des benachbarten Adels ein, bei welcher sie mit den Liancourt's zusammentreffen mußte, und überhäufte hier Rosalien mit Artigkeiten. Die schöne Frau wußte nicht recht, was sie von einer so übertriebenen Zärtlichkeit denken sollte und erröthete. Da sagte die Vicomtesse lachend zu den anderen Damen: Ei seht doch, wie reizend sie die Augen niederschlägt! Sollte man nicht meinen, sie sei einmal eine Nonne gewesen? Ja wahrhaftig, auch ihr Gang und die Haltung ihrer Hände verrathen es dem feinen Beobachter, daß sie einst eine sehr heilige Luft geathmet haben muß, das liebe süße Mütterchen des allerliebsten Kindes.

Rosalie wurde vollends purpurroth und verlor einen Augenblick alle Fassung. Aber die Vicomtesse ersparte ihr die Mühe einer Entgegnung, indem sie sich triumphirend Arm in Arm mit den anderen Damen entfernte. Liancourt fand Rosalien allein und in Thränen.

Während er im edelsten Unwillen entbrannte, kam ihm der Vicomte in den Wurf. Es gab eine Scene, in deren Folge die beiden Edelleute auf den folgenden Tag einen Zweikampf anberaumten. Ravenel war Liancourt's Secundant und der Vicomte büßte die Bosheit seiner Gattin mit einer schweren Verwundung, die bei seinem ohnehin zerrütteten Gesundheitszustande, denn er hatte liederlich gelebt, tödtlich wurde.

Als Rosalie bei Liancourt's Rückkehr Alles erfuhr, war sie untröstlich über dieses neue Misgeschick. Sollte sie denn immer nur zum Gipfel des irdischen Glückes geführt werden, um wieder plötzlich herabzustürzen? Welches grausame Spiel trieb das Schicksal mit diesem armen Nonnenherzen! Eben noch die beneidenswürdigste Edelfrau in ganz Frankreich, im Schoose der ländlichen Ruhe und der süßesten Familienfreude, war sie auf einmal wieder zur Flucht gezwungen in ein fremdes Land, zu unbekannten Menschen und noch dazu mit einer Bürde beladen, die zu tragen unter anderen Verhältnissen ihr Stolz und ihre Freude gewesen wäre, die aber jetzt ihren Kummer nur vergrößerte. Am tiefsten beugte sie das Bewußtsein, daß sie allein an Allem Schuld sei und ihren zweiten Gatten ins Unglück bringe, wie den ersten.

Liancourt benahm sich vortrefflich, richtete die wei=

nende Gattin auf und sprach ihr Muth zu. Allerdings blieb ihm kein Mittel, als das geliebte Schloß der Väter zu verlassen; denn er hatte keine Lust, als Mörder eines Vetters des allmächtigen Cardinals angeklagt zu werden, und er sah zugleich voraus, daß auch Rosalie dem Schicksal, von der Kirche als ehemalige Nonne reclamirt zu werden, nicht würde entgehen können. Nur durch eine schleunige Flucht über die nahe Grenze vermochten sich beide sicherzustellen. Ravenel trieb sie an, ihm nach Holland zu folgen, wo er selbst schon fast einheimisch war.

Mit tiefer Betrübniß trennte sich Rosalie zum zweitenmal von einer ihr theuer gewordenen Heimat. Liancourt aber fand seine ganze alte Heiterkeit wieder und umarmte sie mit inniger Zärtlichkeit, indem er sagte: Ich nehme ja dich mit, wie vermöchte ich in deinem Besitz noch irgend etwas Anderes zu vermissen!

Schon in der nächsten Nacht fuhren sie allein mit ihrem Kinde in dem bequemen Reisewagen, den Ravenel als Kutscher verkleidet regierte, über die Grenze und nahmen die Richtung nach Brüssel, um Holland auf dem nächsten Wege zu erreichen und um zugleich die französische Armee, die unter dem Herzog von Orleans sich mit der Belagerung einiger festen Plätze im wallonischen Flandern beschäftigte, zu vermeiden und zur Linken zu lassen.

Achtes Capitel.

In demselben Holland, wohin sich die sehnsüchtigen Blicke der Familie Liancourt richteten, war bereits drei Jahre früher der alte Herr Mander von Köln glücklich angekommen. Einige kleine Summen, die er in Amsterdam zu fordern hatte und deren Zahlung während des Krieges in Rückstand geblieben war, und van der Lüe's großmüthige Unterstützung setzten ihn in den Stand, alsbald in Amsterdam selbst ein neues Handelsgeschäft zu eröffnen. Theils fühlte er sich noch rüstig genug dazu, theils riß ihn der allgemeine Strom der holländischen Thätigkeit fort, denn es wimmelte in Amsterdam wie in einem Ameisenhaufen, und Niemand vermochte hier müßig zu bleiben. Endlich hoffte er, sowol seine Tochter, als Roderich wiederzufinden, und es wurde sein Lieblingsgedanke, beide zu vermählen und ihnen dereinst seine Handlung zu hinterlassen.

Aber alle Nachforschungen, welche Mander durch alte Bekannte in Köln unter der Hand einleitete, blieben erfolglos. Pater Florestin war schon abgereist und außer ihm wußte in Köln Niemand um den Aufenthaltsort Katharina's, als Barbara, die aus Furcht, ihre Freundin könnte von den kölner Be-

hörden aus Brügge zurückgefordert werden, das Geheimniß treulich bewahrte. Gerade an sie wagte aber Mander nicht zu schreiben, weil er wegen ihrer frühern Verbindung mit dem Domherrn ein ungünstiges Vorurtheil gegen sie hatte. Als er es endlich doch that, erhielt er keine Antwort, denn Barbara war mit dem Maler, der anderswo ein ergiebigeres Feld für seine Kunst suchen mußte, als in der verarmten Stadt, spurlos verschwunden.

Dagegen schlug Roderich, nachdem er die Armee unter Guebriant verlassen hatte, den Weg nach Holland ein. Der Anblick dieses wunderbaren Flachlandes, seiner Canäle und Dämme, seiner fleißigen und reichen Bevölkerung machte einen überaus günstigen Eindruck auf den Jüngling, dem bisher im verwüsteten Deutschland kein ähnliches Bild des Wohlstandes entgegengetreten war.

Indem er in einer Treckschuite langsam auf dem Wasser nach Amsterdam fuhr und an Katharinen denkend das sorgenvolle Haupt auf die Hand gestützt hatte, streichelte eine neben ihm sitzende junge Holländerin den schönen Kopf seines weißen Hundes und nöthigte den Jüngling, seine Phantasien abzubrechen und sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen, in das auch ihr phlegmatischer Vater zuweilen eine scharfsinnige Bemerkung hineinwarf.

Die Holländerin war ebenso hübsch als freund-

lich. Der schöne, leidend aussehende und etwas einsylbige Schwede schien sie in einem nicht geringen Grade zu interessiren. Sie ruhte nicht, bis sie von ihm erfahren hatte, woher er komme und wohin er gehe, und als er äußerte, er verlasse die Kriegsdienste, um in Holland Kaufmann zu werden, machte die niedliche Holländerin ein sehr vergnügtes Gesicht dazu und malte ihm seinen künftigen Stand von der annehmlichsten Seite aus. Roderich frug den alten Herrn beiläufig nach dem Hause van der Lüe, welches derselbe als ihm wohlbekannt und in ganz Holland geachtet bezeichnete.

Der alte Herr, welcher Veldhoven hieß und in Utrecht wohnte, maß den langen Schweden mit einem ruhigen, aber scharfen Blick, als ob er ihn prüfen wolle, schien aber in der Miene desselben die Festigkeit und Verstandeskraft herauszufinden, die er nicht hätte vermissen dürfen, ohne daß er ihm verächtlich würde den Rücken zugekehrt haben.

Ihr erwählt das Rechte, sagte er jetzt mit einem wohlwollenden Kopfnicken, denn in Deutschland habt Ihr bisher nur vom Zerstören und Vernichten gelebt, in Holland erst könnt Ihr wieder schöpfen, gründen und bauen. Wenn Ihr die sitzende Lebensweise in einem Comptoir nicht ertragen solltet, so steht Euch der Dienst zur See offen, welcher Helden verlangt. Der Menschenverbrauch in unseren Colonien ist ungeheuer.

Er entwarf dem aufmerksam zuhörenden Jüngling in gedrängtem Umriß ein Bild von der großartigen Ausbreitung des holländischen Handels. Wir gehen auf nichts Geringeres aus, sagte er, als auf die Beherrschung des Meeres, soweit es immer sich erstreckt. Darum müssen wir Kriegsflotten haben, um jede Concurrenz mit Gewalt niederzuhalten. Die Hansa haben wir vernichtet, die spanische und portugiesische Marine sind wir im Begriff zu vernichten und die englische, die mit uns zu wetteifern Lust zeigt, werden wir vernichten. Der nächste Gewinn unserer Seeherrschaft ist, daß wir die Fracht für die ganze Welt übernehmen. Was die weiten Ebenen Rußlands und die Ostseeküsten an Korn hervorbringen, Alles muß auf unsere Schiffe gebracht und durch uns verkauft werden. Was die mitten im Eismeer noch immer fruchtbare Natur hervorbringt an Walfischen, Stockfischen, Häringen, Alles gehört unser und belastet unsere dickbauchigen Schiffe. Alle Schätze der neuen Welt, nur wir dürfen sie der alten Welt zuführen. Was hinwiederum die neue Welt von den Fabrikaten der alten braucht, desgleichen. So vermitteln wir Allen Alles, der Gewinn aber bleibt in Holland und wird aufs neue in immer großartigeren Unternehmungen angelegt. Der Zudrang von Flüchtlingen, die um der Religion willen auf dem Festlande, ja selbst in England verfolgt werden, ist bei

uns so groß, daß nicht nur unsere Städte mit jedem Jahre anwachsen, sondern daß wir auch in allen Welttheilen neue Niederlassungen gründen. Ein Welttheil, so groß wie Europa, unlängst erst im tiefen Südmeer entdeckt, wird nach uns Neuholland genannt. Das geheimnißvolle Japan hat uns seine Wunderwelt erschlossen. Im uralten Ostindien haben wir ein neues Batavia erbaut. Auf der Südspitze Afrikas weht unsere Flagge. Brasilien hat unsrer tapfrer Oranier Johann Moritz erobert. Weit über das Nordcap hinaus durchs ewige Eis brachen sich unsere Schiffe Bahn nach Archangel. Da ist keine Zone rings um die runde Erde, wo nicht der geharnischte Wassergeuse seine sieben Pfeile schüttelte, wäre es auch nur, fügte er lachend hinzu, auf unsere vollwichtigen Ducaten.

Das Schiff hielt bei Nieuwersluis, wo Veldhoven ein Landgut besaß. Seiner Einladung folgend blieb Roderich den Abend und die Nacht über bei ihm und wurde aufs zuvorkommendste bewirthet. Die Tochter wünschte ihm beim Abschied am Morgen das beste Glück auf den Weg und mahnte ihn, wiederzukommen. Der Vater gab ihm einen Brief an van der Lüe mit.

Neuntes Capitel.

In Amsterdam endlich angelangt fand Roderich in van der Lüe den alten wohlwollenden Gönner wieder, wie er ihn in Köln verlassen hatte. Noch rührender war seine Zusammenkunft mit dem alten Mander. Der ehemalige Herr konnte den ehemaligen Knecht nicht ohne ein lebhaftes Vergnügen ansehen und drückte ihm wiederholt die Hände. Aber die Freude ihres Wiedersehens war durch den Mangel an jeder Nachricht von Katharinen nur zu sehr getrübt.

Roderich blieb in Mander's Hause. Das geschäftige Leben und Treiben der menschenvollen Stadt verfehlte nicht, seine ganze Thatkraft anzuregen. Er fühlte das Bedürfniß hier, wo Alles an einem großen Werke des glücklichsten Gelingens arbeitete, wacker mitzuarbeiten. Er unterstützte daher den alten Mander in seinem Geschäft aufs eifrigste und van der Lüe hegte die Absicht, ihn in einen noch größern Wirkungskreis einzuführen.

Auch mit dem ehrenwerthen Herrn Veldhoven aus Utrecht kam er auf Geschäftswegen wieder zusammen und konnte nicht umhin, gelegentlich auch seiner Einladung auf das Landgut zu folgen. Hier empfing ihn seine frühere Reisegefährtin, die schöne

Cornelia, wie einen alten Bekannten aufs zutraulichste und die ausnehmende Huld, mit welcher das reiche Mädchen den armen Fremdling behandelte, von dem man weder wußte, woher er komme, noch was er eigentlich sei und vorstelle, fiel einem gewissen jungen Herrn de Vlies auf, einem angesehenen und unternehmenden Kaufmann, der unter ihren bisherigen Bewerbern den ersten Rang eingenommen hatte. Roderich selbst legte in die Freundlichkeit des Mädchens keine tiefere Bedeutung; dazu war seine Natur überhaupt zu arglos und das Fortunenbild herrschte so ausschließlich in seinem Herzen, daß es ihm nicht einfiel, eine andere Schöne könne ihr Bild an die Stelle desselben eindrängen wollen.

An einem Sonntage, einem der schönsten Tage des Nachfrühlings, war Roderich wieder einmal auf dem Landgute und befand sich zufällig im Garten, den ihr Vater im damaligen Geschmack mit vielem Aufwande eingerichtet hatte, bei Cornelien allein, die in ihrem reichen Putze unter den steif abgezirkelten, aber mit den buntesten Blumen angefüllten Beeten die Göttin Flora selbst zu sein schien.

Es war ziemlich heiß, sie setzten sich daher in eine Laube und Roderich zog ein seidenes Tuch hervor, um sich die Stirn damit abzutrocknen. Cornelia biß sich in die Lippen und konnte doch das Lachen nicht verhalten, denn seit sie ihn kannte, hatte sie bemerkt,

daß er immer das nämliche rothgeblümte Tuch bei sich führe, was bereits sehr oft gewaschen worden zu sein schien und auch schon ein klein wenig zerrissen war. Sie vermuthete daher, daß es irgend ein Geschenk von lieber Hand sein müsse. Indem es sie reute, daß sie gelacht hatte, und sie ihre Unart wieder gut machen wollte, war sie unbesonnen genug, ihr eigenes sehr schönes Tuch hervorzuziehen und ihm darzureichen, indem sie ihm das seinige sanft aus der Hand nahm. Ihr habt ein gar zu altes Tuch, sagte sie, da, mein Herr, nehmt das meinige dafür.

Roderich küßte ihr die Hand und antwortete: Ach nein, meine Jungfrau, ich kann Euch das Tuch nicht geben. Es ist für Euch zu schlecht und für mich unersetzlich.

Ihr seid sehr höflich, das muß man Euch lassen, erwiderte Cornelia, indem sie erröthete und zugleich über seine Gutmüthigkeit lächeln mußte, fügte aber selbst gutmüthig hinzu: Nun will ich Euch wenigstens mit einem rothseidenen Faden den Riß in Eurem kostbaren Tuche zustopfen.

Ihr seid ungemein gütig, Jungfrau Cornelia, sagte Roderich, ich werde Euch dafür dankbar verpflichtet bleiben, denn nur so zarten Händen, wie den Eurigen, möchte ich dieses Kleinod, das einzige Andenken meiner verlorenen Geliebten, anvertrauen.

Er mußte ihr nun von dieser Geliebten erzählen

und Cornelia zerdrückte mit ihren runden weißen Fingern eine Thräne in ihrem freundlichen Auge, welche Roderich ausschließlich auf Rechnung ihres Mitleids setzte und die ihn vermochte, ihr mit warmer Dankbarkeit die Hand zu drücken.

In diesem Augenblicke wurden sie von de Vlies, der in den Garten getreten war, beobachtet. Das entschlossene und ein wenig verkniffene Gesicht dieses jungen Mannes verfinsterte sich. Seine buschigen schwarzen Augenbrauen flossen in eine krumme Linie zusammen, seine Hand ballte sich. Ohne das gerührte Paar, das ihn gar nicht bemerkte, anzureden, entfernte er sich wieder.

Noch an demselben Abend wurde Roderich in der Nähe des Landgutes auf dem Heimwege von kräftigen Seeleuten, welche de Vlies zu dieser Bosheit auserlesen hatte, als Matrose gepreßt, auf dem Canal entführt und sogleich auf einen Ostindienfahrer gebracht, mit dem er in die weite Welt segelte, ohne daß in ganz Holland, de Vlies ausgenommen, Jemand Kenntniß davon hatte.

Man fand am andern Morgen den treuen Hund Waldmann am Ufer des Canals naß und erschöpft, wie es schien, von langem Schwimmen, neben dem rothen Seidentuche Roderich's liegen, das er eifersüchtig bewachte. Man vermuthete, wie besonders de Vlies unter der Hand ausbreitete, Roderich habe

sich an dem warmen Sommerabend noch baden wollen und sei ertrunken. Man wollte den Hund weglocken und ihm das Tuch abnehmen, aber er wies grimmig die Zähne. Selbst die schmeichelnde Hand Cornelia's konnte ihm das Kleinod seines Herrn nicht abgewinnen. Da holte de Vlies heimtückisch eine Jagdflinte und erschoß das schöne Thier in Gegenwart Cornelia's, die darüber in den heftigsten Unwillen gerieth, das liegengebliebene Tuch zu sich nahm und dem rohen Mörder für immer ihr Haus verbot.

Wer den Herrn haßt, haßt auch seinen Hund, sagte de Vlies, indem er ihr höhnisch nachblickte, putzte sein Gewehr und trat dem todten Waldmann dabei mit verbissener Lust auf den Hals.

Der alte Mander war über das Verschwinden Roderich's untröstlich. Van der Lüe gab sich jede erdenkliche Mühe, eine Spur von ihm aufzufinden, aber vergebens.

Zehntes Capitel.

Inzwischen brachte das arme Trinchen ihre Tage bei der alten Base in Brügge in tiefer Zurückgezogenheit zu, ohne vom Schicksal ihres Vaters und Ro-

derich's mehr zu erfahren, als was ihr bald nach Florestin's Wiederankunft in Köln von ihrer Freundin Barbara geschrieben worden war. So wußte sie wenigstens, daß beide ihr so theure Wesen gerettet seien.

Von Roderich konnte sie nicht anders glauben, als er befinde sich noch bei dem französischen Heere, weshalb sie begierig auf alle Nachrichten vom Kriegsschauplatze am Oberrhein horchte und fleißig in der Kirche Unsrer Lieben Frau für ihn betete, ohne ein Arg daran zu nehmen, daß der, für den sie die Gunst der Himmelskönigin in Anspruch nahm, ein Ketzer war.

Ihre Base, eine brave alte Frau, faßte zu ihr eine wahrhaft mütterliche Liebe, dachte aber in der Hauptfrage ganz verschieden von ihr. Sie misbilligte nämlich die Verbindung Katharina's mit einem Ketzer und feindlichen Offizier aufs entschiedenste und ließ sich durch keine Vorstellung des liebenden Mädchens bewegen, die Sache anders als durchaus unnatürlich und sündhaft anzusehen. Als eine praktische Frau begnügte sie sich aber nicht mit bloßen Einreden und mütterlichen Vorstellungen, sondern suchte das Mädchen durch ein Mittel, welches ihr zu diesem Zweck das geeignetste schien, von ihren verliebten Erinnerungen abzubringen und ein ganz neues Interesse in ihr zu erwecken, indem sie sich in Brügge selbst nach einem annehmlichen Bewerber für sie umsah.

Diesen glaubte sie denn auch bald in der sehr achtungswürdigen Person eines wohlhabenden Nachbars gefunden zu haben, eines sichern Herrn Overbroeck, der zwar schon ein Witwer, aber noch in den besten Jahren war und eins der schönsten alten Giebelhäuser in der Stadt besaß, ein Andenken an das goldene Zeitalter der Vlämingen. Seinem ehrsamen Gewerbe nach war er ein Zuckerbäcker, allein sein längst ererbter und erworbener Reichthum verstattete ihm, sein Geschäft mit wählerischer Ausschließlichkeit zu treiben, indem er nur Kunstwerke von Belang für vornehme Tafeln lieferte, allegorische Compositionen nach damaligem Geschmack mit viel Sinn für Polychromie. Seine geschickten Hände zauberten aus süßem Mehl und farbigen Zuckerkrystallen langweilige Schäfereien und Gruppirungen von Kriegs- und Friedensgottheiten in römischem Costume hervor, welche trotz ihrer Abgeschmacktheit bei flammenden Lichtern einem zarten Elfenreich entnommen schienen und für die Augen und Zungen der Kinder den süßesten Reiz des Romantischen hatten.

In seinem Staatskleide von zimmetbraunem Sammet mit den feinsten Spitzen brachte er, so oft er bei der Base einsprach, eine zierliche Düte voll Bonbons und eingemachten Früchten mit und freute sich höchlich, wenn Trinchens rosige Finger diese süßen Sächelchen ausschälten und ihren noch rosigeren Lippen

entgegenführten. Das gute Kind dachte gar nichts Verfängliches dabei, denn der verliebte Zuckerbäcker war ihr über alle Maßen gleichgültig. Auch ein Besuch in seinem Hause konnte sie nicht auf andere Gedanken bringen. In seiner Abwesenheit wurde sie von seiner alten Haushälterin und der Base in allen zierlich getäfelten Zimmern des reichen Hauses herumgeführt, wurden alle alten Silberkästen und Leinwandschränke vor ihr aufgethan, ohne daß sie etwas Anderes dabei empfunden hätte, als den stillen Wunsch, einmal mit Roderich in einer so behaglichen Häuslichkeit zu wohnen.

Sie hatte aber auch noch einen andern Verehrer in der Nachbarschaft gefunden, einen armen Teufel von Maler, der sich Don Verdugo nannte, Bastard eines spanischen Offiziers und einer armen Handwerkstochter aus Brügge. Mit dem Adlerauge und schwarzen Haar des Spaniers verband dieser sonderbare junge Mann das Phlegma der niederländischen Mutter in einem eigenthümlichen Humor, der ihn über die Verachtung und Brotlosigkeit trösten mußte, in welcher er aufgewachsen war. Er half sich kümmerlich fort, indem er Portraite malte. Ein sehr schönes Bild verfertigte er heimlich von Katharinen, indem er sie aus seinem niedrigen Fenster gegenüber beobachtete, während gleichzeitig auch der Zuckerbäcker hinüberschielte und Katharinens niedliche Gestalt in

natürlichen Farben mehrmals aus Zucker formte, um jedes dieser Bilder alsbald aus Liebe aufzuessen.

Einst am Himmelfahrtstage trat Katharina reizend geputzt aus der Hausthüre heraus, um der Prozession anzuwohnen, welche die Feier des Tages erhöhen sollte. Vergnügt lächelnd blickte sie zu der Morgensonne am klaren Himmel empor und blieb eine Weile unter der Thüre stehen, um noch ihre Handschuhe an den milchweißen Armen hinaufzuziehen. Bei diesem Geschäft aber entglitt ihr die buntbemalte Wachskerze, die sie in der Prozession tragen sollte, und zerbrach auf der steinernen Treppenstufe. Das Mädchen stieß einen kleinen Schrei aus, erröthete aber und mußte endlich lachen, als der sarkastische Maler gegenüber, der das Unglück aus seinem Fenster mit angesehen hatte, ihr einen guten Morgen wünschte.

Kaum eine Minute später stand er auch schon vor ihr und überreichte ihr seine eigene sehr malerisch mit Blumen umwundene Kerze, die sie mit freundlichem Danke annahm. Während sie aber noch miteinander plauderten, erschien auch der geputzte Zuckerbäcker, um ihr eine noch viel größere und schönere Kerze zu bringen, da er ebenfalls der Prozession beiwohnen wollte und eben auszugehen im Begriff gewesen war, als er von seinem Hause herüber ihren Verlust mit angesehen hatte. Mit einem dankbaren Knixe empfing sie auch diese zweite Kerze, fand aber

das Wachs zu schwer und wußte nichts Besseres, als sie dem Maler zum Gegengeschenk für die seinige in die Hand zu legen.

Ihr werdet wohl thun, armer Mensch, sagte Overbroeck höchst empfindlich, indem er sich in die Brust warf und die mit Edelsteinen besetzten Knöpfe seines Staatskleides in der Sonne blitzen ließ, Ihr werdet wohl thun, Euch nicht aufzudrängen, wo man Euer nicht begehrt.

Ja wol, fügte die Base hinzu, die unterdeß aus dem Hause getreten war, um gleichfalls mit zur Prozession zu gehen. Ich habe Euch schon mehrmals zu verstehen gegeben, daß Eure Bemühungen nun ganz und gar vergeblich sind, deswegen wollt sie doch um Gottes Willen und zu Eurem eigenen Besten einstellen.

Die schöne Katharina, wandte der Maler ganz ruhig und ehrerbietig ein, weiß selber schon, wie uneigennützig ich sie verehre.

Ich glaube ja, sagte das Mädchen und nickte ihm zutraulich zu. Er ist so brav als er arm ist, fuhr sie fort, indem sie sich an Overbroeck wandte, und es steht Euch gar nicht an, ihn unter Euch zu setzen, obgleich auch Ihr nicht so schlimm sein mögt, als Ihr reich seid.

Damit neigte sie ihr hübsches Köpfchen zum Abschied und schwebte an der Seite der Base die lichte

Straße dahin. Beide Liebhaber sahen ihr eine Weile nach, warfen sich dann selber einen Blick von minderer Freundlichkeit zu und gingen, der eine rechts, der andere links.

Elftes Capitel.

Die Prozession war beendigt, die Glocken hatten ausgeläutet. In dem niedrigen Zimmer der Base hatte Trinchen auch schon nach vollendeter Mittagsmahlzeit den Tisch wieder abgeräumt und war schon im Begriff, das blankgescheuerte Geschirr wieder in Reih und Glied an die Wand zu stellen, als die Base trotz der großen Sonnenhitze Lust bekam, einen Spaziergang auf das Land hinaus zu dem artig gelegenen Hause ihrer Milchfrau zu machen.

Trinchen war bereit, ihr zu folgen, holte ihr den breiten Sommerhut, setzte sich den ihrigen auf, nahm ein Körbchen an den Arm und trippelte mit der guten Alten durch die Straßen zum Thore hinaus, ohne darauf zu achten, daß ihr Weg bei Herrn Overbroeck's Garten vorbei führte.

Noch ehe sie in dessen Nähe gekommen waren, litt die Base schon sehr an Hitze und als ihr an

der Gartenthür der Eigenthümer mit einer Verbeugung entgegentrat, und sie einlud, sich ein wenig unter dem Schatten seines Daches zu erfrischen, nahm sie die höfliche Einladung mit einer gefälligen Miene an und nöthigte das ein wenig finsterblickende Mädchen, mit einzutreten. Die ganze Sache sah wie verabredet aus, weshalb Katharina sich überaus misgestimmt fühlte, nicht des zärtlichen Herrn wegen, mit dem sie geschwind fertig zu werden wußte, aber wegen der Base, die es gut meinte und die sie ungern in Verlegenheit brachte.

Die vorbereitete Bewirthung war vortrefflich, aber das Gespräch, das sich um den heiligen Ehestand drehte, das Zureden der Base und die lauernde Aufdringlichkeit des Bewerbers machte dem trotzigen Mädchen alle die süßen Erfrischungen, die auf grünen weinlaubförmigen Tellern lockend vor ihr ausgebreitet lagen, zuwider. Als der galante Herr nun gar, ohne auf ihre Protestationen zu achten, vor ihr niederkniete, ihr ein großes feuerrothes mit einem goldenen Pfeil durchschossenes Zuckerherz überreichte und ihr in wohlgesetzten Versen von Amor und Hymen vordeclamirte, lief sie davon. Die Base ging ihr nach und machte ihr bittere Vorwürfe. Sie antwortete aber: Liebe Mutter, laßt mich nur ein wenig verschnaufen, ich muß mir doch so einen Antrag auch mit Ruhe überlegen können.

Da hast du wieder Recht, meine Tochter, komm aber bald wieder, sagte die Base und ging zurück, um den verdutzten Freier zu beschwichtigen.

Das Mädchen ging den Mühlenbach entlang, der sich zwischen stillen Wiesen und Gebüschen hinschlängelte. Sie lachte anfangs in sich hinein, wurde aber abwechselnd wieder ernst und seufzte. Die Hitze des Tages hatte noch zugenommen, die Luft zitterte über der Wiese und am fernen Horizonte stiegen über der unermeßlichen niederländischen Ebene Gewitterwolken auf, vor deren dunklem Hintergrunde die Stadt Brügge mit ihren Kirchen herrlich ausgebreitet lag. Die nahen Erlen regte noch kein Lüftchen, aber unzählige Bienen wühlten in den Wiesenblumen und weiße Schmetterlinge tändelten im Wechseltanze durch die Luft.

Gleichfalls tändelnd rauschte das Mädchen mit ihrem kleinen Fächer, wehte sich Luft zu und blickte im Schatten desselben nach dem fernen Süden, in welchem sie ihren Geliebten vermuthete, der jetzt vielleicht im heißen Kampfe stehen oder im Lager ruhen würde.

Alle guten Engel mögen bei dir sein, mein Roderich! rief sie und warf ihm mit dem rasch zusammengelegten Fächer einen zärtlichen Kuß zu.

An ganz andere Dinge, als an die Rückkehr denkend ging sie langsam und mechanisch weiter, hielt zuweilen inne und betrachtete die Stadt und das immer

näherrückende Gewitter, bis es zur Umkehr fast zu spät wurde, denn schon rollte der Donner über ihrem Haupte, die Sonne barg sich in Wolken, die Stadt und die ganze Ebene verdunkelten sich und die ersten Tropfen fielen. Da bemerkte das Mädchen, daß sie auf der Heerstraße, zu welcher sie der Mühlenweg geführt hatte, viel näher bis zur Wohnung der Milchfrau hätte, als auf dem Rückwege zu Herrn Overbroeck's Garten und besann sich, ob es auch recht sei, die gute Base allein und in Sorgen um sie zurückzulassen.

Da keuchte Herr Overbroeck selbst mit dem Regenschirm heran, um sie zurück zu holen. Trinchen konnte nicht umhin, sich unter seinen Schutz zu begeben. Kaum aber hatte sie ihren Arm in den seinigen gelegt, als er durch den Wein, den er genossen, durch die Hitze des ungewohnten Laufens und durch die günstige Situation kühn gemacht die spröde Schöne für die Beleidigung, die sie ihm angethan hatte, ein wenig zu strafen beabsichtigte und als süßes Recht des Schirmträgers einen Kuß von ihr verlangte.

Wol gar! rief sie ihm mit einem Blicke zu, der ihn hätte erschrecken können, wenn nicht sein Muth schon zu lebhaft entflammt gewesen wäre.

Er wollte eine sanfte Gewalt anwenden, aber statt ihrer weichen Lippen bekam er nur die harte Fläche ihres Fächers zu küssen und im Augenblick

war ihm die liebliche Sirene entschlüpft und im mächtig daherrauschenden Regen verschwunden.

Am ganzen schönen Sonntagsstaate Katharina's war auch kein Fädchen trocken geblieben, als sie erhitzt und dennoch lachenden Muthes in das reinliche Bauernhaus eintrat, wo die Milchfrau in der Mitte ihrer Familie sie mit Staunen und herzlichem Bedauern empfing. Da aber Katharina selbst lachte, so lachten Alle mit. Hurtig wurde das gebadete Stadtmädchen in die Kammer geführt, um ihre Kleider mit denen einer Tochter des Hauses zu vertauschen.

Aber der Frohsinn der ländlichen Gesellschaft verwandelte sich in Schrecken, als der heftige Platzregen in einen Hagelsturm überging, der binnen wenigen Augenblicken die Fenster des Hauses auf der Wetterseite zerschmetterte, die Obstbäume im Garten beugte und einige sogar entwurzelte. Die besonnene Hausfrau schloß, die pfeilähnlichen Geschosse des Hagels nicht achtend, die Fensterladen. Der Hausvater und sein Sohn liefen in den Stall hinaus, um nach den Kühen zu sehen, wurden aber durch ein lautes Fluchen und Jammern aufgehalten, das von der nahen Landstraße her ertönte. Die vom Blitz erschreckten Pferde eines Reisewagens waren scheu geworden und konnten nur mit außerordentlicher Mühe durch den Kutscher und einen Offizier, der ihm dabei half, im Zaum

gehalten werden. Die beiden starken Bauern eilten herbei, ihnen zu helfen, und brachten Pferde und Wagen glücklich in der großen Scheune unter.

Man half einer zarten Dame in mittleren Jahren mit ihrem Kinde und ihrem sehr um sie besorgten Gemahl aus dem Wagen, dessen Glasfenster vom Hagel zerbrochen waren. Nur mühsam hatten die Eltern das geliebte Kind gegen die schrecklichen Hagelstücke und Glassplitter zu schützen vermocht, von denen sie selbst, doch zum Glück nur unbedeutend, verletzt worden waren. Der Offizier bezeugte ihnen eine lebhafte Theilnahme und brachte sie ins Wohnhaus.

Eben trat Katharina in der Tracht eines Bauernmädchens blühend wie eine frische Rose aus der Kammer, als die Reisenden hereingeführt wurden, und durch den Anblick der schönen fremden Frau wunderbar ergriffen, ließ sie es sich nicht nehmen, ihr wie eine Magd des Hauses Dienste zu leisten.

Als das Unwetter nachgelassen hatte und man sich zu beruhigen anfing, überraschte Katharina die schöne Fremde mit der Frage: Kennt Ihr vielleicht den Pater Florestin?

Ja, antwortete die Fremde mit leuchtenden Augen. Wie kommst du auf diesen Namen? Kennst du meinen Bruder? Ist er vielleicht in Brügge? O sprich!

Ach nein, sagte das Mädchen und schüttelte den

schönen Kopf, er ist nicht hier. Aber, fuhr sie fort, indem sie Rosaliens Hände faßte und ihr hell und entzückt in die Augen sah, seid Ihr mir herzlich willkommen und gesegnet sei der Tag, an dem ich die schöne Frau von Heldrungen zum erstenmal gesehen habe, von der mir mein Roderich so viel Gutes erzählt hat.

Roderich? rief Rosalie. Auch den kennst du? Bist du denn eine Zauberin, liebliches Kind?

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Wie Herr von Liancourt und seine Gemahlin mit ihrem treuen alten Hausfreunde nach Brügge kamen, trug sich auf folgende Weise zu.

Die geflüchtete Familie erreichte glücklich Landrecy, den ersten bedeutenden Ort im Hennegau, ohne ausgefragt zu werden. Als sie aber auf der Straße gegen Mons weiter fuhren, geriethen sie einer Patrouille des kaiserlichen Heeres in die Hände, welches damals das französische im wallonischen Flandern beobachtete und dessen Heerführer, der berühmte Piccolomini und Herzog Karl von Lothringen, ihr Hauptquartier in Doornik hatten. Ravenel beging die Unvorsichtigkeit, der Patrouille imponiren zu wollen,

und da weder er noch Liancourt einen Ausweis bei sich hatte, mußte der Wagen von der Straße ablenken, um ins Hauptquartier geführt zu werden.

Rosalie konnte ihren Jammer nicht unterdrücken, obgleich Liancourt und Ravenel sie trösteten, indem sie in kaiserlicher Haft weit sicherer waren, als wenn sie in die Gewalt ihrer eigenen Landsleute gerathen wären. Ravenel war anfangs ein wenig wüthend, wußte sich aber nachher mit viel Klugheit und Humor in die unvermeidliche Lage der Dinge zu schicken.

Als Liancourt zu Doornik dem alten Piccolomini vorgestellt wurde, erinnerte sich dieser noch recht wohl, ihn zu Wallenstein's Zeiten öfters gesehen zu haben, hegte aber von damals her das Vorurtheil gegen ihn, daß er ein überaus schlauer und verschlagener Unterhändler sei, weshalb er auch der Erzählung, nach welcher Liancourt wegen eines Duells habe entfliehen müssen, keinen Glauben schenkte, sondern sich für überzeugt hielt, Liancourt sei auf einer geheimen Mission nach Holland begriffen, die um so dringender sein müsse, je kecker er den nächsten und gefährlichsten Weg durch Feindes Land eingeschlagen habe.

Liancourt und Rosalie selbst legten dem ergrauten Feldherrn dringend den Wunsch ans Herz, ihnen keine Unannehmlichkeiten zu bereiten und sie nach Holland zu entlassen. Aber Piccolomini bedauerte, sich jedenfalls der Person Liancourt's einstweilen versichern zu

müssen, versprach ihm aber eine sehr anständige Haft.

Die Flüchtlinge mußten nun wirklich in Doornik zurückbleiben. Aber schon nach wenigen Tagen erhielten sie von Brüssel aus den Befehl, sich nach Brügge zu begeben, um in dieser etwas abgelegenen und von fremdem Verkehr damals wenig mehr berührten Stadt ihren fernern Aufenthalt so lange zu nehmen, bis ihre Verhältnisse dem niederländischen Gouvernement völlig aufgeklärt sein würden. Ravenel erhielt die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, zog es aber vor, das Ehepaar in seinen Verbannungsort zu begleiten.

In solcher Weise gelangten sie unter der Obhut eines spanischen Offiziers über Ypern auf die Straße nach Brügge und wurden vor den Thoren dieser Stadt durch das Ungewitter überfallen. Sie hatten in offenbarer Gefahr geschwebt, aber der Schrecken, den ihnen das Durchgehen der Pferde und das Zertrümmern der Wagenfenster verursacht hatten, war ihnen bald durch die überraschende Begegnung der reizenden Kölnerin versüßt.

Nachdem Sturm und Regen nachgelassen, fand sich auch Herr Overbroeck in dem Bauernhause ein, um seine entflohene Schöne aufzusuchen. Da aber bereits beschlossen war, daß sie mit Frau von Liancourt nach der Stadt fahren sollte, mußte er in dem

schon von ihm bestellten Fuhrwerk die Base allein heimführen. Er präsentirte sich übrigens von einer sehr guten Seite, indem er Herrn von Liancourt seine Dienste anbot. Nachdem die ländliche Familie reichlich von den Franzosen belohnt worden war, fuhren Alle in die Stadt und Liancourt fand durch Herrn Overbroeck's Fürsorge bald eine schöngelegene Wohnung.

Sowol auf der Heimfahrt, als bei der ersten wohnlichen Einrichtung der Familie Liancourt bekam das dienstfertige Trinchen mancherlei mit dem alten, ein wenig mürrisch aussehenden Kutscher zu thun und verfehlte nicht, ihn in ihrer Art ein wenig zu commandiren, als er sie plötzlich lachend in die Arme nahm und trotz ihres Sträubens und Geschreis recht derb abküßte. Sie fühlte sich schrecklich beleidigt, beruhigte sich aber bald wieder, als ihr Herr von Liancourt sagte, was für ein biederer Ritter dieser Kutscher sei, und um der treuen Hingebung willen, die ihn vermocht hatte, das Galakleid des Cavaliers mit dem groben Rock des Dieners zu vertauschen, verzieh sie ihm und gab ihm lächelnd die kleine Hand.

Der spanische Offizier nahm Abschied und kehrte nach Doornik zurück. Dagegen mußte Liancourt dem Commandanten von Brügge das Handgelöbniß ablegen, die Stadt ohne seine Einwilligung nicht zu verlassen.

Katharina verweilte täglich bei Rosalien und die innige Zuneigung, welche die beiden Frauenzimmer vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an für einander gefaßt hatten, wuchs mit jedem Gespräche. Katharina mußte Rosalien Alles erzählen, was sie vom Aufenthalt ihres Bruders in Köln von ihrer zarten Jugend an wußte, und Rosalie erzählte ihr dafür so mancherlei aus Roderich's Jugendzeit im rauhen Harzgebirge, wo er noch das Bärenfell getragen hatte. Auch Liancourt, der nach der ermüdenden und unruhigen Reise sich in den Bequemlichkeiten eines brügger Bürgerhauses überaus behaglich fühlte, hatte Freude an der neuen Bekannten seiner Frau und lobte besonders ihre unzerstörliche Heiterkeit, die ziemlich mit seinem eigenen Temperamente übereinstimmte. Ravenel aber hatte sich förmlich in das Mädchen verliebt und behandelte, seinen Jahren gemäß, diese Leidenschaft mit sarkastischer Resignation.

Natürlicherweise wollte man vor Allem die Stadt, deren mittelalterliche Majestät noch wenig von dem Renaissancestyl beleidigt worden war, und die zahlreichen Kunstwerke in ihr bewundern und Katharina schickte der französischen Familie ihren Freund Verdugo zu, um ihnen als kundiger Führer zu dienen.

Liancourt machte die Bemerkung, daß die größte Schönheit Brügges, nämlich seine reinerhaltene Alterthümlichkeit, als seltene Ausnahme gerade der bün-

digste Beweis für die gewöhnliche Regel des Unterganges aller Kunst und ihrer Werke sei.

Hier, sagte er, ist etwas wunderbar erhalten worden, wird sich auch vielleicht noch Jahrhunderte erhalten und dann doch durch neue Kriege, Brände, Bilderstürme vollends zu Grunde gehen. Es wird die Zeit kommen, wo kein gothischer Stein mehr auf dem andern ruht und wo kein Bild von Johann von Eyck mehr das Licht der Sonne sieht.

Wir Künstler, sagte Verdugo achselzuckend, müssen uns an der Zerstörung des Alten freuen, weil dadurch Platz für unsere neuen Arbeiten gewonnen wird, die man hier wegen des viel erhaltenen Alten viel weniger gelten läßt, als in Holland.

Die Philosophie, fiel Ravenel ein, verlangt diesen Wechsel der Geschmacksentwickelungen, als ebenso viele Enthäutungen der Raupe, bis die freie Psyche emporfliegt.

Aber, sagte Liancourt, die Ironie des Schicksals spottet aller Kunst und das Trachten der Künstler nach Unsterblichkeit ihrer Werke ist ein seltsamer Irrwahn gegenüber der Natur, die allein ewig ist.

Zweites Capitel.

So oft Rosalie in die große Frauenkirche zur Messe ging, fiel ihr Auge auf eine überaus schöne aus weißem Marmor gebildete Madonna, die das heilige Kind zu ihren Füßen nur leicht an der Hand hielt und ohne um dasselbe zu sorgen, frei, stolz und verachtend in die Welt hinausblickte, als ob dieselbe für ihre überirdische Schönheit zu schlecht wäre. Das Fremdartige dieser italienischen Bildsäule in der niederländischen Umgebung, dieses antiken Typus in christlicher Anwendung fällt heute noch Jedem auf, der sie erblickt. Aber in Rosaliens tiefster Seele weckte sie eine Erinnerung an die Helena des Demiurg. So königlich mußte Helena, wenn es je eine geben sollte, in das Reich ihrer Verbannung blicken.

Sie erfuhr, daß das herrliche Werk von dem großen Michel Angelo aus carrarischem Marmor gemeißelt, auf der See von Holländern geraubt, aber von diesen Ketzern für weniges Geld an einen rechtgläubigen brügger Kaufmann überlassen worden sei, der es in die Hauptkirche seiner Vaterstadt gestiftet habe.

In der Hoheit und Strenge dieses Bildes lag etwas für Rosalien Demüthigendes. Sie hoffte sich mit ihm zu versöhnen, indem sie den Ausdruck der

Mütterlichkeit in ihr suchte. Allein dieser Versuch überzeugte sie zu ihrer innigen Beschämung nur davon, daß sich Irdisches mit Himmlischem nicht vergleichen läßt. Sie mied endlich die Kirche.

Wie beneidete sie die heitere Katharina, die den Bildern der niederländischen Maler ähnlich in jener eigenthümlichen Sittsamkeit und Unschuld sich bewegte, wie sie im Wesen des Volkes liegt und im enggezogenen Kreise des heimatlichen Behagens eine fremdartige Hoheit weder anstrebt, noch durch sie beirrt werden kann.

Sommer und Herbst vergingen. Da genas Rosalie ihres zweiten Kindes, eines blühenden Mädchens. Liancourt empfand die reinste Vaterfreude, die durch seine Gefangenschaft nicht gestört wurde. Die strahlende Gesundheit der Mutter und des Kindes erinnerten ihn an seine glücklichste Zeit in l'Echelle. Sein ganzes Wesen schien in Liebe zu der schönen Wöchnerin aufgegangen zu sein und Katharina, die oft Zeugin ihres ehelichen Glückes war, mußte lächeln, daß es noch zwei andere Wesen auf der Welt geben sollte, die sich anmaßen durften, ebenso glücklich zu sein, als sie es einst mit Roderich gewesen war und wieder zu werden nie aufhörte zu hoffen.

Verdugo malte Liancourt, Rosalien und die beiden Kinder in einer reizenden Gruppe. Liancourt widmete diesem jungen Maler viele Aufmerksamkeit, da

er bald seinen Werth erkannt hatte, und bedauerte ihn, daß er in Brügge in so geringer Achtung stand, woran aber nicht blos seine uneheliche Geburt und Armuth, sondern hauptsächlich eine böse Neigung zur Satire Schuld war, womit er die hohe Geistlichkeit aufgebracht hatte.

Gleich im Anfange ihres brügger Aufenthaltes hatte Rosalie an ihre alte Freundin Apollonia in Sachsen geschrieben und empfing von derselben als Antwort wieder traurige Nachrichten. Die gute alte Muhme Gertrud in Franken war gestorben. Berger wurde wegen seiner irenischen Ansichten im Kurstaate schwer verfolgt. Sein eifriger Wunsch, Lutheraner und Calvinisten zu versöhnen oder ihren wüthenden Haß wenigstens zu mildern, wurde ihm von der herrschenden Partei in Dresden zum Verbrechen gemacht. Seine Rechtgläubigkeit wurde verdächtigt und mitten unter den Schrecken des Krieges und der allgemeinen Noth des Landes war er angeklagt, inquirirt und abgesetzt worden. Apollonia war mit ihm und ihren Kindern im Begriff, nach Holland und vielleicht Amerika auszuwandern, und da ihr Rosalie geschrieben hatte, auch sie begebe sich nach Holland, hegte sie die frohe Hoffnung eines baldigen, so lange heiß ersehnten Wiedersehens.

Etwas später erhielt Rosalie unerwartet einen Brief der Frau von Brissac, die von ihrem Aufent-

halte in Brügge durch die Umgebungen der Vicomtesse Kunde erhalten hatte und als ehemalige gute Freundin und Nachbarin Rosalien dringend vor den Nachstellungen dieser Dame warnte, welche im Begriffe sei, den niederländischen Klerus gegen sie in Bewegung zu setzen.

Gleichzeitig erhielt auch der Maler Verdugo durch vertraute Freunde eine Andeutung, die ihm genügte, um Herrn von Liancourt aufs inständigste zu bitten, seine Gemahlin augenblicklich aus Brügge zu entfernen.

Liancourt verließ sich zwar einigermaßen auf den zwischen Spanien und Frankreich noch bestehenden Haß, der die spanischen Behörden nicht leicht zu Werkzeugen der französischen erniedrigen lassen werde, da es sich aber nicht sowol um eine Staats= als Kirchenangelegenheit handelte und der katholische Geist in den Niederlanden in seiner tiefen Energie auch eine schonungslose Strenge einschloß, so wurde ihm in der That diesmal bänger, als ihm je in seinem Leben gewesen war. Allein die Sache gestaltete sich völlig anders, als er gefürchtet hatte. Plötzlich nämlich entband ihn der Commandant der Stadt seines Ehrenwortes und erlaubte ihm, mit seiner Familie hinzugehen, wohin er wolle.

Es versteht sich von selbst, daß Liancourt und Ravenel augenblicklich zur Abreise Anstalt trafen.

Kaum behielt Rosalie noch so viel Zeit, von Katharinen Abschied zu nehmen, die ihr mit einer schmerzlichen Wehmuth nachblickte.

Als Rosalie in der Abenddämmerung aus Brügge fuhr, bewegte sie ein trauriges Gefühl. Diese heitere Stadt mit ihren breiten Straßen, lachenden Alleen und hellen umfangreichen Plätzen kam ihr dunkel, beengend und drückend vor wie ein Kerker der Inquisition. Die fast ewige Sonntagsstille und der fromme Frieden in ihrer alterthümlichen Zierlichkeit schien ihr eine mehr als Tod drohende Gefahr zu verbergen, wie wenn aus einem Korbe voll duftender Blumen heimlich eine Schlange züngelt. Rosalie hatte sich bei ihren täglichen Gängen durch die Stadt und beim Besuche der Kirchen aufs lieblichste angeregt gefunden. Alles athmete hier Katholicismus, aber mit einer so kindlichen Milde begrüßte sie hier zum letztenmale der Geist ihrer Kirche, daß sie es doppelt niederdrückte, aus diesem Frieden gleichsam als eine Verbrecherin fliehen zu müssen.

Drittes Capitel.

Unangefochten kamen sie nach Holland. Sie athmeten die Luft dieses Freistaates mit einem eigenthümlichen Entzücken ein und bewunderten in der heitersten Stimmung die fruchtbaren Felder um sich her, die bunt bewimpelten Canäle, die hellen Städte und Dörfer, die Menge der Bevölkerung, ihren regen Fleiß, ihren Wohlstand und ihre blinkende Reinlichkeit. Jeder Blick, den sie aus dem Wagen warfen, belehrte sie, daß hier Arbeit das große und alleinige Geheimniß der Macht und des Glückes sei.

Den großartigsten Eindruck empfingen sie in Amsterdam, zu welcher Stadt alle Lebensadern der Republik wie zu ihrem Herzen liefen und wo die jährliche Zunahme der Bevölkerung durch Vertriebene aus allen Ländern Europas den alten Straßen immer neue hinzufügte und die Weisheit der Regierung eine Menge öffentlicher Gebäude und Werke schuf, um den verschiedenartigsten Bedürfnissen eines wohlgeordneten Staatslebens zu genügen. Neben den alten Kirchen, dem prächtigen Rathhause, der Börse, der Bank, dem Arsenal, den ost- und westindischen Magazinen und riesenhaften Werkstätten erhoben sich Tempel der mannichfaltigen Secten der Flüchtlinge, denen die

Republik volle Religionsfreiheit gewährte, dazu eine Menge Schulen, Waisen-, Witwen-, Armen-, Arbeits-, Besserungs-, Zucht-, Kranken- und Irrenhäuser, woraus überall der große Sinn und die edle Absicht hervorleuchtete, das Volk wie eine Familie zu behandeln, seine Leiden zu mildern und auch seine entarteten und bösartigen Stoffe nicht sowol auszuscheiden, als vielmehr zu heilen und zu bessern. In dieser Staatsweisheit ging damals die Republik der sieben Seelande allen Monarchien Europas mit ihrem Beispiele voran.

Nachdem Herr von Liancourt in Amsterdam einstweilen eine bescheidene Wohnung für die Seinigen gemiethet hatte, war sein erster Gang, um Rosaliens dringendem Verlangen zu genügen, zu dem Handelshause, bei welchem sie Nachricht von ihrer Freundin Apollonia erwartete. Aber Pastor Berger war mit seiner Familie bereits in Amsterdam angekommen und Prediger bei der Lutherischen Gemeinde daselbst geworden. Liancourt begab sich in die Wohnung desselben, um Apollonien auf das Wiedersehen ihrer ältesten Freundin vorzubereiten. Die noch immer sehr muntere Frau warf sogleich ihren Schleier um und die beiden Männer hatten Mühe ihren Schritten nachzukommen. Ehe sie noch die Treppe in Liancourt's Wohnung hinaufgestiegen waren, lag Apollonia schon in Rosaliens Armen.

Und du bist immer noch so schön? rief Apollonia bewundernd aus, als sie sich endlich aus ihrer Umarmung losließen.

Auch Berger, der Rosalien mit inniger Freude die Hand küßte, fand, daß sie sich in so vielen Jahren nur wenig verändert habe.

Berger selbst war sehr gealtert und überaus milde geworden, während seine Frau eher an Lebhaftigkeit zugenommen hatte und durch das Unglück offenbar gestählt worden war. Auch ihre Kinder wurden herbeigeholt, sobald sie aus der Schule kamen. Sie hatte eine recht hübsche Tochter von dreizehn Jahren und noch ein paar jüngere Knaben.

Die beiden Frauen fühlten sich unendlich glücklich in dem Gedanken, daß sie von nun an bei einander bleiben und sich nicht mehr trennen würden. Was hatten sie sich nicht Alles zu erzählen, wobei sie freilich oft weinen mußten, aber Thränen sind süß, die man im Glücke weint, wenn man alle Leiden endlich überstanden hat.

Herr von Ravenel war der Einzige, der an dem Wiedersehen der beiden Frauen keine rechte Freude hatte, weil ihn der fromme Berger genirte. Nachdem er daher seine Pflicht als Verwandter und dankbarer Hausfreund Liancourt's im vollsten Maße erfüllt hatte und die Familie seines Vetters in unzweifelhafter Sicherheit wußte, bat er Rosalien höflich

um Urlaub, um den großen Philosophen im Haag aufzusuchen. Alle Bitten und Vorstellungen, er möge in seinen vorgerückten Jahren doch nicht mehr so viel herumstreifen, sondern bei der Familie bleiben, fruchteten nichts. Liancourt schüttelte ihm aufs herzlichste die Hand für seine aufopfernde Treue und Rosalie reichte ihm mit einem fast zärtlichen Lächeln die immer noch rosigen Lippen zu einem Kusse, den er mit einer für seine Jahre fast zu lebhaften Empfindung erwiderte.

Berger theilte die Antipathie, welche Ravenel von ihm abstieß, nicht im Geringsten, ja merkte nicht einmal etwas davon. Als er vernahm, wie schön der alte Herr an seinem Vetter gehandelt habe, ergoß er sich in ein Lob desselben, so daß Liancourt lächeln mußte und zu ihm sagte: Sollte man es wol meinem guten alten Vetter ansehen, daß er ein Philosoph, ein Freigeist ist?

In der That, erwiderte Berger, es würde mich betrüben, wenn es so wäre. Aber die Güte Gottes erstreckt sich auch über Die, und verherrlicht sich in Denen, welche nicht an ihn glauben, damit sie dereinst desto inniger beschämt werden, wenn sie hier oder erst dort gewürdigt werden, ihn zu erkennen.

In dieser edlen Gesinnung, ehrwürdiger Herr, sagte Liancourt und reichte ihm die Hand, werden wir uns verständigen. Sie waren der Freund des ersten Gemahls meiner Rosalie. Würdigen Sie mich

der Ehre und gewähren Sie mir die Freude, auch der meinige zu sein.

Berger umarmte ihn. Die kleine Apollonia lächelte dazu und konnte doch einen Seufzer nicht unterdrücken, indem auch sie ihre Hand in die des Herrn von Liancourt legte, denn sie dachte an Heldrungen. Aber schnell sich besinnend sagte sie mit einer Freundlichkeit, welche die ganze verblühte Schönheit wieder auf ihre Wangen zurückrief: Das Glück, das aus Rosaliens und ihrer Kinder Augen lacht, ist ein Beweis und zugleich der Lohn Ihrer Herzensgüte.

So glichen sich die einander bisher fremden Elemente in dem kleinen Zirkel, der von nun an treu zusammenhalten sollte, schon bei der ersten Begegnung aus. Liancourt erlebte den Triumph, alle seine französische Liebenswürdigkeit von den deutschen Freunden seiner Gattin anerkannt zu sehen. Auch er war älter geworden und hatte seit einigen Jahren an Embonpoint sichtlich ein wenig zugenommen. Das Vornehme und Graziöse seiner Erscheinung aber hatte durch das mehr Behagliche nichts verloren, indem in seinem voller gewordenen Gesichte der Ausdruck der Güte über den des Verstandes immer mehr die Oberhand gewann.

Viertes Capitel.

Amsterdam enthielt in seinen Anstalten und in seinem kolossalen Reichthum so viel Neues und Sehenswürdiges, daß Liancourt mit dem lebhaftesten Interesse eine systematische Rundreise durch die ganze Stadt unternahm, um Alles so genau als möglich kennen zu lernen und insonderheit eine Uebersicht über die außerordentlichen Fortschritte des merkantilischen und politischen Lebens der Republik zu gewinnen. Auch das rege und wissenschaftliche Leben, welches sich mitten unter Kaufleuten regte, die sonst den geistigen Interessen fremd zu bleiben pflegen, setzte Liancourt in Erstaunen. Nicht blos auf den Universitäten, sondern auch in der Hauptstadt und in allen Theilen des Landes war der Sinn für die classischen, mathematischen, geographischen, historischen Studien und Naturwissenschaften verbreitet und wimmelte es von Büchern, auf deren äußere Eleganz die Holländer damals nicht minder Werth legten, als auf den belehrenden Inhalt. Neben der Bank voll Gold- und Silberbarren, neben den ungeheuren Waarenvorräthen aus beiden Indien, häufte man auch Bibliotheken auf und gründete antiquarische und Naturaliensammlungen.

Seit den großen Freiheitskriegen war in Holland

bereits die zweite Generation im Stolz, in der Machtfülle und im Reichthum der tapferen Väter aufgewachsen und wetteiferte noch immer, dieselben zu übertreffen. Daher war der herrschende Geist kein gemeiner Krämergeist, sondern der einer kriegerischen und gelehrten Kaufmannschaft.

Der Geschmack der Holländer war freilich nur der aus Frankreich und Italien herübergekommene der Renaissance und zeigte, indem er sich dem niederländischen Phlegma und zuweilen dem Eigensinn der Reichen anschmiegen mußte, schwülstige Ausschweifungen und Bizarrerien, über die der gebildete Fremde lachen konnte, ohne gleichwol die Achtung vor der Solidität der Republikaner zu verlieren.

Eben damals kam die Mode der Curiositätencabinette auf. Männer und Frauen, die einen größern Ueberfluß an Geld, als an wissenschaftlichem Geist oder gutem Geschmack besaßen, sammelten oft mit der sonderbarsten Laune in irgend einer einseitigen Richtung und schätzten insgemein den Werth einer Sache nach ihrer Seltenheit. Tausende gaben sie hin für eine Misgeburt, während die schönste Gestalt sie gleichgültig ließ. Tausende gaben sie hin für ein Bild von Wouwerman, wenn das weiße Roß, das er gewöhnlich im Vordergrunde anzubringen pflegte, ausnahmsweise fehlte, und die Seltenheit verlieh dem geringern Bilde einen höhern Werth als dem bessern.

Wie der überfüllte Leib unnützes Fett ablagert, so der holländische Reichthum den Luxus jener unfruchtbaren Liebhabereien, die auch auf dem mechanischen Gebiete durch Anschaffung kostbarer aber geschmackloser Spieluhren, Automaten und dergleichen befriedigt werden mußten und deren Schwindel damals in dem berühmten Tulpenhandel, der wetteifernden Anschaffung seltener Tulpenarten um fabelhafte Preise, culminirte.

Liancourt dachte, Père Robin würde, wenn er das Alles sähe, ohne Zweifel sagen: Das ist der Fetischdienst der Civilisation, in welchem wieder ebenso die Nichtigkeit angebetet wird, wie im niedrigsten Stein- und Lappencultus der rohen Neger. Die Gemüther müssen auf solchen Tand fallen, weil sie sich wieder vom wahren Gott entfremdet haben. Liancourt ging nicht von diesem religiösen Gesichtspunkte aus, aber schon das Bedürfniß einer schönen Auffassung der Natur machte ihm jene Monstrositäten-Rumpelkammern unleidlich.

Als er eines Tages mit Rosalien durch eine der belebtesten Straßen der Stadt ging, fiel ihnen an dem Schilde eines Kaufmannshauses der Name Mander auf. Rosalie erinnerte ihren Gatten sogleich, daß dies der Geschlechtsname der lieblichen Katharina aus Brügge sei, und hoffte, hier vielleicht einen Verwandten von ihr zu finden, von dem sie irgend eine

Nachricht über ihren verlorenen Vater erfahren könne, um ihr dieselbe mitzutheilen. Als sie nun in das Haus eintraten, kam ihnen der alte Mander selbst mit seinem schneeweißen Haar ehrerbietig entgegen, um sie zu fragen, was ihnen gefällig sei.

Sobald sie ihm ihr Anliegen vorgetragen hatten, gab er sich hocherfreut und gerührt als derselbe Mann zu erkennen, den sie suchten. Kaum aber hatte er vollends von ihnen erfahren, daß seine Tochter in Brügge lebe und dem französischen Ehepaar sehr werth geworden sei, als Thränen der Freude aus seinen Augen stürzten. Hastig eilte er ans Fenster und rief mit lauter Stimme in den Hof hinab: Roderich, Roderich!

Mein Gott, rief Rosalie, ist Roderich bei Ihnen?

Ja doch, ja, sagte Mander und drückte wiederholt der schönen Frau und ihrem Gatten die Hände. Vergeben Sie mir, rief er, ich bin vor Lust außer mir, denn ich bin ja der Vater.

Als Roderich's herrliche Gestalt hereintrat, ging ihm Rosalie unwillkürlich mit offenen Armen entgegen. Er erkannte sie auf der Stelle wieder, neigte ein Knie vor ihr und küßte ihre weiße Hand. Vor Vergnügen zitternd flüsterte sie ihm zu: Mein erster Gruß, theurer Roderich, ist die glücklichste Nachricht, die Ihr erhalten könnt. Katharina lebt und harrt Eurer sehnsuchtsvoll in Brügge.

Roderich sprang auf, sah Rosalien mit solchem

Feuer an und verlangte so stürmisch weitere Auskunft, daß Liancourt, da auch der alte Mander seinen Kopf dazwischen steckte, um kein Wort zu verlieren, die kleine Gesellschaft zum Sitzen und zu einer ruhigen Erörterung einlud.

Begreiflicherweise führte diese Erörterung zu dem Entschlusse Roderich's, auf der Stelle nach Brügge abzureisen, um sich die geliebte Braut zu holen.

Roderich selbst war erst vor Kurzem aus Ostindien zurückgekommen. Als Matrose gepreßt, hatte er sich bald durch seine ausgezeichneten Gaben hervorgethan, war seinem frühern Stande gemäß von der ostindischen Compagnie angestellt worden und als ein allgemein geachteter Offizier nach drei Jahren voll reicher Erfahrung zurückgekehrt. Den Nebenbuhler, der ihn verrathen hatte, zu bestrafen, fand er keine Gelegenheit, da de Vlies sich nirgends mehr blicken ließ. Aber Cornelia gab ihm das treubewahrte Tuch zurück und erzählte ihm das Ende seines armen Hundes. Sie hatte sich auf den dringenden Wunsch ihres Vaters verheirathet, ihr Gatte war aber bald wieder gestorben. Roderich ehrte sie hoch. Nach seiner Abreise lernte sie in Mander's Hause Rosalien und durch sie auch Apollonien kennen.

Fünftes Capitel.

Während die Woge des Schicksals, die für Rosalien in Brügge zum letztenmal so schwarz und drohend herangezogen war, sie gleichsam doch nur spielend in den sichern Hafen trieb, wurde dagegen die arme Katharina aufs neue in eine ungewisse Lage hinausgeworfen.

Ihre gute alte Base hatte sich im Garten des Herrn Overbroeck durch zu übermäßigen Genuß von Süßigkeiten den Magen zu verderben angefangen und starb im Winter plötzlich, indem sie, wie es alten Frauen öfters zu begegnen pflegt, den Tod noch weit entfernt gewähnt hatte. Da nun kein Testament von ihr vorhanden war, so fiel ihr sämmtliches Erbe an ihren nächsten Verwandten, welches Niemand anders, als der uns noch von Köln her bekannte Herr Lacken war.

Dem trauernden Mühmchen wurde zwar gestattet, im Hause zu bleiben, bis der neue Erbe angekommen sein würde, aber sie hatte ganz und gar keine Lust, von diesem Zugeständniß Gebrauch zu machen, sondern schnürte mit weinenden Augen ihr kleines Bündel und verließ das ihr so lieb und vertraut gewordene Haus, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollte.

Herr Overbroeck stand vor der Thür und bot ihr mit gerührtem Sinn noch einmal Herz und Hand. Schräg gegenüber stand die Thür seines angenehmen und reichen Hauses offen, sie hätte nur mit ihm hineintreten dürfen. Aber kopfschüttelnd und mit der Hand ihn abweisend ging sie weiter.

Nicht weit davon wartete der zweite Liebhaber auf sie, der Maler Verdugo, der ihr dringend anlag, sie zu einer armen, aber ehrbaren Handwerksfrau von seiner Verwandtschaft bringen zu dürfen, bei der sie wie ein Kind vom Hause aufgenommen sein sollte. Katharina sah ihn nicht ohne Güte an, schüttelte aber doch auch bei ihm den Kopf und sagte: Ich glaube nun doch nicht, daß es einen Liebhaber geben kann, der ganz uneigennützig wäre.

So ging sie denn auch bei ihm vorüber und klopfte an der Pforte des Beguinenhauses an. Hier fand sie eine bereitwillige Aufnahme und erschien noch an demselben Tage in dem grauen Kleide des Hauses, um Armen und Kranken Hülfe zu spenden.

Lacken kam in Brügge an, spreizte sich nicht wenig als Erbe des nicht unansehnlichen Vermögens und erkundigte sich mit großem Eifer nach der schönen Muhme. Aber alle seine Versuche, mit seiner werthen Persönlichkeit, die so wenig Glück bei der Tochter des reichen Mander gemacht hatte, jetzt bei der armen Beguine besseres Glück zu machen, schlugen fehl.

Katharina erlaubte ihm nicht einmal, sie zu sehen, und als er sich ihr bei einem ihrer frommen Ausgänge auf der Straße frech aufdrängte, warf sie ihm einen vernichtenden Blick zu und hatte die Genugthuung, die Entrüstung zu sehen, mit welcher die zufällig auf der Straße befindlichen brügger Bürger die Beleidigung der Beguine gerächt haben würden, wenn Lacken sich ihr nicht durch eilige Flucht entzogen hätte.

Er selbst aber rächte sich auf doppelte Art, einmal, indem er ihr verschwieg, daß ihr Vater in Amsterdam lebe, und sodann, indem er einen Versuch machte, sie von Köln aus durch die Gerichte reclamiren zu lassen. Allein dieser Versuch scheiterte, weil die kölner Gerichte sich auf die verjährte Angelegenheit eines verschollenen Mädchens nicht einlassen wollten, zumal Haus und Besitz ihres Vaters längst confiscirt waren.

Eines schönen Morgens zeigte sich ein Fremder mit über die Achsel geworfenem Mantel in der Straße, welche Katharina ehemals bewohnt hatte. Sein stattlicher Wuchs und stolzer Gang fiel dem Maler Verdugo auf, der schon an seiner Staffelei saß und ihn durchs offene Fenster beobachtete. Der Fremde besah Haus für Haus mit großer Aufmerksamkeit, bis er mit einem freudigen Ausruf vor dem Hause der verstorbenen Base stehen blieb und heftig an die Thür pochte.

Wer ist da? rief eine Stimme aus dem Fenster?

Der Fremde blickte auf und wollte eben fragen: Wohnt hier nicht — als Lacken, denn er war es, der in tiefem Negligée oben herausschaute, plötzlich ganz roth im Gesichte wurde und laut aufschrie: Alle Teufel, Roderich!

Alle Teufel, Lacken! wiederholte Roderich mechanisch und sein sonnverbranntes Gesicht glühte noch dunkler vor Zorn, als das fade seines Gegners am Fenster. Aber rasch rief er hinauf: Wo ist Trinchen?

Lacken lachte boshaft hinunter und antwortete: Das Haus ist mein, die alte Base ist gestorben und Euer Mädchen in die weite Welt gezogen, da könnt Ihr sie suchen.

Mit diesen Worten schlug er das Fenster wieder zu. Roderich hatte nicht übel Lust, die Hausthüre einzutreten, denn er glaubte immer noch, Katharina müsse im Hause sein und Lacken belüge ihn. Aber er mäßigte sich und beschloß, bei den Nachbarn nachzuforschen.

In diesem Augenblicke winkte ihm der Maler und Roderich begab sich in dessen Wohnung, wo er, nach seinem Namen gefragt, sich zu erkennen gab und Alles erfuhr, was er wissen mußte.

Ohne weiter an Lacken zu denken, stürmte er so=

gleich zum Beguinenhause, das ihm Verdugo bezeichnete, und pochte die Pförtnerin heraus. Wenige Minuten später lag er in den Armen Katharina's. Beide waren so erschüttert, daß sie lange stumm aneinander hingen und sich nur küßten und weinten. Dann aber erwachte ihre ganze alte Fröhlichkeit wieder. Das Mädchen erfuhr, ihr Vater lebe noch und sei glücklich; Roderich kam, sie als Bräutigam abzuholen. So viel Glück auf einmal erfüllte ihre Seele mit einem Entzücken, daß sie alle ihre Schwestern, die aus Neugier herbeiliefen, eine nach der andern umarmte, die alte Hausmutter nicht ausgenommen. Die Beguinen waren freiwillige Nonnen, die kein ewiges Gelübde ablegten. Katharina konnte also ohne Anstand das Haus wieder verlassen, aus dem man sie nur deshalb ungern scheiden sah, weil Alle sie liebgewonnen hatten.

Roderich begab sich in den Gasthof zurück, in welchem er abgestiegen war, bestellte seinen Wagen und fuhr damit vor das Beguinenhaus. Als er aber eben im Begriff war, Katharinen hineinzuheben, um mit ihr abzureisen, erschien Lacken mit einer Abtheilung spanischer Soldaten, deren Anführer ihm einen Verhaftbefehl vorwies.

Roderich unterdrückte seinen Unmuth, indem er Lacken's Bosheit durchschaute und ihre Folgen nicht für gefährlich hielt. Er tröstete in diesem Sinne das

heftig erschrockene Mädchen, das einstweilen zu den Beguinen zurückkehren mußte, und folgte den Soldaten mit Ruhe.

Sechstes Capitel.

Der Stadtcommandant empfing ihn mit Artigkeit, hörte seine aufrichtige Erzählung theilnehmend an, meinte aber, da Roderich selbst nicht in Abrede stelle, schwedischer Offizier gewesen zu sein und zuletzt auf einem holländischen Schiffe gegen die Spanier gedient zu haben, der Krieg aber noch nicht beendigt sei, so bliebe Grund genug übrig, ihn zurückzuhalten, auch wenn man in Köln, wohin Bericht erstattet werden solle, seine Auslieferung nicht begehre. Uebrigens seien die Friedensunterhandlungen dem Abschluß nahe, er hoffe also, ihn bald wieder entlassen zu können.

So mußte denn Roderich, mit verbissenem Ingrimm, ins Gefängniß wandern. Man behandelte ihn sehr anständig. Aber die Friedensunterhandlungen dauerten schon zwei Jahre und es ließ sich nicht absehen, wenn sie enden würden. Die Ungewißheit ver-

zehrte den feurigen Jüngling, der dem Besitz seiner Geliebten sich schon so nahe gewähnt hatte.

Er war daher freudig überrascht, als er schon nach einigen Tagen, indem er ein großes Brot aufschnitt, darin einen Strick, eine Feile und einen Brief fand. Das Brot war ihm von Verdugo zugeschickt worden, der ihn schriftlich anwies, die Fenster seines Gitters durchzufeilen und zu einer bestimmten Stunde der Nacht sich an dem Strick aus dem Fenster herabzulassen. Er werde unten auf ihn warten.

Roderich folgte pünktlich dieser Vorschrift und wurde, als er glücklich unterhalb des Fensters in rabenschwarzer Finsterniß der mondlosen Nacht festen Boden faßte, von Verdugo aufgefangen und still und heimlich weitergeführt. Erst als sie auf sicheren Wegen aus der Stadt herausgekommen waren und sich im freien Felde befanden, theilte der Retter dem Geretteten den weitern Fluchtplan mit und kündigte ihm an, daß die Beguine an einem nicht mehr weit entfernten Orte schon auf ihn warte.

In dem wohlbekannten Hause der Milchfrau harrte sie wirklich mit brennender Sehnsucht auf ihn und kam ihm in der Dunkelheit entgegen, während die alte Bäuerin in der Thüre stehend das Licht gegen den Wind schützte, der sich zum großen Verdrusse des Malers nach Mitternacht erhoben hatte. Er wollte nämlich zu den Dünen und die Liebenden noch an

demselben Tage auf dem Meere nach Vließingen überfahren. Niemand war im Hause wach als die Hausfrau, die aber schon bäuerische Anzüge ihres Mannes und Sohnes bereit gelegt hatte, welche Roderich und der Maler gegen die ihrigen umtauschten. Katharina war bereits als Bauermädchen gekleidet.

Unter den leisen Segenswünschen der Milchfrau pilgerten die Flüchtlinge nun noch vor Tagesgrauen weiter, gelangten aber erst gegen Mittag nach Wendume, einem Uferdorfe, wo der Maler eine abgelegene Schifferhütte aufsuchte, in der er früher oft wochenlang zugebracht hatte, um Seestudien zu machen. Der alte ihm befreundete Schiffer sollte ihm sein Boot verkaufen, da man ihm, selbst mit nach Holland zu fahren, nicht zumuthen konnte.

Aber der Wind hatte den ganzen Morgen über zugenommen und war in Sturm übergegangen, so daß an eine Fahrt in die offene See nicht zu denken war. Traurig blickten die beiden Liebenden von den Dünen herab in die unermeßliche Meereswüste, in deren hohen Wogen der Sturm brüllte, welcher von Südwesten her zugleich tiefschwarze Wolken in dunkeln Massen über Meer und Land trieb.

Zum Glück waren nur wenige Menschen am Strande und auch von diesen wurden sie nur von ferne gesehen und für gewöhnliche Landleute gehalten. Der einsam wohnende Schiffer aber war ein grundehrlicher

und so phlegmatischer Mann, daß er sie nicht einmal mit seiner Neugier beunruhigte. So konnten sie ohne Gefahr nöthigenfalls mehre Tage sich in seiner Hütte verborgen halten und das Vorübergehen der Sturmzeit abwarten.

Verdugo beschäftigte sich mit dem Alten und sorgte dafür, daß die Liebenden bei einander allein sein konnten. Sein Zartgefühl erregte Roderich's ganze Bewunderung, zumal als er von Katharinen erfahren hatte, welches Opfer er ihm bringe.

Sie konnte nicht umhin, als sie sich des Abends zu der bescheidenen Mahlzeit niedersetzte, die der Maler mit Hülfe des Alten ihnen bereitet hatte, jenem die Hand zu reichen und mit einem seelenvollen Blicke zu sagen: Ich habe Euch doch sehr Unrecht gethan, lieber Verdugo, als ich meinte, Ihr könntet nicht uneigennützig sein. Ich bitte Euch nun von Herzen meine Sünde ab.

Roderich faßte seine andere Hand und drückte sie ihm aufs biederherzigste. Gott rette uns nur, rief er, aus dieser letzten Gefahr, damit ich im Stande sei, Euch in Holland zu beweisen, wie hoch ich Euch achte.

Sie schlossen einen innigen Bruderbund, der nie mehr getrennt wurde, und wachten die ganze Nacht zusammen mit dem Alten, um das Wetter zu beobachten und die erste Stunde nicht zu versäumen, in der

die Abfahrt möglich würde. Auch Katharina wollte bei ihnen wachen, aber die Männer baten sie dringend, wenigstens zu versuchen, ob sie nicht schlafen könne, da sie schon so viele Anstrengungen gehabt und ihr vielleicht noch größere bevorständen. Sie gehorchte und legte sich in der Kammer des Alten zu Bette, bis sie wirklich aus Müdigkeit in einen tiefen Schlaf versank.

Am Morgen weckte sie der Kuß ihres Roderich und die Nachricht, der Sturm habe sich gelegt. Zwar gingen die Wellen noch hoch genug für ein Auge, das an den schrecklichen Anblick weniger gewöhnt war, aber erfahrene Schiffer fürchteten jetzt nichts mehr und durften sich dem gewaltigen Elemente ohne Sorge anvertrauen. Roderich hatte Gelegenheit gehabt, das Rudern auf offener See bis zur Meisterschaft zu erlernen, und auch dem Maler war diese Kunst von früheren Jahren her geblieben. Dem Alten wurde sein Boot reichlich bezahlt, in das Katharina nach einem stillen Gebet nicht ohne Zagen einstieg.

Der Maler kannte die Wielingen von seinem frühern längern Aufenthalte an dieser Küste her so genau, daß das Boot nach keiner Seite hin auf den Sand lief und vom günstigen Winde nordöstlich getrieben, wenn auch hinauf- und hinabgeschaukelt, doch pfeilschnell seinem fernen Ziele zueilte. Roderich drückte das Ruder mit solcher Macht, als wolle er das ganze Meer hinter sich schleudern.

Eine weiße Möve, so niedrig fliegend, daß sie die langen Schwungfedern in jeden schaumaufwerfenden Wogenrand zu tauchen schien, flog dem Boote lange wie eine Taube des Friedens voraus und spiegelte die hinter den Dünen aufgehende Sonne im Glanze ihrer Flügel.

Nach einer langen und ermüdenden, aber glücklichen Fahrt erhob sich vor des Mädchens sehnenden und staunenden Augen der Mastenwald im Hafen von Vließingen und bald betrat ihr zarter Fuß das Ufer der Freiheit.

Siebentes Capitel.

Ihre vlämische Bauerntracht fiel auf, aber Roderich, der früher mit dem Ostindienfahrer hier gelandet war und mehre Bekannte fand, wies sich als guter Holländer aus und bat seine Braut und den Maler, ihre Tracht auch noch bis Amsterdam beizubehalten, zur angenehmern Ueberraschung ihrer Freunde und zum Zeugniß der Gefahren, die sie bestanden hatten.

Der alte Mander, der jeden Tag mit Sehnsucht auf Nachrichten von Roderich gewartet und schon ängstlich zu werden angefangen hatte, wurde wirklich

durch die Ankunft des schönen Bauermädchens und ihrer beiden Begleiter aufs lieblichste überrascht. Die Tochter kniete vor dem Vater nieder, küßte ihm die Hand und bat ihn herzlich um Verzeihung wegen des vielen Kummers, den sie ihm gemacht hatte. Aber er schloß sie mit Freudenthränen in seine Arme, dankte Gott, sie endlich wieder zu haben, richtete sie auf, legte ihre Hand in die Hand Roderich's und sagte: Ich verzeihe dir nicht blos, sondern es thut mir recht in der Seele wohl, daß du dir einen so wackern Bräutigam ausgesucht hast und daß ihr einander so treu geblieben seid. Ich hätte mir's vor vier Jahren wol nicht träumen lassen, aber Gott ist weiser, als wir Menschen sind. Gott hat's wohl gemacht. Gott segne euch, meine Kinder, und sei mit euch für und für!

Katharina wurde nun aufs geschmackvollste als Holländerin gekleidet, das vlämische Bauernkleid aber zum Andenken aufbewahrt. Der erste Gang, den das junge Brautpaar in Amsterdam machte, galt dem edlen van der Lüe, der gewissermaßen der Schöpfer ihres Glückes gewesen war. Der alte Herr erinnerte sich der freundlichen Züge der Kölnerin noch von Worringen her, betrachtete abwechselnd den Jüngling und das Mädchen und hatte seine Lust an dem stattlichen Paare. Noch lebhafter war ihr Empfang im Hause der Frau von Liancourt, die im Glück dieses

jungen Paares ihr eigenes abgespiegelt sah und in so heiteren und frohen Umgebungen immer mehr Vertrauen in die Zukunft setzte.

Auch Frau Cornelia mußte besucht werden. Roderich kam dabei in einige Verlegenheit, aber das kleine Ereigniß mit dem Tuche hatte Katharinen so gerührt und so für ihre edle Nebenbuhlerin eingenommen, daß ihr offenherziges und zärtliches Benehmen auch Cornelien gewinnen mußte. Als sie ein wenig näher miteinander bekannt geworden waren, schloß Cornelia sie einmal plötzlich mit Heftigkeit in die Arme und rief: Wahrhaftig, ich kann nicht anders, Mädchen, ich muß dir deine Liebenswürdigkeit verzeihen.

Die Hochzeit Roderich's und Katharina's wurde mit bürgerlicher Einfachheit und holländischem Luxus zugleich gefeiert, wobei van der Lüe den Ehrenplatz zwischen Braut und Bräutigam einnahm, der Vater aber an der Seite des Bräutigams und Maler Verdugo auf der andern Seite neben der Braut saß. Nie wol war eine Hochzeit fröhlicher gefeiert worden. Am frohesten aber war Roderich, der seine kühne Hoffnung auf das Glück in vollem Maße erfüllt sah und dem Fortuna jetzt im Brautkranze lächelte, indem sie ihn aus ihrem Füllhorne mit allen irdischen Freuden überschüttete.

Unter den Ehrengeschenken war das prächtigste

eine bürgerliche Haube für die Braut, nach holländischer Sitte mit Tempetten, von Gold gestickt und mit Perlen und Edelsteinen übersäet. Van der Lüe erschien am Morgen nach der Hochzeit mit sämmtlichen männlichen Gästen und Freunden, um die erröthende junge Frau zum erstenmal mit diesem Zeichen ihres neuen Standes, mit der uralten Zierde friesischer Frauen zu schmücken und ihr einen väterlichen Kuß auf die blühende Stirn zu hauchen.

Der kleine Zirkel von Freunden und Freundinnen, die sich bei Roderich's Hochzeit so froh zusammengefunden, größtentheils aber sich schon früher kennen gelernt und erprobt hatten, blieb von da an in unzertrennlicher Verbindung. So mannichfach auch die Gegensätze unter diesen Personen und ihrer Erziehung und Confession waren, glichen sie sich doch durch die Humanität ihres Charakters und durch gemeinschaftliches Unglück und Glück, das sie verbunden hatte, auf die freundlichste Weise aus. So war diese Gesellschaft unter van der Lüe's Vorsitz ein kleines Abbild der holländischen Republik selbst, in der sich die Contraste von Jahrhunderten durch gemeinschaftliche Leiden und gemeinschaftliche Arbeit edler und ungerecht verfolgter Menschen aus ganz Europa verschmolzen, denen aber der urkräftige friesische Stammcharakter zum festen Cement diente.

Rosalie fand, obgleich sie sich fast ausschließlich

ihrer Familie widmete, doch ein außerordentliches Wohlgefallen an der politischen Freiheit, die sie zum erstenmal in Holland kennen lernte. Denn in ihr fand sie endlich die Erlösung von der geheimen Angst, die sie durch ihr ganzes bisheriges Leben begleitet hatte. Sie schwärmte daher für dieses freie Bürgerthum. Liancourt fand dagegen seine aristokratischen Angewöhnungen hin und wieder ein wenig verletzt durch die allzuderben Gleichheitsansprüche der Holländer. Diese Unannehmlichkeiten schienen ihm aber unbedeutend, wenn er dagegen den Segen der Duldung abwog, welche hier so viele treffliche Menschen vereinigte, die auf einem andern Boden sich bis auf den Tod hätten anfeinden müssen.

Man bewegte sich damals im höchsten Grade frei in Holland. Die Staatsklugheit der Republik duldete neben der Calvinischen Kirche, zu der sich die Mehrheit der alten Einwohner bekannte, die Jansenistisch-katholische in Utrecht, die Lutherische in allen Städten, wo aus Deutschland vertriebene Lutheraner sich niedergelassen hatten, und außerdem den Gottesdienst aller Völker und Secten, die nach Holland kamen. Die entgegengesetztesten Schriften in Glaubenssachen wurden hier friedlich nebeneinander gedruckt und aus allen Winkeln Europas schickte man die Manuscripte nach Holland, die anderswo nicht gedruckt werden konnten. So blühte fast gleichzeitig die aus Sachsen ver-

bannte wunderbare Mystik Jacob Böhme's und die aus Frankreich verbannte Philosophie des Descartes in Holland auf. Bei dem praktischen Bedürfnisse der Republik und dem vorherrschend berechnenden und empirischen Sinne der Holländer überhaupt walteten aber überall auf den Universitäten und in der Presse die politischen, historischen, mathematischen und Naturwissenschaften vor.

Diese Sachlage übte verschiedenen Einfluß auf die in Holland erst angekommenen Fremden. Während Ravenel im Haag sich ganz der Philosophie hingab, vertiefte sich Liancourt in Amsterdam immer mehr in Naturstudien. Berger blieb seiner Theologie am treuesten, aber mit immer toleranterer Gesinnung gegen Andersdenkende. Verdugo malte wieder Portraits und bekam eine namhafte und reiche Kundschaft. Roderich aber widmete sich ausschließlich dem Handel und der Schifffahrt. Das Geschäft des alten Mander gedieh durch seine Rührigkeit und Umsicht zusehends.

Achtes Capitel.

Der alte Herr van der Lüe hatte den galanten Einfall, die befreundete Gesellschaft, in der er selbst nicht selten der eigentliche Mittelpunkt war, durch die

geschickte Hand des sinnigen Verdugo in anmuthigen Gruppen Paar und Paar gesellt in einer Art von Liebesgarten auf einem großen Bilde nach dem Beispiele ähnlicher Gemälde des berühmten Rubens darstellen zu lassen. Der schöne Garten Cornelia's schien dazu den passendsten Hintergrund abzugeben. Das Costume sollte nach dem damaligen Geschmacke ein ideales, halbantikes, halbfrisirtes sein. Das Bild selbst hatte der alte Junggeselle zu behalten nicht den Eigennutz, sondern wollte es der ihm so lieb und theuer gewordenen Katharina als Schmuck ihres großen Gesellschaftszimmers stiften und bei der Geburt ihres ersten Kindes überreichen.

Verdugo malte das Bild con amore, befand sich aber in einer kleinen Verlegenheit, wie er Frau Cornelia anbringen sollte. Ei, dachte er, ich will sie selber fragen und begab sich hinaus auf ihr Landgut. Zugleich übernahm er den Auftrag, ihr die Ankunft der übrigen Freunde und Freundinnen auf den Nachmittag anzukündigen, indem Herr von Ravenel aus dem Haag auf einige Tage zum Besuch gekommen war und man eine große Schlittenpartie verabredet hatte.

Es war ein kalter duftiger Decembermorgen. Die Sonne ging hochroth über dem ebenen Horizonte auf und ihre Kugel glühte strahlenlos durch den milchblauen Nebel. Die ganze Luft war gleichsam ein

Opal geworden. Alle Wiesen und Bäume, an denen der Maler im Schlitten vorüber fuhr, waren mit Reif überzogen, dessen glänzend weiße und kleine Eiskrystalle die zarte Form jedes Zweiges und Halmes ausdrückten und, als die Sonne höher stieg, wie Brillanten funkelten. Die Luft war schneidend, milderte sich aber im warmen Sonnenlicht.

Verdugo lenkte zu Frau Cornelia's stattlichem Landsitze ein, hielt vor ihrer Thür und wurde mit aller Artigkeit aufgenommen. Nachdem die emsige Hausfrau die nöthigen Anstalten getroffen hatte, um die auf Nachmittag angesagten Gäste würdig zu empfangen, setzte sie sich mit dem Maler zu einem kleinen eleganten Frühstück und hörte seine Bitte in Bezug auf das Gemälde an, kam dadurch aber in eine gewisse Unruhe. Sie hegte ein nicht geringes Wohlwollen gegen den Maler, das sie gewissermaßen von Roderich auf ihn übertrug, als sie erfahren hatte, wie viel ihm Roderich verdanke. Dem Maler war auch seinerseits die Güte ihrer Blicke nicht entgangen und sie hatte ihn aus dem nämlichen Grunde lebhaft interessirt, aus welchem er sie interessirte. Beide hatten sich schon insgeheim mit dem Gedanken beschäftigt, ob es nicht das Natürlichste wäre, wenn sie einander wechselseitig trösteten.

Obgleich Cornelia sonst keineswegs schüchtern war, so versagte ihr doch bei der Frage des Malers die

alte Laune und Redseligkeit gänzlich und sie fühlte sich von einer Blödigkeit ergriffen, wie ein Mädchen. Verdugo misverstand diese Zurückhaltung und ließ die kühnen Vorsätze fahren, die er unterwegs gefaßt hatte. Aber die schöne Frau mußte doch in das Bild gemalt werden und als er verschiedene abgeschmackte Vorschläge gemacht hatte, wie sie etwa darauf anzubringen wäre, konnte sie nicht umhin, über ihn zu lachen, fühlte wieder die ganze natürliche Ueberlegenheit ihres Geschlechtes und warf ihm muthwillig die Frage hin, in welcher Situation er sich denn selber auf dem Bilde malen wolle?

Da faßte er sich ein Herz, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, küßte ihre Hand und sagte: Zu Euren Füßen, wenn Ihr mir's nicht verwehrt.

Steht auf, sagte sie liebevoll, ich dächte, es wäre besser, wenn Ihr Euch nicht vor mir niedergebückt, sondern lieber Arm in Arm mit mir maltet.

Ihr seid eine Göttin, rief er, und ich war ein Dummkopf. Aber wenn eine Dame ihren Liebhaber nicht dumm machen kann, so kann sie ihn auch nicht wahrhaft bezaubern. Verzeiht mir also alle meine bisherige Einfältigkeit, theure Cornelia!

Sie brachten den stillen Sonntag auf dem Lande im höchsten Vergnügen miteinander zu. Cornelia's Vater lebte nicht mehr, sie war ganz unabhängig, ihr Vermögen gut angelegt, sie konnte daher frei der

Neigung ihres Herzens folgen und es war ihr ein entzückender Gedanke, durch ihre Hand einen Mann zu beglücken, den das Glück vorher so stiefmütterlich behandelt hatte. So fremd sie einander auch waren, so besaßen sie doch beide in einer gewissen Gemüthlichkeit und in einem klaren Verstande verwandte Eigenschaften, denn in beiden wallte niederländisches Blut, und als erst die Befremdung von ihnen gewichen war, erstaunten sie selbst, wie außerordentlich gut sie zueinander paßten.

Sobald sie des Nachmittags die Schlitten heranklingeln hörten, auf denen die Gäste aus Amsterdam ankamen, gingen sie hinab um sie an der Thüre zu empfangen. Auf der Treppe bemerkte Cornelia die Eisblumen an den gefrorenen Fenstern. Seht da, Maler, sagte sie, das Eis hat heute überall Rosen und runde Blumen auf dem Glase abgebildet, das bedeutet Glück im Heirathen. Als ich meinen ersten Mann nahm, waren die Fensterscheiben voll spitziger Nesseln und Disteln, deswegen hatte ich auch Unglück.

Gott wende alles Unheil von Euch ab, holde Cornelia, sagte der Maler, und schenke mir nur darum eine dauerhaftere Gesundheit, als Eurem ersten Manne, damit ich Euch noch als Großmutter malen kann.

Die Schlitten hielten an. Man begrüßte sich aufs lustigste, freute sich des schönen Tages und polterte

die Treppe hinauf. Die Damen legten ihre duftenden Pelze und Nebelkappen ab und ordneten vor den hellen Krystallspiegeln ihren Haarputz. Ravenel wurde der Frau des Hauses als neuer Bekannter vorgestellt und übertraf sich selbst an französischer Liebenswürdigkeit und Politesse.

Neuntes Capitel.

Als sie Alle vergnügt beisammen saßen, äußerte Apollonia ihr Entzücken über die heitere Sonne dieses Wintertages und sagte zu Rosalien: Unser alter Freund, der selige Professor Tinius, pflegte dergleichen Tage die halcyonischen zu nennen, weil die schöne Alcyone und ihr geliebter Ceyx zum Lohn ihrer Treue in Eisvögel verwandelt wurden, welche Vögel, wie man sagt, in seliger Eintracht lebend mitten im Eismeere brüten und während deren Brutzeit kein Wind sich bewegt und tiefe Ruhe in der ganzen Natur herrscht.

Und brütet nicht, bemerkte Liancourt, die Sonne über dieser bereiften und erfrornen Landschaft wirklich den künftigen Frühling aus?

Wo böte der Süden, sagte Roderich, etwas Be-

haglicheres dar, als ein so warmes Zusammensitzen in getäfelten Zimmern bei goldenem Wein mit schönen Frauen im Norden? Ich fühle aufs lebhafteste den Contrast, und ihr werdet ihn mit mir fühlen, wenn ich euch erzähle, was mir auf meiner Reise in Ostindien begegnet ist. Wir landeten in Batavia und Unmuth wegen meiner gewaltsamen Entführung aus Holland und heftiger Kummer um meine Katharina, von deren Aufenthalt, ja von deren Leben ich schon so lange nichts wußte, verzehrten mich mehr als das ungesunde Klima jener schwülen Küste. Da wurde ich auf die Empfehlung des Schiffscapitains von dem Gouverneur eingeladen, aufs gnädigste empfangen, trefflich bewirthet und als Offizier angestellt. Der Gouverneur aber hatte sich, um den verpesteten Dünsten der ewig glühenden und gährenden Sumpfluft am Ufer der Insel Java wenigstens zeitweise auszuweichen, in eine höher gelegene Gegend im Innern des Landes zurückgezogen. Hier wehen kühlere Lüfte, hier herrscht ein ewiger Frühling und gedeihen in künstlich gepflegten Gärten, von der Fruchtbarkeit der Natur und von dem herrlichen Himmelsstrich unterstützt, die köstlichsten Früchte der Erde, einheimische und fremde, weshalb auch der Gouverneur das Landgut, was er sich dort erbaute, „Weltfrieden" genannt hat. Hier lag ich oft unter den leise in der dunkelblauen Luft dahinwallenden prächtig gefiederten Blät-

tern einer Palme, erquickte mich wunderbar an der Stille und Fülle des mich umgebenden Paradieses und glaubte schon die Luft der Seligen im Himmel einzuathmen, aber nur um in so tiefern Gram zurückzusinken, den mir die Trennung von der Geliebten meiner Seele verursachte, eine Trennung, von der ich damals noch nicht ermessen konnte, ob sie jemals aufhören würde. Wie viel schöner und herrlicher nun auch dort auf den ostindischen Inseln die Natur ist, so lobe ich mir doch unsern nordischen Winter, in dessen Schnee und Eis wir, nicht wahr, Trinchen, wie Eisvögel unser Nest so warm und traulich haben bauen können?

Alle lächelten und Katharina senkte erröthend ihre Augen. Rosalie schlug die ihrigen gleichfalls nieder, was Liancourt mit der süßesten Genugthuung beobachtete.

Mein Gott, sagte Herr von Ravenel, ihr halcyonischen Ehepärchen könntet einen armen alten Hagestolz noch in seinen festesten Principien erschüttern und zu einer Thorheit verleiten. In der That, wenn ich wüßte, daß irgend noch eine Dame übrig wäre, die so viel Erbarmen für mich hätte, so würde ich stehenden Fußes euch zuliebe mich noch in Hymens Fesseln schmieden lassen.

Nachdem er einen schmachtenden Seitenblick auf Cornelien geworfen, kehrte er derselben plötzlich seine

Fronte zu, präsentirte sich ihr mit cavaliermäßiger Grazie und frug: Wie wäre es, meine schöne Frau Wirthin, wenn Sie meiner etwas verspäteten Huldigung noch Gehör geben wollten und wenigstens auf heute Abend mich zu Ihrem Ritter annehmen, um die glücklichen Paare vollzählig zu machen.

Indem ich Ihnen, antwortete Cornelia, für die ehrenvolle Auszeichnung danke, die Sie mir zugedacht haben, muß ich mich dennoch entschuldigen, da ich für heute, ja für immer schon versagt bin.

Dabei ging sie auf Verdugo zu, der sich bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte, nahm ihn bei der Hand und stellte ihn mit einem tiefen Knix der überraschten Gesellschaft als ihren Bräutigam vor.

Ravenel, der den Maler hier wie in Brügge nur als eine Nebenperson betrachtet hatte, machte ein langes Gesicht, ging aber auf ihn zu, um ihm mit Artigkeit Glück zu wünschen, wurde jedoch von Roderich unterbrochen, der seinen jungen Freund stürmisch umarmte, und von Katharinen, die ihm mit dem vergnügtesten Gesicht, das ihr zu Gebote stand, die Hand reichte und Cornelien mit schwesterlicher Zärtlichkeit umarmte.

Ich kann Euch nicht übel nehmen, sagte Ravenel zu dem Maler, daß Ihr mich hier als glücklicher Liebhaber aussticht, da Euch Eure Jugend dazu berechtigt. Ich freue mich aber Eures Glückes um so

mehr, als Ihr ein Spanier seid und Eure Verbindung mit der schönen Holländerin die Versöhnung zweier feindlicher Nationen bedeutet.

Liancourt sah Rosalien an und drückte ihr mit einer schönen Empfindung die Hand. Auch in ihrer Verbindung war ja vielleicht ein noch bedeutsamerer Gegensatz heterogener Nationalitäten auf das befriedigendste ausgeglichen.

Nun was meinst du, sagte Liancourt scherzend zu Ravenel, hat dieses Wunder die Philosophie bewirken können, oder war es nicht rein eine schöne Wirkung der Natur?

Ich muß dir, erwiderte Ravenel, in diesem Falle Recht geben, mein lieber Vetter, da ich nicht zu vermuthen wage, daß unsere schöne Frau Wirthin aus Philosophie gehandelt habe, obgleich ihrer Handlungsweise der philosophische Geist inwohnt, welcher, die Menschheit auch unbewußt leitend, dereinst noch, wie ich hoffe, alle Scheidewände der Völker durchbrechen und alle Gegensätze ausgleichen wird im Siege der reinsten Humanität. Das ist eben der Triumph der Philosophie, daß sie mit den Forderungen einer gesunden und schönen Natur nie im Widerspruch steht, sondern was die Natur gleichsam nur ahnungsvoll sucht, dem klaren Bewußtsein entgegenführt.

Zehntes Capitel.

Wundervoller, herrlicher Traum des goldenen Weltalters! rief Roderich aus und setzte durch sein Feuer alle Anwesenden in Erstaunen. Ich glaube an die Erfüllung dieses Traumes, an die Wiederfindung des Paradieses auf der Erde. Kaum den Flammen entronnen, die nach meiner Wiege lechzten, als ein Kind des Unglücks aufgewachsen und im schwarzschattenden Harzgebirge in finsterer Höhle mit den Bären ringend und in der noch finsterern und unheimlichen Lehre des Demiurg erzogen, hielt ich die Welt für verloren und mich, bis mir das Bild des Glückes zum erstenmal in diesem süßen Antlitz lächelte.

Katharina mußte lächelnd die Augen niederschlagen, indem er mit seiner kräftigen Hand das liebliche Oval ihres Gesichtes einfaßte.

Wie auf unruhigem Meere, fuhr Roderich fort, hin und wieder geworfen, schwebte ich zwischen dem vollen Gefühle des Glückes und seinem plötzlichen schmerzlichen Verluste, aber die holde Göttin spielte nur mit mir, stieß mich von sich und ließ mich doch nie wieder los und überschüttete mich endlich mit all ihrem Segen. Was nun mir begegnet, warum sollte es der ganzen Menschheit nicht ebenso gut gehen?

Wilde, rohe, jedoch gesunde Kräfte mühen sich scheinbar hoffnungslos ab, aber eine unsichtbare Hand von oben leitet sie dem schönen, kaum geahnten Ziele zu. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Frau von Liancourt?

Ich muß Ihnen zustimmen, erwiderte Rosalie. Ach, wenn ich noch der finsteren Tage in Andreasberg gedenke, jener wunderbaren Vergiftung der Luft mit einem angsterweckenden Geheimniß, des Geruchs ferner Brände, des Hauches der immer näher kommenden Pest, der grausenhaften Nachrichten vom Kriegsschauplatze her, des Elends, das wir mit eigenen Augen sahen, und dazu der Lehren unseres wahnsinnigen Hausfreundes, so erscheint mir die Erlösung aus so tiefem Jammer wie ein Wunder. Ich war auch so sehr niedergebeugt, daß ich ein solches Wunder nie erwartet, nie gehofft hätte. Um so mehr fühlte ich mich überrascht, als es dennoch eintrat, und war so gewöhnt an mein Unglück, daß ich mich gleichsam zum Glück erst zwingen lassen mußte.

Kann man sich, sagte Ravenel, des Gedankens erwehren, daß die Menschheit in dem fürchterlichen Kampfe, der noch in diesem Augenblicke nicht beendigt ist, noch einmal ihre ganze alte Unvernunft austoben muß, um alsdann erst mit desto mehr Ruhe die Früchte der Weisheit zu genießen, die ihr nothwendig aus den gemachten Erfahrungen ersprießen

müssen? Was bei der unvernünftigen Rechthaberei in Glaubenssachen herauskommt, ist man sattsam inne geworden. Man wird sich hüten, sich deshalb aufs neue die Hälse zu brechen, und die Philosophie wird ruhig den Sitz der Macht einnehmen, von dem sich die feindlichen Kirchen wechselseitig verdrängt haben.

Ich verstehe nichts von Ihrer Philosophie, sagte Roderich, und glaube auch kaum, daß es möglich sein möchte, allen Menschen das schulgerechte Denken beizubringen; aber sollte nicht auch ohne Philosophie durch bloße Tüchtigkeit im Wollen und Handeln, durch Fleiß und Geschick einmal die ganze Bevölkerung der Erdoberfläche in eine ebenso glückliche Lage gebracht werden können, wie gegenwärtig unser Holland? Trauten sich die Völker nur etwas Rechtes zu, gebrauchten sie nur alle Kraft, die in ihnen liegt, wie leicht vermöchten sie sich durch wechselseitige Hülfeleistung einen Zustand voll Freiheit, Bildung und Wohlstand zu bereiten, von dem keines ausgeschlossen wäre und der nie aufhören würde.

Van der Lüe klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte: Bravo, Roderich! Du sprichst wie ein biederer Jüngling, aber ich alter Mann muß dir einwenden, daß unsere Republik Holland ihres Flores sich eben nur im Gegensatz gegen den bedauerlichen Ruin anderer Staaten zu erfreuen hat. Die Menschheit gleicht dem Meere, auf dessen einer Seite nur

Flut sein kann, wenn auf der andern Ebbe ist. Die Menschheit kann nicht bestehen, außer daß in ihr zweierlei Menschensorten in ewigem Streite liegen, die Weisen und die Thoren, die Fleißigen und die Faulen, die Guten und die Schlechten, die Gebildeten und die Barbaren. Der Ersteren werden alle Zeit weniger sein und nur ihre größere Energie vermag ihnen Sieg und Herrschaft über die Anderen zu sichern, deren Natur, wie ich glaube, nur gezähmt, aber nicht gebessert werden kann. Ich, ein freier Republikaner, stehe nicht an den Satz aufzustellen, daß die niedere Race Sclavin der höhern sein muß, wenn die Menschheit irgend fortkommen, oder auch nur in einer gewissen Ordnung verharren und nicht in Thierheit verwildern soll. Das Ideal allgemeiner Freiheit und Gleichheit, das Ziel höchster Geistesbildung ist unerreichbar allen Denen, welchen der Glutstrahl der Sonne die Haut verdunkelt hat. Und unter uns Weißen selbst, welche ungeheure Masse von Dummheit, Trägheit, Rohheit und Thierheit haben wir noch im alten Europa zu überwältigen und werden sie wol niemals überwältigen. Glück genug, wenn der bessere Theil der Menschen nur sein Recht behauptet, sich in seinen Freistaaten wie in unzugänglichen Festungen gegen die brutale Tyrannei der noch rings umnachteten Völker schützt und Herr des Meeres bleibt, jenes edlen Elementes, das sich nie

der Dummheit unterwirft, sondern immer nur dem Genie.

Ich bin Eurer Ansicht auch, sagte Berger, hauptsächlich in Betrachtung der religiösen Dinge. Der traurige Zwiespalt, welcher innerhalb der modernen Bildung und gerade unter den bevorzugtesten Menschen zwischen dem geläuterten Offenbarungsglauben und der Philosophie beginnt, beweist nur zu deutlich, wie sehr Ihr Recht habt, wenn Ihr in dieser irdischen Welt Alles auf Gegensätze hinauslaufen seht. Denn noch sind die alten Gegensätze zwischen Christenthum und Heidenthum in den drei größten Welttheilen, noch ist im christlichen Europa selbst der Gegensatz der beiden kämpfenden Kirchen nicht überwunden und schon bricht eine neue, vielleicht die am tiefsten gehende Spaltung gerade unter Denen aus, welche die Höhe der Humanität endlich erklimmt zu haben wähnten. Das Paradies, theurer Roderich, wird nie auf Erden wieder blühen. Lassen wir uns genügen, es in dieser Welt nur zu verdienen, um es einst in einer andern wiederzufinden.

Elftes Capitel.

Ein Jahr ums andere verging den befreundeten Familien in ungetrübter Heiterkeit. Da fanden sie sich wieder einmal alle zusammen, des alten van der Lüe Einladung nachkommend, als unter dem Geläute aller Glocken und unter dem Donner der Kanonen zu Amsterdam der westphälische Frieden gefeiert wurde.

Obgleich Holland in der letzten Zeit sich im Innern einer glücklichen Ruhe erfreut hatte, so war man doch nicht wenig stolz auf einen Frieden, durch welchen der Republik ihre völlige Unabhängigkeit und ruhmvoll erkämpfte Macht gesichert und von ganz Europa anerkannt wurde, und nahm nicht minder lebhaften Antheil an der endlichen Wiederkehr der Ruhe in dem schrecklich verödeten Deutschland. Unter Denen aber, welche die Schrecken des dreißigjährigen Krieges miterlebt hatten, erwachte die Erinnerung derselben heute in den frischesten Farben. Alle athmeten freier bei dem Gedanken, daß die gräßliche Zeit überstanden sei und daß sie nie mehr Aehnliches erleben würden.

Rosalie machte gegen Roderich die Bemerkung, ihr beiderseitiges Leben gleiche jetzt dem Rhein, dessen

Jugend unter schrecklichen, aber auch erhabenen Naturscenen im wilden Kampfe durch die Gebirge sich Bahn breche, um am Ende ziemlich einförmig und nüchtern im Sande zu verlaufen.

Wenden Sie dieses Gleichniß nicht an, erwiderte Roderich. Man braucht es so oft mit Unrecht, meine edle Frau, daß ich es aus Ihrem geistreichen Munde nun gar nicht ertragen kann. Heißt denn das langweilig im Sande verrinnen, wenn die herrlichsten Kräfte einer Nation sich an der Mündung ihres schönsten Stromes concentriren, um einen Staat voll Ordnung und Weisheit zu gründen und seine Macht über den weiten Ocean auszudehnen? Wo erscheint deutsches Volksleben gereifter und vollendeter, als hier bei uns? Vergleichen Sie lieber den Rhein mit einer Pflanze, die in den Alpen wurzelt und ihre prachtvolle Blume in Holland entfaltet.

Gleichwol, lieber Roderich, erwiderte Rosalie, kann ich ein heimliches Gefühl des Nüchternen mitten in meinem gegenwärtigen Glück nicht ganz unterdrücken.

Darf ich mir erlauben, fiel Verdugo ein, Sie mit einer kleinen Erfahrung zu behelligen, die ich an dem äußerst prosaischen Sandufer unserer Nordseeküste gemacht habe? Ich muß bekennen, daß ich als geborener Spanier und Katholik für die Farbenpracht in Natur, Geschichte und Volksleben mehr Sinn

habe, als für das Grau in Grau. Da war mir nun einmal am Ufer zwischen Dünen und Meer unaussprechlich öde zu Muthe und ich sehnte mich nach einem majestätischen Bilde, nach kühnen, dem wildanstürmenden Meere entgegentrotzenden Felsen. Das flache Sandufer neben dem flachen Meere, beides vom matten Grau des Himmels bedeckt, schien mir unerträglich langweilig. Aber bei längerer Betrachtung erweckte mir die phlegmatische Ruhe, mit welcher die nur wenig geneigte Fläche des Ufers das ewige Anwogen der Wellen aushielt, eine Empfindung von Achtung, die je mehr und mehr in Staunen und Ehrfurcht überging, wenn ich bemerkte, wie das Meer auch in seiner leidenschaftlichsten Bewegung und mit seiner gewaltigsten Anstrengung von diesem flachen Ufer immer leicht und spielend zurückgeworfen wurde. Trotzige Felsen kann der Drang der Wassermassen allmälig unterhöhlen und niederwerfen im furchtbaren Ringen der Elemente, aber der schiefen Fläche wird er nie Meister. O es ist etwas schrecklich Erhabenes um unser nordgermanisches Naturell im reformirten Glauben und im kaufmännischen Handeln. In welchen Schreckgebilden du ewig dagegen anstürmst, Meer des romanischen Südens, oder mit welcher reizenden Fata Morgana du zu verlocken trachtest, du wirst durch das einfache Gesetz der schiefen Fläche überwunden.

Nein, nein, rief Roderich nicht ohne Heftigkeit, du thust Unrecht, Verdugo, uns Mangel an Poesie vorzuwerfen. Wo der Mensch in Fülle seiner gesunden Kraft kämpft und arbeitet, die öde Natur belebt und die widerspenstige bewältigt, da zeigt er sich in seinem schönsten Lichte.

Und wo es kein Verbrechen ist, fügte Apollonia hinzu, das Liebenswürdige zu lieben. Aber Herr Verdugo lächelt, es ist ihm nicht Ernst. Er schätzt es ja als sein höchstes Glück, in dieser nüchternen holländischen Ebene seine Cornelia gefunden zu haben.

Ueberhaupt, meine Freunde, sagte Liancourt, scheint es mir das höchste und vielleicht einzige Glück auf dieser Erde zu sein, wenn edle und gebildete Menschen sich zusammenfinden und vom Unglück wie von der Gemeinheit unberührt die Blüte des Lebens genießen können. Dessen freuen wir uns hier, laßt also jeden Streit unter uns ruhen, zumal an diesem schönen Tage, der endlich nach dreißig Jahren des grausamsten Krieges den todmatten Völkern wieder Frieden bringt.

In diesem langen Kampfe, sagte der greise van der Lüe, haben Alle verloren, nur wir Holländer haben gewonnen. Alle Völker sind geschwächt und verarmt, nur wir sind reich geworden. Darum ziemt es uns, wie es unsere Pflicht war, in der Unglückszeit selbst zu helfen, wie wir es vermochten, so jetzt

nach geschlossenem Frieden Die zu segnen, die unter viel schwierigeren Verhältnissen als wir gegen übermächtige Feinde mit geringen Mitteln streiten mußten und sich heldenmäßig bewährten im Kampfe für die Freiheit der Gewissen. Und wenn irgend etwas einen Schatten werfen darf in das Sonnenlicht dieses schönen Friedenstages, so sei es das Andenken an die Todten. Der dreißigjährige Krieg hat Deutschland von einem Ende zum andern mit Gräbern bedeckt und zwei volle Drittheile der Bevölkerung verschlungen. Bitten wir Gott, daß diese ungeheuren Opfer ihm wohlgefällig sein mögen und daß er sie durch eine schöne Wiedergeburt des ruhmreichen Volkes belohnen wolle.

Die Erwähnung der Todten versetzte Rosalie in eine so wehmüthige Stimmung, daß sie nur mit Mühe sich der Thränen erwehren konnte.

Roderich suchte nach dieser ernsten Betrachtung den frohen Ton in der Gesellschaft herzustellen und füllte die Pokale mit perlendem Golde.

Laßt die Todten ruhen, rief er mit lebensfrohen Blicken und wünschte dem neugebornen Kinde des deutschen Friedens ein langes und freudiges Leben!

Alle stießen an und die schöngeschliffenen Gläser klangen süß wie Glocken.

Da Rosalie noch immer in tiefem Sinnen verloren dasaß, näherte sich ihr Apollonia freundlich mit

ihrem Glase, neigte sich zu ihr und flüsterte ihr ins Ohr: Florestin!

Rosalie ergriff zitternd das Glas, konnte aber ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Liancourt, Berger, Katharina und Roderich hatten Florestin's Namen gehört und umringten die Weinende, um sie zu trösten und auf das Wohl ihres fernen Bruders mit ihr anzustoßen. Da blickte sie mit einem schweren Seufzer zur Decke des Saales, hob ihr Glas empor und rief: Ja, Florestin, Frieden auch dir!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nachwort.

Wenn dieses Gemälde aus dem Dreißigjährigen Kriege theilnehmende Leser findet, so beabsichtigt der Verfasser, von den ferneren Schicksalen Florestin's als Missionair unter den Schrecken und Schönheiten der tropischen Natur in einer Fortsetzung, die aber ein Ganzes für sich bilden würde, Kunde zu geben.

Menzel, Wolfgang,

Furore Geschichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege ; ein Roman

Bd.: 2

Leipzig (1851)